Nov. 1941.

Rudolf Lenz.

433388

Fröhliche

Sommertage

und

Winternächte.

Vom Ausland gebracht

durch

Demokritos.

Zweiter Theil.

Der Hof-Cavalier. Von Gornicki.

Stuttgart, 1856.

Verlag von J. Scheible.

Der

Polnische Demokrit

als Hofmann,

oder

die schwankhaften Unterhaltungen der lustigen Cavaliere am polnischen Königshofe unter Sigismund August.

Von

Lucas Gornicki.

Aus dem Polnischen übersetzt.

Stuttgart, 1856.

Verlag von J. Scheible.

BIBLIOTECA PEDAGÓGICA
760288

Druck von E. Greiner in Stuttgart.

Der

polnische Hof-Cavalier

von

Lucas Gornicki.

Dem Allerdurchlauchtigsten Fürsten, und mächtigsten Herrn der Christenheit, Herrn

Sigismund August,

von Gottes Gnaden König von Polen, Großfürsten von Litthauen, Rußland, Preussen, Masovien, Samogitien, und vieler anderer Länder Herrn und Beherrscher, meinem gnädigen Herrn.

Dem Glücke Ew. Königl. Majestät ist es zuzuschreiben, daß es unter der Regierung keines Königs von Polen so viele gelehrte Männer in Polen gegeben hat, als unter der Regierung Ew. Königl. Majestät. Das aber ist nicht eine Folge des Glücks, sondern allein Ew. Königl. Majestät zu verdanken, daß Polen

so viele in der Mutterſprache geſchriebene Werke beſitzt, als man früher niemals fand. Denn da ſich Ew. Königl. Majeſtät vornahmen, der Welt offen zu zeigen, daß Sie dieſe Krone lieben, ſo richteten ſogleich diejenigen, denen Gott eine größere Kenntniß verliehen hatte, ihr Streben darauf, ihrem Vaterlande zu nützen, und unternahmen es, über wichtige Gegenſtände in polniſcher Sprache zu ſchreiben. Wir bekamen die Bibel, wir bekamen andere Bücher, welche dem Menſchen den Weg zeigen, recht zu handeln. Denn da aus der Dummheit alle Verkehrtheiten erwachſen, ſo iſt es unmöglich, daß der Menſch jemals aus ſich ſelbſt rechtſchaffen leben könnte, wenn er nicht zuvor die Augen ſeiner Vernunft reinigt und den guten Weg ſieht, den er gehen ſoll. Deßhalb verdankt Polen Ew. Königl. Majeſtät viel für dieſen guten Willen. Indem auch ich, der Diener Ew. Königl. Majeſtät, dieſes in Erwägung zog und der Meinung war, daß das Ew. Königl. Majeſtät ſehr angenehm ſei, was Jemand in guter

Abſicht für die polniſche Nation thut, ſo unterzog ich mich einiger Arbeit, um mich auch in etwas hervorzuthun. Und nach der Sitte jener Alten, wie es auch der Graf Balthaſar Caſtiglioni that, deſſen Hof-Cavalier ich in's Polniſche übertragen wollte, ſchrieb ich Pradniker Geſpräche der Hof-Cavaliere Ew. Königl. Majeſtät. Und da Ew. Königl. Majeſtät die hohen Tugenden des Biſchofs Macieiowski und die Würde ſeiner Hof-Cavaliere, deren ich hier Erwähnung thue, recht gut gekannt haben, weßhalb meine Glaubwürdigkeit in Betreff ihrer Vorzüge bei den Leuten um ſo gewichtiger ſein kann, ſo ſende ich Ew. Königl. Majeſtät, meinem gnädigen Herrn, dieſe Geſpräche ſchriftlich und ſende ſie ſo, wie ich ſie, nicht mit Orzechowski's goldner, ſondern mit meiner bleiernen Feder zu ſchreiben vermochte. Sollten ſie deſſen ungeachtet den Leuten gefallen, was ich nicht zu hoffen wage, ſo wären ſie dafür nicht mir Dank ſchuldig, ſondern Ew. Königl. Majeſtät; denn Ew. Königl.

Majestät Liebe zum Vaterlande hat mich zu dieser Arbeit angeregt und das Wohlwollen Ew. Königl. Majestät hat mir dazu verholfen, sie einigermaßen zu vollenden. Ew. Königl. Majestät wollen nicht das Geschenk, welches gering ist, von Ihrem Unterthan, sondern meinen guten Willen, der groß ist, von Ihrem Diener gnädig aufzunehmen geruhen; wobei ich meine unterthänigen und ewigen Dienste Ew. Königl. Majestät zu Gnaden empfehle. Geschrieben zu Tykoczyn d. 18. Juli, im Jahre der Geburt Christi 1565.

Ew. Königl. Majestät

unterthänigster Diener

Lucas Gornicki.

Vorrede.

Es gab ein Sprichwort bei den Griechen: Lebe so, daß Niemand merkt, daß du auf der Welt gewesen bist. Dieses Sprichwort tadelt Plutarch und beweist, daß es Niemanden zieme, in der Dunkelheit zu leben. Denn wer tugendhaft und weise lebt, der kann, wenn er nicht im Winkel sitzt, durch Beispiel und Beihilfe den Menschen nützlich werden; wer dagegen lasterhaft und thöricht lebt, der kann, wenn er seine Mängel und Krankheiten nicht versteckt, auf einen Mann treffen, der dieß Alles heilt und bessert.

Hierin stimme ich dem Plutarch bei und behaupte, daß es weder dem Weisen, noch dem Thörichten ziemt, sich unter die Todten zurückzuziehen; der Thörichte (denn das ist der erste

Schritt zur Weisheit, daß man sich heilen lassen will) muß darnach streben, daß er seine Einfältigkeit den Menschen zeige und so seine Thorheit loswerde; dem Weisen dagegen ziemt es, das Gemeinwohl zu bedenken, und indem er für rechtschaffene Thaten Ruhm und Lob erntet, nicht in der Stille aus der Welt zu gehen, wie die stummen Thiere.

Da mir dieß öfters durch den Sinn ging, obgleich ich mich nicht im Stande fühlte, durch meinen Verstand einst den Menschen nützlich zu werden, so beschloß ich, um wenigstens irgend ein Andenken an mich und meine wohlwollende Gesinnung für mein Volk auf der Welt zurückzulassen, und vielleicht Jemanden anzuregen, daß er meiner Einfalt zu Hilfe komme und der polnischen Nation nütze, den polnischen Hof-Cavalier zu schildern nach den Büchern des Grafen Balthasar Castiglioni, die dieser mit Weisheit, Gelehrsamkeit und mit großer Beredsamkeit geschrieben hat. Um jedoch diese meine Schrift zu rechtfertigen, daß sie (meiner Ansicht nach) nicht anders werden konnte, so möge ein Jeder, der hineinblickt, wissen, daß Castiglioni in italienischer Sprache und für Italiener geschrieben, deren Sitten von den unserigen weit verschieden sind. Hätte es also Jemand so, wie es dasteht, übersetzen und die italienischen Personen, die Männer, wie die Frauen, beibehalten wollen, so hätte ein Kluger dieser Aufgabe vielleicht genügen können; ich einfacher Mann aber konnte es weder, noch, wenn ich's auch gekonnt hätte, würde ich's gewagt haben, denn ich bin überzeugt, daß es polnischen Ohren unangenehm geklungen hätte. Darum habe ich nicht nur die italienischen Namen weggelassen und polnische dafür gesetzt, und ein Gespräch geschrieben, was jenem ähnlich ist, sondern ich wollte auch viele andere Dinge nicht hineinlegen, wie ich z. B. gleich anfangs in Betreff der Spiele (denn sein proëmium, das er aus Cicero's Orator genommen, wollte mir nicht zusagen) einige weglasse, einige verändere; die einen würde die große Menge bei uns nicht verstehen (denn von der Tarantella hat der gewöhnliche Pole nie etwas gehört), andere passen nicht in dieß Gespräch, in dem keine Frauen auftreten. So schickte es sich also nicht für mich, diese Dinge in meinem Gespräche einzuführen, denn einmal sind unsere Polinnen nicht so gelehrt, wie die Italienerinnen, und dann würden auch unsere Ohren Manches, was darin vorkommt,

nicht anhören können. Was er ferner über die Wollust schreibt, lohnte sich nicht anzuführen, da diese böse Sitte nicht zu uns gedrungen ist. Aber auch der Abschnitt de Duello konnte nicht unverändert beibehalten werden; denn in Betreff der Zweikämpfe herrscht bei uns eine ganz andere Sitte als in Italien. So habe ich ferner weggelassen, was er della imitatione schreibt, da diese gelehrte Unterredung nur einzig für den gelehrten Polen von Interesse ist; so auch den Abschnitt über die toskanische Sprache; deßgleichen die Disputatio, welche ars vorzüglicher sei, pictura oder statuaria, die man bei uns nicht kennt; ferner namentlich die Erwähnung einiger Personen der französischen Nation, und überhaupt alle Franzosen, und andere Kleinigkeiten er Art, die ich nicht alle herzählen will. Jeder wird einsehen, daß sich dieß auf keine Weise in's Polnische hätte übertragen lassen; oder hätte sich's auch übertragen lassen, so begreift doch der kundige Leser recht wohl den Grund, warum ich dieß oder jenes nicht übertragen, oder warum ich es geändert habe, oder auch, warum ich in andern Dingen von Castiglioni abgewichen bin.

Ich erwähne hier auch, daß ich vom Hof-Cava-

lier nicht verlange, daß er malen könne; denn ich halte dieß nicht für besonders nothwendig; auch würde es dem Geschmack unserer Polen, die kürzlich delicatum palatum bekommen haben, nicht zusagen. Ueberdieß hat Cicero in dieser Hinsicht bei mir ein größeres Gewicht, der dem perfecto oratori (der oft de fundo besprechen und darthun muß, worin der Grund für etwas liegt, und worauf der Unterschied beruht) die Malerei erläßt. Gehen wir weiter. Bei uns gibt es weder Komödien, noch Tragödien, wie sie sein sollen, daß die Polen wissen könnten, was ein histrio ist (ich meine diejenigen, welche keine literas besitzen). Bei uns besteht in Betreff der Maskenbälle nicht die Sitte, die in Italien gilt; bei uns spielt der Adel weder die Geige, noch die Flöte; und wenn Jemand spielt, so geschieht's sehr selten. Bei uns weiß man nicht, was unter der Freiheit der Franzosen mit ihren Herren zu verstehen ist, und so ließ sie sich im Polnischen nicht anführen. Auch wo er zum Scherz (d. h. zum Abschnitt über den Scherz) kommt, ist Vieles weggeblieben, Vieles verändert worden; denn mato nato, oder jenes come puo esser egli dotto, se non ha letto? konnte so auf keine Weise im Polnischen stehen

bleiben. Wenn er sagt: commessario Fiorentino delle pallote medicate, so hat das jetzt durchaus nichts Komisches mehr, wo die Bosheit der Menschen eine solche Zubereitung der Pillen ausgesonnen hat, daß nicht nur im menschlichen Körper, den sie entzündet, die Gluth nicht gelöscht werden kann, sondern auch nicht im Holze.

Was er ferner für ein Wunder hält, und für ein unglaublich Ding, daß man nämlich auf dem Eisen Feuer anzünden könne, das ist kein Wunder, denn unsere Augen haben es oft genug gesehen. Auch die Stichelei gegen den Einäugigen habe ich abgeändert; denn es schien mir so besser, und besonders darum, weil er dieß gleichfalls verändert aus Cicero aufgenommen hat. Zu Ende des zweiten Buches berührt Castiglioni ferner jene Kunst, die Ricciardo Minutulo Catelli ausgeübt hat, und eine andere, die Beatrice gegen ihren Gemahl ausübte; ich glaubte dieß ebenfalls nicht aufnehmen zu dürfen, da wenigstens diejenigen Polen, welche in Italien gewesen sind, den Boccaccio kennen.

Ueberhaupt möge jeder wissen, daß ich, da ich für Polen schrieb, auch den Polen gefallen wollte; deßhalb habe ich Vieles ausgelassen, was entweder

auf Polen keinen Bezug hatte, oder die Sache erschweren oder züchtige Ohren verletzen konnte; insbesondere im dritten Buche, wo er auf die Frage kommt, warum die Frauen in der Regel gegen diejenigen gnädig gesinnt sind, die ihnen florem virginitatis nehmen, und e contra die Männer diejenigen nicht lieben, mit denen sie den Anfang in der Liebe gemacht haben. Praeterea, wo er sagt: substantia non recipit majus, nec minus, habe ich dieß weggelassen (außer dem Wenigen, was ich über den Stein und den Baum aufgenommen habe); denn es läßt sich dieß weder im Polnischen wiedergeben, noch auch im Italienischen, obgleich sie eine in ihrer Sprache verfaßte Dialektik haben. So ist auch jenes argumentum, das er ex Aristotele genommen hat, ausgelassen worden, welches sagt, der Mann sei gleichsam forma, die Frau aber materia. Ferner ist jene ganze Disputatio de calido et frigido weggeblieben, wie auch die, welche ich polnisch auszusprechen nicht vermochte; was er aber von den Pfäfflein oder von den Mönchen sagt, wollte ich nicht beibehalten; denn jetzt haben die Priester so viel Kummer, daß man ihn nicht noch vergrößern darf. Auch die Invective gegen die

Główny

Greise ist für Polen überflüssig, wie auch andere Leichtfertigkeiten. Und da in Italien die Sitte herrscht, daß Männer den Ehefrauen dienen, bei uns dieß aber nicht für anständig gilt, so mußte ich den ganzen Abschnitt weglassen, in welchem er del amor vero et falso spricht, wie auch das, wie Jemand eine Frau kennen lernen soll, und was er ferner über die Liebe sagt. Obgleich er an dieser Stelle erlaubt, den Ehefrauen bis zu einem gewissen Grade den Hof zu machen, so könnten diese Worte doch leicht diejenigen verderben, die in Betreff der Ehre nicht die festesten Grundsätze haben. Wenn er endlich sagt: Perche quei vivi spirti che escono per gli occhi etc., was Castiglioni aus Plato entlehnt hat und aus des Marsilius Ficinus Commentar in convivium de amore, ex quarto capite orationis septimae, so habe ich das nicht so beibehalten, wie es da steht, denn es würde sich nicht gut schicken (ich spreche, wie ich's verstehe); sondern ich habe an die Stelle gesetzt, was mir geeigneter schien und verständlich war.

Jedermann darf mir glauben, daß ich in dieser Hinsicht sparsam umgehen wollte, und ich glaube über die Liebe nicht nur nicht zu wenig gesagt zu haben, sondern, wie mir scheint, eher zu viel;

namentlich bei Erwähnung jener schlauen Kunstgriffe der Weiber. Es sind vielleicht unsere Polinnen hierin eben so sehr Meisterinnen, obgleich sie keine Lehrer empfangen haben, als die Italienerinnen. Darum werden sie aus meinem Buche nicht noch schlauer werden, wohl aber werden die Männer einige Vorsichtsmaßregeln gegen ihr Schlauheit daraus lernen.

Ich komme jetzt auf das vierte Buch und sage, daß ich mit Rücksicht auf die Stellen in den Autoren, aus denen Castiglioni geschöpft, so geschrieben habe, wie es sich dem Polen am leichtesten zum Verständniß eignet, indem sich in meiner Rede ebenso gut ein Sinn findet, als in der des Grafen, denn wo Dersniak sagt: virtus doceri non potest, und Wapowski darauf antwortet, da klingt das, was Castiglioni aus Plato's Protagoras entlehnt hat, ein wenig anders. Folgendes hingegen: Il generar la belezza, nella belezza, oder das andere: Puo venir anchor ragionevolmente in siu al bascio, ist weggelassen worden, weil es gar zu unzüchtig ist. So habe ich ferner, indem ich mich nicht nur den Ohren, sondern auch der polnischen Sprache accommodirte, die ganze Stelle weggelassen, wo Castiglioni sagt: Perche

lo influsso di quella belezza, quando é praesente, dona mirabil diletto all' amante, et riscaldandogli il cuore risueglia et liquefa alcune virtu. Dieſe ganze Stelle hat er aus Plato's Phädrus entlehnt, wo das Gleichniß von den Zähnen der Kinder, die unter Schmerzen aus dem Zahnfleiſche derſelben geriſſen werden, angeführt iſt. Und nicht bloß dieſes, ſondern auch das Vorhergehende und Nachfolgende, was Caſtiglioni entweder ex convivio de amore, oder aus dem Phädrus oder aus andern Stellen ausgezogen hat, ließ ich weg; denn die polniſche Sprache kann dieß nicht wiedergeben, und weder die polniſche noch die italieniſche Sprache iſt ſolchen philoſophiſchen Kunſtausdrücken gewachſen; wie jenem: potentia organica, tenebre materiali, bellezza astratta; ferner la convenientia che hanno i fantasmi co'l corpo. Dieß Alles iſt lateiniſch, aber nicht italieniſch. Item: si rivolga in se stesso, was er ex Platonis Alcibiade priore entlehnt hat.

Ich begreife nicht, wie Jemand ſo ſittenlos ſein könnte, daß er nicht einſehen ſollte, wie dergleichen auf keine Weiſe angeführt werden kann. Darum gab es keinen andern Ausweg als dafür etwas Aehnliches hinzuſetzen, und jene Bitte zu

umgehen, wo er ſagt: Pero degnati Signor d'odir' i nostri prieghi; denn polniſche Ohren finden daran keinen Gefallen; und wenn ſich einige Polen der Bitten zu den Heiligen ſchämen und Alles ſinnlich nehmen wollten, indem ſie auf die Worte, nicht auf den Sinn ſehen, ſo würden ſie ſich auch ſicher deſſen ſehr ſchämen; und abgeſehen davon wüßte ich nicht, wie Jemand Folgendes übertragen ſollte: Facci sentir quelli odori spirituali, che vivifican le virtu dell' intelletto etc.

Inſoweit gebe ich Rechenſchaft über die Abfaſſung des Hof-Cavaliers in polniſcher Sprache, und beſtehe darauf, daß ſich die Libri del Cortegiano nicht ſo übertragen laſſen, wie Marſilius Ficinus den Plato übertragen hat.

Wem mein Hof-Cavalier nicht gefallen ſollte, dem ſteht der italieniſche Cortegiano zu Gebot, den mein Polniſch durchaus nicht verdorben hat; mag er ihn nach ſeinem Geſchmacke übertragen, und, wie ich aufrichtig wünſche, mich ſechshundert*) Meilen und weiter hinter ſich zurücklaſſen; mag er den Weg zeigen, wie dergleichen Dinge im

*) Nach dem lat. sexcenti, als Ausdruck für eine große Menge. Anm. des Ueberſ.

Polnischen vorzutragen sind. Und wenn er dieß erreicht (wobei ihm das nicht hinderlich sein wird, daß ich schon den Weg betreten habe), so will ich mir vor Allem von ihm erbitten, daß er mir verzeihe, wenn ich wünsche, daß Polen und nicht Italiener in dem Gespräch auftreten; denn Polen werden eben so gut in das Gespräch passen, wie weiland Conte Lodovico da Canossa, oder Messer Federico Fregoso, oder il Magnifico Julian, oder Signor Ottavian Fregoso.

Mag er ferner auch daran keinen Anstoß nehmen, daß die Personen, die in das Gespräch eingeführt sind, nicht alle zu derselben Zeit am Hofe mit einander lebten: denn weder war Wapowski zu der Zeit Hof-Cavalier, noch Kryski und andere, ausgenommen Herr Boianowski und Myszkowski, indeß Kostka sich beim Bischof Macieiowski aufhielt und mit großem Aufwande an seinem Hofe lebte; aber Alle kannten sich gegenseitig, und auch wenn sie sich nicht gekannt hätten, hätte es mir freigestanden, sie im Gespräche aufzuführen, nach dem Beispiele jener großen Männer, die dasselbe gethan haben. Zweitens erwähne ich Johann Kochanowski's, dessen Gedichte zu der Zeit, in welcher ich seiner gedenke, noch nicht berühmt ge-

worden waren; doch das thut nichts: denn Kochanowski fing wenigstens kurz darauf an, Gedichte zu schreiben, und was parum distat, nihil distare videtur.

Dieselbe Entschuldigung nehme ich auch dafür in Anspruch, daß ich einige witzige Streiche Kaspar Zebrzydowski's, des Kastellans von Rogozin, und Christoph Krupski's, des Staroften von Hrodel, zu einer Zeit anführe, in welcher sie sich noch nicht begeben hatten. Hierin glaube ich nicht sehr gefehlt zu haben, denn auch zu unsern Zeiten thun das die Gelehrten nicht selten.

Darin aber würde ich wohl gefehlt haben, wenn ich Herrn Ocieski den Titel Kanzler, oder Herrn Zebrzydowski den Titel Kastellan gegeben hätte; denn zu der Zeit, in welche ich diese Gespräche verlege, führten sie diese Titel noch nicht: der Kanzler war Hofmeister bei der alten Königin, Zebrzydowski aber Hof-Cavalier bei dem jetzigen Könige, unserm Herrn.

Ich bin nun der Meinung, daß der Einsichtsvolle meine ganze Lage und meine Rechtfertigung richtig zu würdigen wissen und nicht tadeln wird, daß ich hier und dort etwas von dem Meinigen dazugethan, um die Stellen auszufüllen,

die ich übergangen habe, nicht aber, um mich mit Castiglioni, einem so berühmten Manne, zu messen. Doch laßt uns ohne längeres Säumen das erwähnte Gespräch beginnen, von dem ich, ohne dabei gewesen zu sein, vollständige Kunde besitze und angeben will, wo es stattstand und aus welcher Veranlassung es hervorging.

Erstes Buch.

Dicht bei Krakau fließt das Flüßchen Pradnik, an welchem Samuel Macieiowski *), Bischof von Krakau und Kanzler der Krone, sich ein

*) Samuel Macieiowski, vordem Secretär der Krone, Dekan von Gnesen, Kanonikus von Krakau, später Bischof von Kulm, Plock, zuletzt von Krakau und Kanzler der Krone, war geboren 1498 und starb 1550. Sigismund I. schätzte ihn hoch; er war gelehrt, ernst und sanft; Aufwand liebte er nicht; an seinem Hofe hatte er auch Söhne aus vornehmen Häusern, und bereitete sie zum Staatsdienste vor. Geheimnisse bewahrte er äußerst sorgsam: und das gab Veranlassung zu einer Vergleichung dieses Mannes mit Gamrat: „Zwei Männer, sagte man, gibt es in Polen, die nichts verrathen: Macieiowski und Gamrat; der erstere weiß Alles, und gibt sich den Anschein, als wisse er nichts; der andere weiß nichts, und

schönes Haus im italienischen Geschmack hatte
bauen lassen, sowohl aus vielen andern guten
Gründen, als auch um in einer so reizenden
Gegend, wie die um Krakau ist, einen Wohnsitz
zu haben, wo er Fremde und Gesandte großer
Könige ehrenvoll aufnehmen könnte. Denn da
er wichtige Geschäfte hatte, welche die Thüren
aller seiner Gemächer stets offen hielten, so
konnte er sie leichter in der Zurückgezogenheit, als
in der Stadt abmachen; auch suchte er darin
nicht sein Vergnügen und seinen eigenen Ruhm,
den seine Natur verabscheute, sondern er be-
dachte, daß er leicht der erste Senator Polens,
daß er ein Kronbeamter sei, und sann daher
unausgesetzt auf Mittel, dem Könige Ehre und
der polnischen Nation Ruhm bei den Nachbarn
zu verschaffen. Damit dieses sein lobenswerthes
Streben um so leichter seinen erwünschten Zweck
erreiche, hatte die Natur nicht stiefmütterlich
an ihm gehandelt, sondern so mütterlich, daß

---

möchte sich den Anschein geben, als wisse er Alles.
Macieiowski vollbrachte die ehrenvolle Sendung
in Betreff der Vermählung Sigismund Augusts
mit Elisabeth von Oesterreich. Als er sah, daß
die Verwaltung zweier Aemter Neid und Mis-
helligkeiten erzeuge, entsagte er aus freien Stücken
der Würde des Kanzlers. Trefflich ist seine Rede
bei der Bestattung Sigismund's des Alten.

sie ihm Alles, was ein einzelner Mensch sich
nur wünschen kann, mit freigebiger Hand
verliehen hatte. Er besaß einen wahrhaft
edeln Wuchs und ein einnehmendes Gesicht,
auf dem sich ein aufrichtiges Gemüth, ein
gutes Herz, ein scharfer Verstand, gründliche
Gelehrsamkeit und eine hinreichende Gewandt-
heit und Festigkeit abspiegelte; und von allen
diesen Eigenschaften machte er einen guten
Gebrauch, denn er verrieth weder Aufgeblasen-
heit im Glück, noch Kleinmuth im Unglück.
Und was einem Menschen zum größten Ruhme
gereicht, er wußte seine Leidenschaften so zu
beherrschen, daß weder Habsucht im Erwerb,
noch Uebermuth im Reichthum, noch Grau-
samkeit in der Macht, noch Gewissenlosigkeit
im Amte, noch Ehrlosigkeit im Leben, noch
irgend ein anderes häßliches Laster bei ihm
zu finden war. Humanität und Senatorwürde
waren in ihm so weise und harmonisch ge-
ordnet, daß Niemand unterscheiden konnte,
welche Eigenschaft über die andere das Ueber-
gewicht hatte. Kurz er war in Wahrheit ein
Herr, nicht, weil er viel besaß, sondern weil
er sich selbst zu beherrschen verstand. Dieser
Bischof nun, ein zweiter Socrates, hatte stets
achtbare, gelehrte und wackere Männer um sich;
auch scheute er keine Mühe und keine Kosten,
wenn es darauf ankam, solche um sich zu

versammeln und durch bedeutende Jahrgehalt
heranzuziehen, so daß sein Hof eine Schul
ritterlicher Jünglinge war, mit denen er lebte
nicht wie ein Herr mit seinen Dienern, sondern
wie ein Vater mit seinen Söhnen, indem e
darin seine Freude fand, wenn Jemand seine
schönsten Jahre bei ihm verleben wollte. Und
da er sich unausgesetzt bei Hofe aufhielt, so
strebten die angesehensten Hofleute nach der
Ehre, im Hause des Bischofs Macieiowski nicht
bloß Gast zu sein; denn dort gab es stets
etwas zu hören, und in einer Gesellschaft so
ausgezeichneter Männer, wie sich dort in Menge
versammelten, fand man Gelegenheit, seine
Kenntnisse zu zeigen. Indem nun Alle an ihm
seine so großen göttlichen Gaben bewunderten,
nahmen sie sich (wie der Maler Zeuxis von
jenen fünf Jungfrauen die Gestalt der Schön-
heit) von ihm allein ein Muster der Bravheit,
Mäßigkeit, Güte, Schamhaftigkeit nnd Gott-
seligkeit, und wer immer eine seiner Tugenden
auch nur von weitem nachzuahmen vermochte,
der wuchs entweder zu einem großen Mann
heran, oder es folgte ihm die aufrichtigste Lieb
der Menschen in's Grab. Das war es auch
was jenen tugendhaften Przerebski *) (der au

*) Johann, Unterkanzler, Bischof von Kulm
zuletzt Erzbischof von Gnesen, ein gelehrter und

dem Hause Macieiowski's zur Würde des
Unter=Kanzlers überging, dann Bischof von
Kulm, und darauf Erzbischof wurde) bei den
Menschen so beliebt machte, daß er mit seiner
angebornen Tugend, mit seinem Scharfsinn,
seiner Sorgfalt, seiner so großen Gewandtheit
auch einige Sitten seines Herrn verband. Und
wenn er bis auf unsere Zeiten gelebt hätte,
würde er bei seiner Vaterlandsliebe leicht
Manches haben stützen können, was merkbar
und sichtlich zu Boden stürzt. Doch es ist nicht
meine Absicht, alle diejenigen aufzuzählen, die
aus der Schule Macieiowski's zu hohen Aemtern
und Würden gelangten, nur anführen will ich
hier, daß aus jenem trojanischen Pferde nicht
so viele tapfere Krieger hervorgingen, als aus
dem Hause M's. gute, tugendhafte und würdige
Männer.

---

kluger Mann. Er übernahm zugleich mit dem
Fürsten Radziwill die Gesandtschaft, um Katharina
von Oesterreich seinem Monarchen zuzuführen; bei
einer zweiten Gesandtschaft unterhandelte er mit
dem Kaiser Ferdinand über wichtige Angelegen-
heiten des Reichs und erschien auch beim aposto-
lischen Stuhle. Er legte die Schule in Skier-
niewice an und zog den Benedict Herbest von
der Krakauer Akademie dahin. An seinem Hofe
placirte er gern aufgeklärte Leute, die nach ihrer
vollkommenen Ausbildung dem Lande Nutzen ver-
sprachen. Er starb 1562.

Kurz darauf, als der König nach dem Tode Sigismund's, seines seligen Vaters, den polnischen Thron bestieg und nach Krakau kam, begab sich M., in Folge einer Krankheit, nach Pradnik und verweilte dort sieben oder acht Tage. Da nun die Hof=Cavaliere Kryski *), Wapowski **), Alexander Myszkowski, Dersniak, Boianowski und andere angesehene Männer ihn häufig besuchten, traf es sich einst, daß der Bischof, nach der Mittagsmahlzeit noch bei Tische sitzend (wobei auch Stanislaw Macieiowski, Kastellan von Lublin zugegen war), als Jemand der Karten erwähnte, sprach: Ließe sich denn nicht irgend eine andere Kurzweil finden, als die ewigen Karten; warum führt nicht Jemand jene Sitte der Italiener bei uns ein, daß der vornehme Adel, um seinen Verstand zu bilden, bei dem Schmause vernünftige Spiele erfindet und ausführt, die ein ungleich größeres Vergnügen und einen größern Nutzen

*) Albert, königl. Hof=Cavalier, Unter=Kämmerer von Plock, Starost von Dobrzyn u. s. w., ein gelehrter Mann, zu verschiedenen Gesandtschaften an den Pabst, den Kaiser, nach Spanien und England verwendet, starb im 33. Lebensjahre.

**) Stanislaw, Unter=Kämmerer von Sanok. Toycesius, Gornicki, Orzechowski geben ihm das Zeugniß, daß er einen ungewöhnlichen Scharfsinn besessen habe.

gewähren, als die Karten? Es würde sich doch wahrlich für diejenigen Herren geziemen, die erst vor Kurzem aus Italien zurückgekehrt sind, daß sie jene gute Sitte nicht vernachläßigten; sie sollten im Gegentheil auch Andere dazu bewegen, daß sie sich damit befaßten. Herr Kryski, Euch meine ich damit, die Ihr doch wohl besser, als ein Anderer, Italien kennt; versucht es, und wie Ihr Veranlassung gabt, daß in Polen eine Akademie, nach Art der von Padua, eingerichtet wurde, so mögen auch dergleichen Spiele von Euch ihren Anfang nehmen. Ihr habt hier eine passende Gesellschaft: die HH. Wapowski, Myszkowski, Dersniak, die euch gerne dabei behülflich sein werden; und mein Kostka, obgleich noch jung, wird sich vielleicht nicht ungeschickt dazu anstellen. Darauf antwortete Kryski:

Unter vielen anderen guten Gebräuchen, die es in Italien gibt, ist auch der, welchen ich sehr lobe, daß achtbare Männer zur Schärfung des Verstandes die nützliche Unterhaltung der Gesprächspiele haben; und es sollte mich sehr freuen, wenn auch bei uns gebildete Leute sich damit befassen wollten. Aber um etwas zu erfinden und es den Leuten vorzuschlagen, bedarf es eines gewandten Mannes, damit seine Worte bei ihnen Eingang finden. Da ich jedoch diese Vollkommenheit nicht besitze, so

halte ich es für sicherer, den zu unterstützen
der die Sache zuerst aufbringt, als selber den
Anfang zu machen; denn ich bin überzeugt
daß diese Spiele, wollte ich sie zuerst auf
Tapet bringen, zum Gelächter werden würden
Schon der einzige Herr Lupa Podlodowski
der weder an den Italienern, noch an ihren
Erfindungen Gefallen findet, würde die schönst
Gelegenheit haben, Alles das zu tadeln, wa
ich hier etwa vorbrächte. Und ich möchte doch
vor Euch, mein Herr, gern mit Ehren bestehen
Den Anfang mit solchen Gesprächspielen z
machen, könnte allenfalls anderswo hingehen
mir insbesondere, der ich keine Gewandthei
im Sprechen besitze; hier jedoch vor Euch au
keine Weise.

Kryski ist gewohnt, erwiderte Lupa, Alles
was Italien betrifft, zu loben; und von mi
glaubt er, daß ich Alles tadle. Ich werd
jedoch keinem zu Gefallen etwas loben, wa
mir nicht gefällt; und bis jetzt finde ich no
wenig in Italien, was Lob verdiente. I
spreche von dem, was ich kenne; es mag do
Manches geben, wovon ich nichts gehört habe
ist dieß gut, so will ich es gern loben. U
werden Eure (wie Ihr sie nennt) Gesprä
spiele etwas Besonderes enthalten, so will i
sie nicht nur preisen, sondern ich will selber dara
Theil nehmen, da mir das Spiel nicht zuwider i

Hierauf sprach Alexander Myszkowski: Ich gestehe offen, Herr Bischof, daß ich zu nichts zu brauchen bin; dennoch steht, ich weiß nicht warum, sowohl die Gelehrsamkeit, als auch die Leute, die sich darin auszeichnen, bei mir in großer Ehre und Achtung; auch kann ich diejenigen nicht loben, die sich im Streben, für rechte Cavaliere zu gelten, von allen Büchern losgesagt haben, so daß sie glauben, sie müßten eine Stufe herabsteigen und sofort im Werthe fallen, wenn sie den Leuten zu erkennen geben sollten, daß sie einst etwas gelernt haben. Wie tadelnswerth das ist, weiß ein Jeder, der einst von der Wissenschaft irgend einen Nutzen gehabt hat; denn nicht lernen wollen, was man nicht weiß, und im Gegentheil sich für klug halten, wenn man dumm ist, daß heißt um ein gutes Theil verrückter sein, als der, den man in's Tollhaus steckt. Um dem zu entgehen, mein Herr Bischof, gestehe ich vor Euch ein, daß ich nichts weiß, und füge hinzu, daß ich stets sehr gern etwas lerne. Da man also aus diesen Spielen Manches in den Kopf bekommen kann, wäre mir's lieb, wenn Ihr es dahin bringen wolltet, daß Kryski den Anfang nicht ablehnen kann. Denn wenn Wapowski, Kostka und Dersniak mit ihrem Scharfsinn sich der Sache annehmen, so wird jene Paduaner Akademie, deren Ihr so eben erwähntet, auf's

Neue erwachen, und in mir sollen sie einen willigen Schüler finden.

Der Bischof erwiderte: Das tadle ich gerade nicht, daß Ihr, wie auch Kryski, nichts von Euch haltet, besonders zu einer Zeit, wo größere Noth um Schüler ist, als um Meister; aber das weiß ich dennoch, daß Ihr es eben so gut treffen würdet, wie Kryski; und ich würde die Bereitwilligkeit, die Ihr dafür zeigtet, mehr loben als dieß verständige Verbergen der Gelehrsamkeit.

Darauf sprach Andreas Kostka: Wenn Ihr es ihnen selbst überlaßt, Herr Bischof, so werden sie sich nicht sobald darüber einigen, wer von ihnen die Spiele beginnen soll; es wäre besser, wenn Ihr es ihnen befehlen würdet, denn in diesem Falle wird keiner Ausflüchte suchen; sie werden es vorziehen, daß man eher ihren Scharfsinn tadelt als daß man ihnen den Vorwurf macht, sie hätten auf Eure Gnade zu wenig Rücksicht genommen, besonders da hier eben Herr Boianowski als Fünfter hereintritt (Boianowski trat gerade herein), und ich weiß, daß er, wenn er die Spiele auch nicht beginnt, ihnen doch durch seinen Witz die rechte Würze geben wird.

Der Bischof versetzte: Gut, Kostka; da du selbst den Vorschlag gethan hast, so wird dir schwerer werden, als einem Andern, den

Auftrag abzulehnen; dir also befehle ich, den Anfang zu machen und dein Spiel zu erfinden; die Herren Kryski, Wapowski, Miszkowski, Dersniak und Boianowski bitte ich, dasselbe zu thun.

Da begann sofort Wapowski: Es gibt hier Keinen unter uns, Herr Bischof, der Eure Wünsche nicht mit der größten Ehrfurcht vernehmen, und Eurer Befehle nicht mit außerordentlicher Bereitwilligkeit gewärtig sein würde. Darum bitten wir Euch, als unsern Herrn, über uns ebenso zu disponiren, wie über Herrn Kostka.

Wenn Ihr das von mir verlangt, entgegnete der Bischof, so befehle ich Euch, Wapowski, sogleich nach Kostka Euer Spiel zu nennen; nach Euch Myszkowski, dann Dersniak; hierauf wird Boianowski das seinige auffinden, und Kryski bleibt zuletzt. Welches dann das passendste sein wird, das wählet. Du aber, Kostka, glaube nicht etwa, daß ich dir darum den Vortritt gegeben habe, weil ich dich für den Klügsten halte, sondern darum, daß du nicht etwa, wenn du der letzte wärest, gar nichts zu sagen wüßtest, wie es wohl denen zu gehen pflegt, die keinen hinreichenden Ideen-Vorrath im Kopfe haben.

Hierauf sprach Boianowski: Ich weiß nicht,

was ich auffinden soll, Herr Bischof; ich hab
nichts verloren, und da ich nicht weiß, wovon
die Rede ist, so fürchte ich, es möchte dies
irgend eine schlaue Falle für mich sein.

Darauf bemerkte Lubelski: Ich glaube nicht,
daß Ihr so leicht zu fangen wäret, Herr B.;
Ihr seid aus einer guten Schule hervorge-
gangen. Doch müßt Ihr allerdings wissen,
was hier vorgeht. Der Herr Bischof wünscht,
daß anstatt des Kartenspiels jeder von den
Herren ein Spiel erfinde, nach Art jener unsres
Spiele, z. B. wozu das Stroh gut ist (wie
der selige Tomicki den Scharfsinn seiner Knechte
prüfte), oder jenes andere: Dieser wird es nicht
trinken; mag er es trinken und mehrere der
Art. Nur müßte es freilich in einer etwas
regelmäßigeren Gestalt erscheinen; und wenn
ein Jeder das seinige genannt hat, wird der
Herr Bischof dasjenige zur Unterhaltung wäh-
len, was ihm das beste zu sein scheint.

Ich verstehe, antwortete Boianowski, um der-
gleichen Spiele werde ich wohl nicht in Ver-
legenheit sein.

Der Bischof entgegnete: Ich erwarte etwas
Anderes von Euch, Herr B., nicht solche un-
gehobelten Spiele; doch hoffe ich, daß Ihr Euch
mit dem Eurigen Ehre einlegen werdet. Aber
du, Kostka, beginne ohne zu zögern.

Hierauf sprach Kostka: Das kommt mir

zu plötzlich, Herr Bischof, es bleibt mir nichts
übrig, als zu fremder Hülfe meine Zuflucht
zu nehmen, denn ein so gutes Spiel würde
ich nimmer erfinden, wie ich einst in Italien
eines gehört habe. Kaum hatte Kostka diese
Worte gesprochen, als ein Bursche hereintrat
und meldete, daß ein Kammerdiener Briefe
vom Könige gebracht habe. Der Bischof nahm
die Briefe in Empfang und las sie durch.
Da sie wichtige Dinge enthielten (wie das
später bekannt wurde), so mußte er sich so-
gleich erheben und sich, um sie zu beantwor-
ten, in sein Kabinet begeben (denn die Un-
terhaltung fand im Saale statt). Er machte
also Lubelski zu seinem Stellvertreter, und
befahl, daß Jeder dessen Anordnungen gehor-
chen solle.

Nachdem sich der Bischof entfernt, forderte
Lubelski Herrn Kostka auf, wie er begonnen
hatte, fortzufahren. Dieser entsprach der an
ihn ergangenen Aufforderung folgendermaßen:
Ich glaube, daß Jeder von uns, wie in an-
dern Dingen, so auch in Geschmackssachen seine
eigene Ansicht hat. Daher ist es häufig der
Fall, daß etwas dem Einen sehr lieb, dem
Andern zuwider ist. Darin aber sind Alle
einig, daß einem Jeden das sehr lieb ist, was
ihm gefällt. Deßhalb trifft es sich oft, daß
eine unbegrenzte Liebe unser Urtheil so be-

sticht, daß wir die Person, die wir liebge
wonnen haben, einzig mit allen Tugende
begabt, von allen Fehlern frei glauben. D
es jedoch der Natur des Menschen nicht ge
geben ist, eine absolute Vollkommenheit i
sich aufzunehmen, und es keinen Menschen auf de
Welt gibt ohne ein gewisses Aber, so müs
sen wir bei reiflicher Ueberlegung zugeben
daß wir uns in unserem Urtheil sehr täuschen
und daß Jeder von uns Verstand und Auge
verliert, wenn er der Liebe anheimfällt. Ic
wünschte daher das zum Gegenstande unsere
Spiels zu machen, daß ein Jeder angebe, mi
welcher Tugend er die Person ganz besonder
begabt wünscht, die er lieben möchte; und d
Niemand ohne Fehler ist, welchen er wohl a
ihr finden wollte. Daraus werden wir sehen
wer die lobenswerthesten und nützlichsten Tu
genden zu ersinnen vermag, wie auch Eigen
schaften, über die man am leichtesten hinweg
sehen kann, und die sowohl dem Liebenden
als auch dem Geliebten am wenigsten schaden

Hierauf wendete sich Lubelski an Herr
Wapowski, und befahl ihm, das seinige z
nennen. Wapowski begann also:

Ich wage nicht zu behaupten, daß mich di
Liebe in meinem bisherigen Leben niemal
getroffen; doch sage ich auch keineswegs, da
ich jemals heftig geliebt hätte. Und frag

mich Jemand, warum ich mich nicht so recht
darauf eingelassen habe, so ist meine Antwort:
Darum, weil ich deren viele gesehen, die die
Liebe elend, bekümmert, betrübt, abgemagert
gemacht hatte, so daß sie einem Menschen we=
nig mehr ähnlich waren; wenn ich das so
sah, und ihre schweren Seufzer und ihr un=
aufhörliches Weinen und Klagen hörte, so
strebte ich mit all meiner Kraft und Vernunft
darnach, wenn irgend eine heißere Liebes=
flamme sich in mein Herz schlich, sie auszu=
löschen. Wie mich nun jene durch ihre äußere
Gestalt von der Liebe abbrachten, so fand ich
auch wieder andere, die mich sehr zur Liebe
hinzogen. Sie waren aber von jenen Beküm=
merten in Allem verschieden. Sie erfreuten
sich nämlich an der schönen Gestalt und an
einigen gnädigen Worten ihrer Dame. Doch
begnügten sie sich mit diesen kleinen Gunst=
bezeugungen nicht, sondern sie wußten sich
auch ihre Ungnade zu versüßen, so daß sie
Streit, Laune, Zorn, Unwillen, Trotz und
Zank mit ihrer Dame angenehm und anziehend
fanden; und darum schienen sie mir glücklich
und überglücklich. Denn wenn sie schon in
der Ungnade so viel Süßes fanden, so mußte
ihnen, glaube ich, die Gnade ein so uner=
meßliches Vergnügen bereiten, daß es wohl
Keiner auszusprechen vermag. Und so wünschte

ich, daß unser Spiel heute darin bestände, daß ein Jeder angebe, wenn seine Dame über ihn zürnen sollte, was er sich dann wohl für eine Ursache des Zornes wünschte; und wenn Jemand unter uns ist, der an einem solchen Zorne Geschmack findet, so glaube ich, wird er den Andern dieß Gute nicht vorenthalten, sondern eine von den Ursachen angeben, die den Zorn so angenehm machen. Ich aber verspreche ein wenig tiefer in das Wesen der Liebe einzudringen, in der Hoffnung, diese Süßigkeit auch da zu finden, wo Andere Bitterkeit finden. Dieß Spiel gefiel Allen ausnehmend, außer Herrn Lubelski, der unverzüglich und ohne es, wie die Andern zu zerlegen, Herrn Myszkowski zum Sprechen aufforderte.

Dieser sprach sofort folgendermaßen: Mir kommt das sehr wunderbar vor, Herr Wapowski, was Ihr da von dem Zorn in der Liebe gesagt habt, daß er Andern angenehm sein solle. Allerdings ist der Geschmack verschieden, aber mir war er (der Zorn) wahrlich sehr lästig; und ich wüßte nicht, was das für ein Zucker sein solle, der ihn versüßen könnte. Doch wahrscheinlich ist er je nach der Ursache, die ihn hervorruft, einmal lästig, ein andermal noch lästiger, was ich beides erfahren habe. Denn ich erinnere mich, daß die

Dame, der ich diente, einst gegen mich aufgebracht war, ich weiß nicht, ob durch fremde Intrigue, oder weil sie selbst eine Veränderung an mir zu bemerken glaubte und mich nicht mehr für ganz treu hielt. Wie ich das merkte, so schien es mir damals, als könne kein Schmerz mit dem meinigen verglichen werden; und der Umstand schien mir der drückendste, daß ich unschuldig litt und eine innige Betrübniß empfand, nicht über meine Schuld, sondern über ihre unvollkommene Liebe und ihr mangelhaftes Zutrauen zu mir. Ein andermal dagegen besinne ich mich, daß ich sie durch irgend eine Unaufmerksamkeit beleidigt hatte; indem ich dieß überlegte und ihren Zorn gerecht fand, weil ich ihn verschuldet hatte, schien mir jener erste Schmerz nichts gegen diesen zweiten. Ich erkannte an mir selbst, daß es keine größere Marter für mich auf der Welt gebe, als durch mein eigenes Vergehen das Gesicht derjenigen Person zornig zu sehen, der ich einzig in der Welt durch mein ganzes Benehmen zu gefallen und zu dienen verlangte. So wünschte ich denn, daß in unserm Spiele darauf gedrungen würde, daß ein Jeder angebe, wenn er sich mit seiner Dame entzweien sollte, von wem er wohl wünschte, daß die Ursache des Zwistes ausginge, von ihm oder von der

Dame, um zu untersuchen, was drückende ist, den Geliebten beleidigt zu haben, oder von ihm beleidigt zu sein. Da blickten Alle Herrn Lubelski voller Erwartung an, ob er auf dieses Spiel eingehen werde. Aber Lubelski forderte, ohne sich etwas merken zu lassen, Herrn Dersniak auf, fortzufahren. Dieser begann also:

Diese Welt ist, meiner Ansicht nach, wie eine öffentliche Badeanstalt; wie nämlich derjenige, der eine öffentliche Badeanstalt betritt, manche Unbequemlichkeiten erdulden muß (wie der Eine sich mit Seifenspiritus einreibt, der Andere mit Wundsalbe; der Eine setzt sich Schröpfköpfe, der Andere frottirt sich mit Bürsten; der Eine ruft: gieß zu, der Andere hätte es gern, wenn die Thüre geöffnet würde), so kommt auch derjenige, der auf diese Welt geboren wird, nicht auf sein eigenes, sondern auf fremdes Besitzthum, und er kann nicht anders als eine gute Miene zu dem machen, was er bei Jemanden Lästiges und Widriges sieht. Wie also in einer Badeanstalt körperliche Krankheiten Ursache sind, daß der Eine sich mit Salbe einreibt, der Andere sich schröpft, das thun hier auf der Welt geistige Krankheiten, wie Habsucht, übermäßige Ehrsucht, Zorn, Wollust, Hochmuth und viele andere; sie sind die Ursache, daß ein Mensch dem andern lästig werden muß. Doch dagegen, was aus der Verderbniß unserer menschlichen Natur in Folge von Adams unglücklichem Apfelbiß entspringt, läßt sich schwer etwas sagen; aber wenn sich alle Menschen auf der Welt dahin einigten, sämmtliche geistige Krankheiten so von einander zu sondern, daß alle Habsüchtigen ein Königreich bildeten, so daß sich keine andere geistige Krankheit unter ihnen fände; daß ferner das zweite Königreich aus lauter Verschwendern bestände, das dritte aus lauter Ehrgeizigen, das vierte aus Zornigen, das fünfte aus Unzüchtigen, und so der Reihe nach durch alle Krankheiten, — so möchte ich nun gern die Ansicht eines Jeden unter Euch hören, in welchem dieser Königreiche er wohl leben und aus welchen Gründen er sich mit einigen dieser Menschen lieber als mit den andern begnügen wollte. Was dieß Spiel für einen Nutzen gewährt, will ich sogleich sagen, doch nicht früher, als bis sich ein Jeder seines Spruches entledigt hat; denn davon hängt etwas ab.

Als Dersniak hiermit schloß, forderte Lubelski Herrn Boianowski auf, das seinige vorzutragen. Dieser begann also:

Ich wünschte, daß ich, wie es mitunter im Rathe der Fall ist, daß Einer dem Votum eines Andern beitritt, für eines dieser Spiele

meine Stimme abgeben dürfte; denn in de
That, ein jedes von ihnen bietet Unterhaltun
zur Genüge. Um jedoch die Ordnung nicht z
stören, schlage ich folgendes vor: Wer de
Hof unseres jetzigen Königs und Herrn lobe
wollte (abgesehen noch von seinen persönliche
Tugenden und seinen besondern und wahrha
königlichen Eigenschaften), der könnte ohn
Schmeichelei sagen, daß sich um keinen christ
lichen König eine so große Anzahl wahre
Männer versammelt findet, die trotz ihre
ritterlichen Beschäftigung in verschiedene
Dingen so geübt wären, als dieß bei dene
am Hofe unseres Herrn der Fall ist; darum
verdienen sie es vollkommen, daß man s
Hof=Cavaliere nennt, da sie zu beurtheile
wissen, was einem vollkommenen Hof=Cava
lier zukommt. Da jedoch an andern Höfe
sich Jeder für einen desto besseren Hof=Cava
lier hält, je sittenloser er ist, so wünschte ich
um den Unterschied zwischen einem wahre
Hof=Cavalier und einem, der diesen ehren
vollen Namen nicht verdient, festzustellen, da
Ihr einem dieser Herrn den Auftrag gäbe
uns mit Worten das Bild eines vollkommene
Hof=Cavaliers zu zeichnen, und alle die Eige
schaften aufzuzählen, die einem wahren Hof
Cavalier zukommen. In Betreff desse
aber, was ungehörig ist und einem Hof

Cavalier nicht zukommt, mag es Jedem frei stehen zu widersprechen.

Boianowski schwieg, als Lubelski ihn unterbrechend bemerkte: Mir würde dieß Spiel sehr gefallen; allein es ist mir darum zu thun, daß Ihr, meine Herren, alle Eure Meinung sagt. Nun ist aber Kryski noch übrig, und wenn ich seine Miene recht verstehe, so scheint mir's, als würde er uns etwas ganz Besonderes sagen, was alles bisher Gesagte übertrifft. Ihr werdet es übernehmen, Herr Kryski, uns mit Worten einen vollendeten Hof=Cavalier zu zeichnen; und das werdet Ihr um so bereitwilliger thun, da Ihr besser wißt, als ein Anderer, wie viel zur Erhaltung der Ordnung vom Gehorsam abhängt. Wer einer andern Ansicht sein wird, als Ihr, dem soll es frei stehen, zu widersprechen, wie Boianowski gesagt hat.

Kryski sprach darauf also: Einmal hatte ich kein passenderes Spiel in Bereitschaft; dann aber möchte ich mich auch in der That gern aus dieser Verlegenheit herauswinden, weil ich die Sache für zu schwierig halte. Auch habe ich nicht so viel Erfahrung, daß ich wissen sollte, was zu einem wahren Hof=Cavalier gehört; und dafür brauche ich keine Zeugen, denn wenn ich das nicht thue, was ein wahrer Hof=Cavalier thun soll, so kann wohl Jeder

einsehen, daß ich es nicht kann. Darum abe
verdiene ich auch geringeren Tadel; denn schlim
mer ist's doch ohne Zweifel, etwas nicht gu
ausführen zu wollen, als es nicht zu können
Hiernach weiß ich nicht, was diesen Herren fü
ein Nutzen und Euch für ein Zeitvertrei
daraus erwachsen kann; es sei denn der, da
ich in meiner Unkenntniß dessen, was ein Hof
Cavalier können und thun soll, vielleicht Alle
verkehrt vorbringen werde. Daraus kann nu
allerdings ein Disput hervorgehen; denn gege
meine Rede wird leicht Jeder etwas zu sage
wissen. Hättet Ihr dagegen einen solche
Auftrag Einem gegeben, der der Sache gewachse
ist, und Alles überzeugend dargethan hätte,
würde es Niemand gewagt haben, gegen ih
aufzutreten, und so hätte unser Spiel wen
Unterhaltung gewährt. Da Ihr dieß offenba
mehr im Auge hattet und also mir diese Bürd
auferlegt habt, so kann ich sie weder abwerfe
noch will ich es, um nicht Eurem Wille
entgegen zu sein und Eurer Meinung und Ein
sicht zu nahe zu treten, die viele Stufen höhe
steht, als die meinige.

Als Kryski so gesprochen hatte, sagte Mysz
kowski: Ich meine, wir nehmen für jetzt liebe
eines der erwähnten Spiele vor, und verschiebe
dieß besondere auf morgen; und zwar darum
damit Kryski Zeit hat, nachzudenken und si

vorzubereiten; denn wahrhaftig, schnell und
ohne sich zu besinnen über eine so wichtige
Sache zu sprechen, ist keine Kleinigkeit.

Kryski erwiderte: Ich will es nicht so
machen, wie Jener, der sich bis auf's Hemde
auszog, und dann noch schlechter sprang, als
er im Ueberrock gesprungen war. Ich will
es lieber heute abmachen; denn daß ich nicht
darüber nachgedacht habe, wird mich vor den
Herren von selbst entschuldigen, und ich werde
die Freiheit haben, ohne mich vor einer Zu=
rechtweisung fürchten zu müssen, auszusprechen,
was mir in den Mund kommt. Um daher
nicht erst lange von dieser Bürde gedrückt zu
werden, erkläre ich mich folgendermaßen. Wahr=
hafte Vollkommenheit ist in jedem Dinge so
schwer zu finden, daß es unmöglich scheint,
daß sie Jemand erzielen könne; und dieß da=
rum, weil ein Jeder über jeden Gegenstand
seine eigene Ansicht hat. Es gibt deren
Viele, die an einem lebhaften Charakter Ge=
fallen finden; Andere sehen einen stillen, an=
spruchslosen lieber; Andere wiederum ziehen
einen regsamen, thätigen vor; bei Andern gilt
dieß Alles nichts, sondern Gesetztheit und
Ernst hat den Vorzug, und an wem sie diese
Eigenschaften entdecken, der ist in ihren Augen
schon ein großer Mann. Also lobt und tadelt
ein Jeder Alles nach seiner eigenen Ansicht, und

bedeckt die Mängel stets mit dem Mantel d
Tugend, und die Tugend mit dem Mant
irgend einer unpassenden Kunst, und gi
dem Bösen einen guten, und dem Guten eine
bösen Namen, je nachdem eins dem ande
nahe steht; gerade so wie man einen Sittenlose
leicht sorglos, einen Bescheidenen melancholis
einen Unbedeutenden gut, einen Gottlosen klu
nennt u. dergl. Obgleich dem nun so ist,
glaube ich doch, daß jedes Ding seine Vol
kommenheit hat, wenn sie auch verborgen is
und es kann sie mit Hülfe des Verstand
ein Jeder erkennen, der in dem, um dess
Vollkommheit es sich handelt, Fertigkeit besi
Da also die Wahrheit, wie ich gesagt hab
gar sehr oft verborgen liegt, und ich es m
nicht zutraue, sie aufzufinden und an's Tage
licht zu bringen, deßhalb kann ich nicht ein
die Hof=Cavaliere loben, die mir am meis
gefallen; ich kann nicht auf dem beharre
was mir nach meiner beschränkten Einsicht d
Wahrheit am nächsten zu kommen schein
sondern es soll einem Jeden, dem es annehm
bar scheinen wird, freistehen, es anzunehme
wem es aber nicht so scheint, bei sein
Meinung zu bleiben, wenn sie von der meinig
abweicht. Auch will ich keinen Streit darüb
anfangen, als wäre mein Urtheil besser, a
das eines Andern; sondern die Herren könn

nicht nur sämmtlich anderer Meinung sein, als ich, sondern mir selbst kann heute Dieß, morgen Jenes mehr zusagen. Nun zur Sache:

Der Hof=Cavalier, den ich hier zu schildern habe, muß vor Allem aus einem angesehenen adeligen Hause stammen; denn einem Nichtadeligen bringt es weniger Schande, ehrenwerthe Handlungen zu unterlassen, als einem Adeligen. Wenn dieser nur im geringsten von dem Wege abweicht, den seine Vorfahren gegangen sind, läßt er einen Makel auf seiner Familie und gewinnt nicht nur nichts, sondern verliert auch noch das Erworbene; denn der Adel ist wie eine brennende Fackel, welche die guten und schlechten Handlungen der Menschen beleuchtet und vor die Augen stellt, und durch die Furcht vor Unehre und die Hoffnung auf Ehre und Ruhm zur Tugend antreibt und anfeuert. Da also diese Fackel die Thaten niedrig geborner Menschen nicht beleuchtet, so haben diese keinen Antrieb zur Tugend und keine Furcht vor Unehre; im Gegentheil glauben sie sich nicht darum bemühen zu dürfen, ihre Vorfahren in irgend etwas zu übertreffen; der Adelige hingegen sieht es für etwas Entehrendes an, nicht das Ziel zu erreichen, das sein Vorfahr erreicht hat. Daher kommt es in der Regel, daß in der Schlacht, oder wo sich sonst die Menschen Ruhm erwerben, der Adelige sich mehr vorthut,

als der Nichtadelige. Die Natur hat jede
Dinge jenes verborgene Samenkorn eingepflanz
das die Eigenthümlichkeit und Kraft, die e
von seinem Vorfahren, dem ersten Samenkorn
empfangen hat, auch dem Samenkorne, welche
es aus sich hervorbringt, mittheilt und diese
sich selbst gleich macht. Das sehen wir nich
nur bei Pferden und andern Thieren, sonder
auch an Bäumen, deren Zweige immer der
Mutterstamme gleich sind; und wenn sie bis
weilen ausarten, so ist daran nicht die Natur
sondern der nachläßige Gärtner schuld. S
verhält es sich auch mit den Menschen, die
wenn sie eine gute Erziehung genießen, fas
immer denen gleich werden, von denen si
herstammen, und sie sehr oft übertreffen
wenn aber kein guter Gärtner dazu kommt
keine Uebungen stattfinden, dann geht es wi
bei dem Fruchtbaum, der zum Waldbaum, wi
bei dem zahmen Thiere, das zum wilden wird
ein solcher Mensch verwildert und bleibt sic
nimmer gleich, ausgenommen der, über den di
benignitas naturae (Güte der Natur) ihr
Gaben ausschüttet. Wir sehen Menschen
denen Gott Verstand, Beredsamkeit, Schönhei
des Wuchses und der Gestalt, Anmuth und
Glück bei den Menschen verliehen hat, so daß
was sie auch immer beginnen, Alles ihnen
wohl ansteht; und dagegen andere, welche die

Natur in allen diesen Dingen gestraft hat,
die von Natur so wenig Anstand, Gewandtheit
und Anmuth besitzen, daß man nicht anders
urtheilen kann, als die Natur habe sie zum
Gelächter unter die Menschen gesetzt. Und
wie diesen eine gute Erziehung und unaus=
gesetzter Fleiß selten etwas hilft, so können
hingegen jene, welche die Natur so reichlich
begabt hat, durch eine gleiche Anstrengung
über die Menschen erhoben werden. Es gibt
indeß zwischen diesen beiden noch ein Mittleres,
d. h. Menschen, welche jene ersten Naturgaben
nicht erhalten, aber vor jenen von der Natur
Vernachläßigten Manches voraus haben: diese
Mittelmäßigen können sich durch Arbeit, Fleiß
und Anstrengung sehr verbessern und dahin
gelangen, daß ihnen Alles, was sie nur be=
ginnen, von Statten geht. Mein Hof=Cavalier
jedoch will außer der vornehmen Geburt auch
zu jenen Glücklichen gehören, d. h. er will
nicht nur Verstand und eine schöne körperliche
Gestalt, ein schönes und männliches Gesicht
haben, sondern auch eine gewisse angeborne
Anmuth, die ihn bei den Menschen beliebt
macht, so daß Jeder, der ihn nur einmal ge=
sehen hat, ihn sowohl selbst lieb gewinnen,
als auch der Gnade eines jeden großen Herrn
würdig finden muß; denn in Folge einer solchen
Anmuth wird sein ganzes Benehmen, sein

ganzes Auftreten sogleich zierlicher, einnehmender, lobenswürdiger werden.

Hier unterbrach Boianowski den Sprecher mit folgenden Worten: Damit unser Spiel seinen bezeichneten Gang gehe, so sage ich, daß dem Hof=Cavalier meiner Meinung nach der Adel nicht so unbedingt nothwendig ist; und wenn ich glauben könnte, daß es den Herren neu wäre, so wollte ich Viele als Beispiel anführen, die, obwohl sie aus den ersten und angesehensten Häusern stammten, doch ehrlos gelebt; und dagegen viele Nichtadelige, die durch ihre Tugenden ihre Nachkommenschaft geadelt haben. Wenn es sich ferner so verhielte, wie Ihr gesagt habt, daß jedem Dinge jene verborgene Kraft und Eigenthümlichkeit des ersten Samenkornes inwohne, so müßten wir Alle gleich sein, da wir von einem Vorfahren abstammen; und es würde Keiner edler sein als der Andere. Aber dafür, daß es einen Unterschied unter uns und Abstufungen der Stände gibt, dafür finde ich viele andere Ursachen. Unter diesen hat, wie mir scheint, Fortuna den Vorrang, und fast ist es allein ihr Werk; denn wir sehen, daß sie Alles in der Welt beherrscht und sich ein Spiel daraus macht, einen unwürdigen, niedrigen Menschen bis in die Wolken zu erheben, dagegen Andere in den Abgrund, wenn nicht

gar in die Hölle herabzudrücken, die hoher Ehren würdig waren. Was sodann das Glück derer anbetrifft, die reichlich von der Natur ausgestattet geboren werden, wie Ihr sagtet, so ist das wahr und ich stimme dem bei; aber wir finden dieß so gut bei angesehenen, wie bei niedrigen Leuten, denn die Natur macht nicht einen so subtilen Unterschied; im Gegentheil sehen wir oft, wie ich gesagt habe, unter Leuten des niedrigsten Standes große und treffliche Naturgaben. Darum also, wenn der Adel nicht für eine Würde, auch nicht für die größte Gottesgabe gilt und eher unsern Vorfahren, als uns selbst zum Ruhme gereicht, so scheint es mir vernunftwidrig, zu verlangen, daß (wenn unseres Hof=Cavaliers Eltern nicht von Adel sind) alle seine guten Eigenschaften nichts gelten, und daß es für ihn nicht hinreichen sollte, um zur Vollkommenheit zu gelangen, wenn er alles das besäße, was Ihr so eben aufgezählt habt, nämlich Verstand, Schönheit und jene Anmuth, die ihm bei allen Menschen auf den ersten Anblick Liebe erwirbt.

Hierauf entgegnete Kryski: Ich behaupte nicht, Herr B., daß sich unter Leuten niedrigen Standes nicht auch alle die Tugenden finden sollten, wie beim Adel. Allein (um nicht zu wiederholen, wovon ich schon gesprochen habe,

und wobei ich noch viele andere Beweise zum Lobe des Adels vorbringen könnte, der immer und bei allen Menschen in Ehren gestanden hat; denn das lehrt uns selbst unsere Vernunft, daß von Guten Gute geboren werden; da ich einen Hof=Cavalier schildern sollte, der ohne ein „Aber" und mit Allem begabt wäre, was die Menschen loben, so finde ich es durchaus nothwendig, ihn zum Edelmanne zu machen, sowohl aus vielen andern Gründen, als auch darum, daß ihm die vortheilhafte Meinung zu gut komme, in der jeder Adelige bei allen Andern steht. Denn laßt einmal Zwei sich am Hofe aufhalten, von denen sich noch keiner hervorgethan hat, weder im Guten, noch im Schlechten; sobald die Leute erfahren, daß der Eine von Adel ist, der Andere nicht, wird der Nichtadelige sofort bei ihnen in geringerer Achtung stehen, als der Adelige; und wird sich der Nichtadelige dieselbe gute Meinung erwerben wollen, so wird er dieß nur durch große Anstrengung und in langer Zeit erreichen, was der Andere einzig dadurch, daß er von Adel ist, sofort besitzt. Wieviel von einem solchen Fundament abhängt, ist leicht einzusehen; denn wir haben ja selbst die Erfahrung gemacht, daß Leute aus verschiedenen Ländern zu uns gekommen sind, die, obgleich sie ungeschlachte Menschen waren, anderwärts

in dem Ruf berühmter Hof=Cavaliere standen. Zwar enthüllte sich später ihre Ungeschliffenheit, aber eine lange Zeit hindurch waren wir doch getäuscht durch den Ruf, der ihnen vorherging, obgleich sie sich später ganz anders zeigten, als wofür sie gelten wollten. Es kamen auch Andere, die wir Anfangs für nichts achteten, in denen wir aber später ausgezeichnete Männer erkannten. Ich möchte nun doch wissen, worin der Grund einer so bedeutenden Täuschung zu suchen ist, und warum der Mensch den Menschen nicht sogleich erkennt; ich weiß nicht, ob unter Anderem der letzte Grund der ist, daß großen Herren, die stets Wunder thun wollen, es bisweilen beliebt, ihre Gunst solchen Menschen zu Theil werden zu lassen, die sie selbst eher ihrer Ungnade, als ihrer Gnade würdig finden; und während sie sich selbst täuschen, wächst, da ihnen fast alle Welt folgt, der Ruhm ihrer Lieblinge im Verhältniß zu ihrer Gunst, nach der fast ein Jeder seine Ansicht und sein Urtheil voreilig bildet. Und wenn er auch mitunter etwas findet, worin er dem allgemeinen Urtheil nicht beistimmen kann, so traut er sich selber doch nicht, sondern folgt fremdem Urtheil und setzt immer einen verborgenen Vorzug voraus, den er nur nicht ergründen zu können glaubt; denn er hält es für unmöglich,

daß eine so allgemein verbreitete Ansicht un
begründet sein könne. Daß jeder Mens
voreilig ist in der Liebe, wie im Haß, sehe
wir schon daraus, daß, wenn Zwei sich schla
gen, oder mit einander wettlaufen, oder fechten
von den Zuschauern die einen es mit dem
die andern mit jenem halten, und zwar ohn
triftigen Grund. So verhält es sich auch
mit der Beurtheilung der Eigenschaften und
des Werthes eines Menschen; auch hier komm
ihm der gute oder schlechte Ruf bei Erlangung
unserer Gunst oder Ungunst sehr zu statten;
daher kommt es in der Regel, daß wir die
Dinge nach unserer Zuneigung oder Abneigung
beurtheilen. Seht, meine Herren, wie viel
davon abhängt, wofür einen die Menschen
halten; und wie viel demjenigen daran ge=
legen sein muß, gleich von vornherein eine
gute Meinung von sich zu erwecken, der dar=
nach strebt, ein wahrer Hof=Cavalier zu werden.
Doch genug davon; gehen wir zu etwas Anderem
über.

Wenn mein Hof=Cavalier vornehm und so
glücklich geboren ist, wie ich gesagt habe, so soll
sein Beruf, oder, wie man heute sagt, seine
Profession, lediglich die ritterliche Beschäftigung
sein, worin er sich zuvörderst durch Treue
gegen seinen Herrn, dann durch Tapferkeit,
Kraft, Bereitwilligkeit und Würde vor Andern

hervorthun muß, indem er immer und überall
nur diesem Berufe lebt. Auch darf er sich
nicht das Geringste zu Schulden kommen
lassen, was ihm Unehre bringen könnte; denn
ein Verlust in dieser Hinsicht, ein Abweichen
zur Linken, sei es auch nur um ein Haar,
hängt ihm einen ewigen Makel an; und wie
eine Frau die Ehre, die sie einmal verloren
hat, nie wiedergewinnen kann, so wird auch
der Ruhm eines braven Mannes von ritter=
lichem Beruf, wenn er auch nur im Geringsten
geschmälert ist, nie wieder hergestellt werden
können, sondern er bleibt geschändet und ohne
Gewicht. Und so wird auch dieser mein Hof=
Cavalier um so größerer Ehre und Aus=
zeichnung würdig sein, je fertiger er in seiner
ritterlichen Beschäftigung ist. Doch will ich
dieß nicht soweit ausdehnen, als solle er da=
rin die Vollkommenheit erlangen, daß er
Heere anführen und den Feldherrn machen
könnte, denn so würde man kein Ende finden;
sondern wenn er nur das Hauptsächlichste kennt
und das kann, was ein Krieger können soll,
und wenn er dabei die Eigenschaften besitzt,
die ich zuerst nannte, nämlich Treue gegen
seinen Herrn und einen unbesiegbaren Muth,
so begnüge ich mich damit, nur muß er diesen
hohen Muth auch stets besitzen. Oft nämlich
kann man den Muth eher in kleinen als in

großen Dingen erkennen; denn in der offene
Feldschlacht, wo man den Blicken Vieler aus
gesetzt ist, finden sich wohl welche, die, wen
sie auch schon halb todt sind, doch aus Scha
blind darauf losgehen und ihre Pflicht thun
aber bisweilen, Gott weiß wie, und gera
in geringern und weniger wichtigen Dinge
wo sie sehen, daß sie entfliehen und sich de
Gefahr entziehen können, zumal wenn Nie
mand ihre Feigheit bemerken kann, halten s
es sehr gern mit dem christlichen Frieden
Ein solcher soll mein Hof-Cavalier nicht sein
sondern, wenn er auch gut weiß, daß sein
Feigheit nicht verrathen wird und er keine
Zeugen seiner Tapferkeit und seiner ehren-
vollen Leistungen hat, soll er dennoch da
thun, was einem braven und tugendhafte
Manne zukommt und bedenken, daß das sicherst
Zeugniß sein eigenes Bewußtsein, und fü
tugendhafte Handlungen die Tugend selb
die reichlichste Belohnung ist. Wer einzig
darum brav handelt, um gesehen zu werden
der handelt falsch an der Tugend, indem e
ihr wahre Liebe bezeugt, während sein Her
an etwas Anderem und nicht an ihr hängt
Kurz, mein Hof-Cavalier soll sich stets durch
männlichen Muth und durch eine hohe Ge-
sinnung hervorthun. Nur will ich auch wieder
nicht, daß er ein Renommist sei, der mit

finsterem Blick, mit drohender Gestalt und mit
Schnurrbart schreckt, der nicht sanft reden
kann, sondern nur in rauhem Tone und nur
von kriegerischen Dingen, wie z. B. die
Rüstung für ihn das weichste Bett sei und aus
dem Helm ein Trunk am besten schmecke;
denn wäre er von dieser Art, so würde er
bald Jedem zuwider sein und jene Worte zu
hören verdienen, die eine ehrbare Dame einem
solchen Bramarbas bei einem Gastmahle sagte;
als dieser nämlich einige Male von ihr auf-
gefordert worden war, entweder zu spielen
oder zu tanzen, oder sich durch ein Gespräch
mit den Herren zu unterhalten, und der gute
Herr jedesmal nichts weiter geantwortet hatte,
als, das sei für gewöhnliche Leute, aber keine
Beschäftigung für Männer seiner Art, so
fragte ihn endlich die Dame: Und worin be-
steht denn Eure Beschäftigung? Er nahm
nun eine drohende Stellung an und ant-
wortete: Auf Ehre, in Feindes Blut zu
baden, und sein eigenes nicht zu schonen! Die
Dame entgegnete: Ich würde vorschlagen, da
wir jetzt keinen Krieg haben, daß Ihr Euch
ganz mit Fett einreiben und zugleich mit der
Rüstung und mit Allem, was Ihr gegen den
Feind braucht, irgendwo in einem Schrank
aufbewahren ließet, bis wieder Krieg aus-
bricht, damit Ihr nicht noch mehr verrostet.

Hierauf sprach Lubelski: Sie hätte dem dumm
Bauernkerl nicht treffender antworten könne
welcher glaubte, daß der, welcher tanzt u
der Liebe pflegt, nicht schlagen könne, u
daß Lustbarkeit und Scherz dem Soldat
seine Würde benehme.

Kryski fuhr fort: Der Hof=Cavalier so
also zur Zeit des Krieges gegen den Fei
seinen Grimm und Zorn gebrauchen und da
für sorgen, daß man ihn immer an der Spit
und unter den Ersten finde; aber wozu da
unter den Seinigen? da bedarf es des An
standes, der Bescheidenheit, der Gesetztheit
dadurch soll er sich empfehlen, ohne sich de
Anschein zu geben, als wolle er bemerk
werden; denn dadurch würde er Alles ver
derben, besonders wenn er sich noch gar selbs
unverschämt loben wollte.

Hiegegen bemerkte Dersniak: Ich habe wenig
bedeutende Männer gesehen, die sich nich
selbst gelobt hätten. Meiner Ansicht nach
muß man ihnen das verzeihen; denn wer
seinen Werth fühlt und sieht, daß Ungebildet
ihn nicht kennen, der muß sich im Innern
gekränkt fühlen; zuletzt sieht er sich gedrungen,
seinen unterdrückten Werth an's Licht zu ziehen
und ihn den Leuten auf irgend eine Weise
zu zeigen, um nicht jener wahren Belohnung,
d. h. des Ruhmes und der Ehre beraubt zu

werden, die dem Schweiß der Edlen folgt.
Darum können sich auch ältere, gelehrte Männer,
und wer immer einen großen Werth in sich
fühlt, des Eigenlobes nicht enthalten. Aller=
dings ist der unerträglich, der sich selbst lobt,
und doch nichts Lobenswerthes besitzt; aber
von einem Hof=Cavalier, der keinen Werth
besäße, ist hier auch nicht die Rede.

Hierauf antwortete Kryski: Ich weiß nicht,
ob Ihr mich recht verstanden habt; ich sprach
von den Prahlern, die ohne Scham und
Einsicht von sich selbst sprechen; denn einem
bewährten Manne wird man es schwerlich
übel nehmen, wenn er bei sich darbietender
Gelegenheit seiner Tapferkeit oder irgend einer
Heldenthat mit kurzen Worten Erwähnung
thut; im Gegentheil muß man seine Worte
für das einzige und weit zuverläßigere Zeug=
niß annehmen, als was aus fremdem Munde
kommt. Wer sich also so lobt, daß ihm da=
raus weder Haß noch Schande erwachsen kann,
dem erlaube ich, sich selbst zu loben: er ver=
dient nicht nur für die Heldenthaten, von
denen er selbst zu seinem Ruhme spricht,
unsere Verehrung und unser Lob, sondern
auch dafür, daß er mit einer solchen Be=
scheidenheit von sich selbst zu sprechen weiß;
denn das ist sehr schwer.

Lehrt uns diese Kunst, sprach Dersniak.

Meiner Ansicht nach, sagte Kryski, kom
Alles darauf an, daß Jemand, der eine B
gebenheit erzählt, die Sache so durchfüh
daß Keiner merken kann, als leite er d
Wasser auf seine eigene Mühle; sondern d
dasjenige, was er von sich selber erzählt, m
dem Uebrigen so innig zusammenhängt, d
er es auf keine Weise übergehen konnte. E
gewissermaßen verschwindend und in der Th
nicht nach eigenem Lobe strebend, mag er dan
Alles sagen, was zu seinem Ruhme gereicht
aber nicht nach Art derjenigen, die mit voller
Munde sprechen und mit Worten um sic
werfen, wie unlängst einer, dem im Stre
die Schenkel mit einem Speere durchbohr
wurden, behauptete, es habe ihm geschienen
als wenn ihn eine Mücke gestochen hätte; un
wie ein Anderer sagte, er dulde deßhalb ni
einen Spiegel in seiner Wohnung, um nich
vor dem furchtbar schrecklichen Gesicht, da
er im Zorn habe, wenn er etwa zufällig
hineinblicke, selber zu erschrecken.

Als hier einige zu lachen anfingen, sprach
Myszkowski: Hierbei gibt's noch nichts so
Besonderes zum Lachen; eine größere, ich will
nicht sagen Prahlerei, sondern Dummheit war
es, als Alexander der Große, da er den
Anaxarchus hörte (der nach der Lehre Demokrits
behauptete, es gebe eine unzählige Menge Welten)

in Thränen ausbrach, und als man ihn fragte, warum er weine? antwortete: Ach, habe ich keine Ursache? Es gibt so viele Welten und ich besitze noch nicht eine einzige.

Kryski erwiderte: Es ist auch ein großer Unterschied zwischen Alexander dem Großen und dem, welcher von dem Mückenstich sprach. Man sollte großen Männern in der That nicht übel nehmen, wenn sie eine hohe Meinung von sich haben; denn wer etwas Besonderes ausführen soll, muß Muth und Selbstvertrauen besitzen, Eigenschaften, ohne die sich nichts ausrichten läßt; doch sei er in der Erzählung bescheiden und gebe sich den Anschein, als wenn er eine geringere Meinung von sich hätte, als er wirklich hat; auch überschreite diese seine hohe Meinung nicht das Maß, damit sie nicht in Trotz und Uebermuth ausarte.

Als Kryski hier ein wenig inne hielt, sprach Boianowski: Ich erinnere mich, Herr Kryski, daß Ihr sagtet, der Hof-Cavalier solle ein hübsches Gesicht und eine schöne Figur haben, und außerdem jene Anmuth, die ihm bei allen Menschen Liebe erwirbt. Ein hübsches Gesicht und Anmuth, scheint mir, hat Herr Kostka, dazu ziemlich wohlgebildete Glieder; nur halte ich die Beine für etwas zu kurz. Sagt uns jetzt, welche Anmuth Herrn Kostka

noch fehlt, oder ob die Schönheit hinreicht
die wir an ihm sehen. Und was das Uebrig
anbetrifft, gebt uns einzeln an, was für
eine Gestalt, was für Glieder der Hof=Cavalier
haben soll, dessen Bild Ihr uns zeichnet;
vielleicht findet sich auch Manches an mir,
woran ich mehr Gefallen finden werde, als
früher.

Als nun der Eine und der Andere darüber
lächelte, nahm Kryski wieder das Wort:
Wahrhaftig, die Anmuth, die im Gesicht
liegen soll (wenn er dazu noch bebartet wäre),
hat Kostka, und ich kann es an Keinem besser
zeigen, als an ihm, was ich unter Anmuth
verstehe; denn Alles, was zu einem schönen
Gesicht gehört, findet sich hier. Zwar ist nicht
Alles ausgezirkelt, auch fehlt der sogenannte
feine weiße Teint; aber es hat etwas Männ=
liches, Lebendiges und ist doch anmuthig; und
es findet sich darin dasjenige, was mir an
verschiedenen Gesichtern gefällt. Eine solche
Schönheit mag also mein Hof=Cavalier be=
sitzen, die nichts Weibisches enthält. Denn
jene seidene Gestalt, die flötende Stimme, die
schmachtenden Worte, und das Gesuchte und
Zierliche, das Einige annehmen, um zu zeigen,
daß sie von Männern herstammen, bei denen
es schade ist, daß sie als Männer geboren
sind, — ich weiß nicht, wem auf der Welt

sie gefallen könnten. Ein Mann soll ein
Mann sein in Gesicht, Gestalt und Sprache.
Um auf den Wuchs überzugehen, so meine
ich, muß der Hof=Cavalier nicht zu groß und
nicht zu klein sein; denn Beides bewundern
die Menschen gerade so wie irgend ein Natur=
wunder, und haben in der Regel eine Ab=
neigung davor. Doch sollte er nach irgend
einer Seite das Maß überschreiten, so wäre
es besser, wenn er lieber ein wenig zu klein
wäre, als durch seine Größe über alle Men=
schen hervorragte. Jene Riesen, abgesehen
davon, daß sie in der Regel stumpfen Ver=
standes sind, pflegen auch ungeschickt und
schwerfällig zu sein; und einem Hof=Cavalier
thut es sehr noth, daß er zu Allem gewandt,
rüstig und tauglich sei. Darum verlange ich,
daß er eine schöne Figur, eine gute Körper=
constitution und geschickte Glieder besitze, so
daß man schon aus seinem Körperbau Kraft,
Frische und Gewandtheit erkenne.

Ein Hof=Cavalier soll in Allem Fertigkeit
besitzen, was der Soldat verstehen muß; er soll
mit jeder Waffe, sowohl zu Roß als zu
Fuß, gut umzugehen wissen, und alle Kunst=
griffe kennen und verstehen; vorzüglich aber
mit den Waffen, die man am meisten am
Hofe braucht. Denn wenn es zum Zweikampf
kommt, so darf derjenige, der als Mann auf=

treten will, nicht darnach trachten, über de
Gegner einen Vortheil voraus zu haben, son
dern er muß ebenso gerüstet wie jener, m
derselben Waffe auf dem Platze erscheinen
ferner muß er zu jeder Zeit fertig und z
Allem bereit sein, und darf nicht Ausred
und Aufschub suchen; dieß ist von unbezahl
barem Werthe. Freilich sagen Andere, da
man nicht an Kunstgriffe denkt, wenn e
um's Leben gehe; ich aber sage, wer in
Kampfe mit einem Andern der Kunstgriffe ver
gißt, der hat schon früher, nachdem er de
Muth verloren, seiner selbst vergessen. Nac
der Fertigkeit in Führung der Waffen ver
lange ich ferner, daß er sicher mit der Arm
brust schieße, sich geschickt hinstelle, sie spanne
und sicher losdrücke. Auch der Ringkampf
war vordem bei uns in Ehren, und nich
umsonst; denn diese Art des Kampfes ver
größert die Kraft bedeutend. Also soll mein
Hof=Cavalier auch darin wohl geübt sein.

Dazu füge ich den ritterlichen Brauch, den
der Hof=Cavalier durchaus kennen muß, so
wohl was ihn selbst, als auch was den Geg
ner anbetrifft; auch soll er alle Gebräuche
und Kunstgriffe für den Zweikampf in Schran
ken kennen, damit ihn Niemand übervortheilen
kann, wenn er selbst einmal dazu kommt.
Zwar verlange ich nicht, daß er nach solchen

Zweikämpfen trachten soll, außer wenn es
sich um seine Ehre handelt; denn abgesehen
davon, daß große Gefahr damit verknüpft ist
und Niemand weiß, wie der Würfel fällt, so
verdient auch derjenige, der sich ohne triftige
Ursache hastig dazu drängt, daß ehrliche Leute
seine Gesellschaft scheuen. Aber wenn einmal
Jemand so tief hineingerathen ist, daß er sich
ohne große Leichtfertigkeit nicht mehr zurück=
ziehen kann, dann bleibt nichts Anderes übrig,
als sein Beginnen standhaft durchzuführen.
Vor Allem hat man sowohl beim Abgang
auf den Kampfplatz, wie auch auf dem Platze
selbst nicht trotzig und übermüthig, sondern
kühn und kräftig aufzutreten und mit unbe=
siegbarem Muthe; denn wenn Jemand die
Hand bieten und Wege suchen wollte, um dem
Kampfe zu entgehen, der würde zwar christ=
lich handeln, aber ich weiß nicht, wie er dem
Ritterbrauch gerecht werden wollte, da eines
Edelmannes Wort nie geändert werden darf.
So wie der Wind den Felsen nicht bewegt,
soll eines Ehrenmannes Wort weder Trunk
noch Zorn, noch Trauer wankend zu machen
im Stande sein. Die Kenntniß des Ritter=
brauches wird also dem Hof=Cavalier in die=
ser Hinsicht einen großen Gewinn bringen
und ihn zurückhaltend und vorsichtig in der
Rede machen. So wird ihm auch die Fertig=

keit im Gebrauch der Waffen nicht nur in de
Verlegenheit zu statten kommen, sondern auc
zur Unterhaltung dienen; denn bei Hofe wer
den Turniere zu Fuß und zu Roß gehalten
ferner Fechtkämpfe, Wettrennen in Gegenwar
des Königs und vor den Augen vieler Zuschauer
Um sich hervorzuthun, muß der Hof=Cavalie
außer dem Erwähnten noch ein tüchtiger Rei
ter sein, muß das Pferd kennen, es geschick
lenken und geschickt darauf sitzen; und außer de
vollkommenen Kenntniß aller dieser Dinge ver
lange ich von ihm einen solchen Eifer und Fleiß
der ihn über die Leute erhebt und ihn durch
besondere Gewandtheit auszeichnet. Wie es
vom Alcibiades heißt, daß er, mit welchen
Menschen er auch zusammen leben mochte,
sich ihnen so anzuschließen verstand, daß er
jede Nation in ihren Eigenthümlichkeiten über=
traf, so verlange ich auch von meinem Hof=
manne, daß er in Allem, in was er sich ein=
läßt, den Sieg erringe, und daß er jeden
Einzelnen in dem übertreffe, worin sich dieser
den Vorrang anmaßt. Und so wie die Ita=
liener den Ruhm haben, daß sie gute Reiter
sind, besonders wenn es darauf ankommt, ein
Pferd gewandt nach Maß und Zeitdauer zu
tummeln; ferner, daß sie in der Quintana
und im Ringstechen sich auszeichnen, so soll
mein Hof=Cavelier in allem Diesem den Ita=

lienern den Rang ablaufen. Wir gestehen
ferner den Deutschen zu, daß Niemand im
Ringstechen so sicher ist, so fest zu Pferde
sitzt, und sie in Kunstgriffen übertrifft; mag
mein Hof=Cavalier auch in diesen Künsten
keinem Deutschen den Vorrang lassen. Und
nun gar die Ungarn, denen es gewissermaßen
angeboren ist, hinter dem Schilde geschickt zu
sitzen und kräftig zu verfolgen; mag mein
Hof=Cavalier auch die Ungarn übertreffen,
sowohl im kühnen Zusammenrennen, wie im
geschickten Zielen. Doch darauf kommt Alles
an, daß er jedes Ding, was er anfängt, mit
solcher Besonnenheit angreift, daß ihm Alles
gelingt; denn hievon wird die Folge sein, daß Alle
gern auf ihn schauen und Alle ihm gewogen wer=
den; und wie viel das werth ist, weiß ein Jeder.

Ich will hier auch eine andere Uebung nicht
vergessen, die bei Hofe noch nicht gänzlich er=
loschen ist (denn gewissermaßen gehört sie ja
gleichfalls zur ritterlichen Beschäftigung), näm=
lich das Werfen mit dem Steine, der Wett=
lauf, das Springen und Aehnliches, wobei es
auf Schnelligkeit, Kraft und Rüstigkeit an=
kommt, und wodurch man sich bei den Men=
schen leicht Wohlwollen und Liebe erwerben
kann. So scheint auch das Schwimmen von
keinem besonderen Nutzen zu sein, und doch ist
es einem Ritter durchaus nothwendig.

Gehen wir zur Jagd über, die an sich Aehnlichkeit mit dem Kriege hat und ein wahrhaft adeliges und für einen Hofmann anständiges Vergnügen ist. Auch jene großen Männer des Alterthums beschäftigten sich, wie uns die Geschichte lehrt, vielfach damit. So möge mein Hof-Cavalier auch in allen diesen Dingen nicht zurückbleiben.

Existirte doch auch in Polen die Sitte, die man in Italien und Frankreich findet, nämlich Ball zu spielen und auf's Pferd zu voltigiren — ich wünschte, daß mein Hof-Cavalier auch darin vollkommen sei; doch da wir diese Sitte nicht kennen, so kann er auch ohne sie bestehen. Aber wie wir nicht Ball spielen, weil es bei uns nicht Sitte ist, so würde ich auch Kraftsprünge (Salto mortale) zu machen oder auf dem Seile zu gehen, selbst wenn es bei uns Sitte wäre, meinem Hof-Cavalier nicht erlauben; denn das geht schon in Seiltänzerei über und ist für einen Adeligen durchaus nicht anständig. In anständigen Dingen aber soll er sich üben, um (wie ich früher gesagt habe) sich vor Allen hervorzuthun und den Leuten zu gefallen. Hierzu wird es ihm sehr dienlich sein, wenn er auch mit den Leuten umgeht und sein Augenmerk nicht fortwährend auf jene anstrengenden Uebungen richtet (denn dieß ist er nicht fortwährend

im Stande, und selbst wenn er es wäre, würde ich es ihm nicht rathen, denn er würde sich selbst und Andern zuwider werden), sondern Gastmähler, Gesellschaften, Scherze, Unterhaltung, Tanz und andere heitere Belustigungen sucht; nur soll er Unehrenhaftes vermeiden, im Uebrigen aber Alles thun, was die Andern, jedoch so, daß er sich niemals schlecht aufführe und nicht im Geringsten vom rechten Wege abweiche, und daß sein Scharfsinn und seine Besonnenheit sowohl in seiner Fertigkeit, als auch in seinem Charakter zu erkennen sei und ihm Alles, was er unternimmt, wohl anstehe.

Hierauf sagte Kostka: Wahrhaftig, man sollte eigentlich diese so klare Sache nicht unterbrechen, und doch muß ich Euch, Herr Kryski, mit einer Frage aufhalten. Und Euch, Herr Lubelski, bitte ich deßhalb um Entschuldigung; denn ich erinnere mich, daß uns das Reden nur dann gestattet ist, wenn Jemand in seiner Ansicht von Kryski abweicht; aber es hat ja auch Boianowski, als es ihm beliebte über mich zu scherzen, statt dessen, was er gegen Kryski vorzubringen hatte, gesprochen, was ihm gut dünkte, und ist nicht dafür gestraft worden.

Auf dieses hin bemerkte Lupa: Ihr seht hier, wie aus einem Vergehen mehrere er-

wachsen; darum soll derjenige, der in irgen
etwas fehlt und so ein schlechtes Beispie
gibt, wie B. hier, nicht nur für sein Ver
gehen büßen, sondern auch für das Vergehe
des Andern.

Dann entgehe ich der Strafe, sagte Kostka,
da, wie Lupa bemerkt, B. für sein und mein
Vergehen leiden soll.

Hierauf versetzte Lubelski: Im Gegentheil,
Ihr sollt jeder doppelt gestraft werden: B.
für sein Vergehen und dafür, daß er Euch
zu einem Vergehen verführt hat; Ihr dagegen
für Euer Vergehen und dafür, daß Ihr ihm
gefolgt seid.

Kostka aber sprach: Ich habe bis jetzt noch
nicht gefehlt, und damit B. nur einmal ge=
straft werde, so will ich meine Frage zurück=
halten. Damit schwieg er.

Nun, nun, lieber Kostka, erwiderte Lu=
belski, Ihr dürft schon fragen, was Euch be=
liebt; ich erlasse sowohl dem die Strafe, der
schon gefehlt hat, als auch dem, der sich so
eben ein so kleines Vergehen wollte zu Schul=
den kommen lassen; auch ich werde wohl
mitunter Herrn Kryski etwas fragen müssen.

Darauf sprach Lupa: Das ist nicht recht,
daß Ihr, wie der Herr Bischof, durch Mitleid
und nicht durch Gerechtigkeit Ruhm erwerben
wollt; denn wer dem Bösen durch die Finger

sieht, thut dem Guten Unrecht. Aber den=
noch möchte ich nicht, daß uns durch meine
Strenge das entginge, was Kostka fragen
wollte.

Kostka begann nun also: Wenn ich mich
recht entsinne, Herr Kryski, so habt Ihr öfter
wiederholt, der Hof=Cavalier solle in Allem,
was er unternimmt, darnach streben, daß ihm
Alles wohl anstehe; das macht Ihr, wie
mir scheint, zur Würze jeder Sache; und
ohne dieses würde, was der Hof=Cavalier
auch sagte oder Gutes an sich hätte, Alles
nichts werth sein. Dem ist schwer zu wider=
streiten; denn wahrlich, wenn Jemanden etwas
nicht wohl ansteht, mag es auch noch so gut
sein, es wird den Augen der Menschen doch
nicht zusagen. Aber wenn Ihr sagt, daß es
den Menschen angeboren ist und Uebung es
zur rechten Vollendung bringt, so glaube ich,
daß die Menschen, denen das Glück angeboren
ist, daß ihnen Alles wohlansteht, darin eines
Lehrmeisters wenig bedürfen werden; denn
besitzen sie dieß durch eine Schickung des
Himmels, so wird ihnen, selbst wenn sie es
nicht wollten, Alles, was sie nur beginnen,
von selbst so von statten gehen, daß es den
Menschen angenehm in's Auge fällt. Von
diesen spreche ich also nicht, denn dieß zu er=
reichen steht nicht in unserer Macht. Ich

spreche von denen, die nur die Fähigkeit dazu haben, so daß (wie Ihr sagtet), wenn Arbeit und Anstrengung dazu kommt, ihnen Alles was sie nur sprechen und unternehmen, wohl ansteht; ich frage nun, was für eine Arbeit, was für eine Anstrengung, was für ein Scharfsinn, was für ein Kunstgriff dazu gehört, damit der Mensch dieß erreiche? Wir Ihr leicht Jedem von uns durch Euer Anpreisen den Mund wässerig gemacht habt, so könnt Ihr auch allein uns befriedigen, wenn Ihr uns lehrt, wie man (um mich so auszudrücken) jene Anständigkeit erlangen kann. Ihr seid dazu gewissermaßen verpflichtet, da Ihr einmal im Auftrage Lubelski's die Last übernommen habt.

Kryski antwortete hierauf: Weder dazu, noch zu etwas Anderem bin ich verpflichtet. Ich bin nur verpflichtet, einen vollkommenen Hof-Cavalier zu zeichnen; auch hätte ich es nicht übernehmen können, alles Das zu lehren, was er können soll. Denn wie ich eben gesagt habe, soll er ein tüchtiger Fechter, ein tüchtiger Reiter sein, und viel anderes Tüchtige soll er können; wie sollte ich dieß nun zu lehren im Stande sein, da ich es selber nicht kann? Genug, daß ein guter Soldat dem Schmied befehlen kann, wie er ihm ein Schwert machen und wie gut es sein soll; er

lehrt ihn aber nicht, wie er es machen, wie viel Stahl er dazu nehmen, wie lange er es hämmern soll. So auch ich; wenn ich Euch die Eigenschaften eines vollkommenen Hof-Cavaliers nennen kann, so habt Ihr nicht mehr von mir zu verlangen. Doch um Euch wenigstens auf Eure Frage zu antworten, und Euch, soviel in meinen Kräften steht, zu genügen, sage ich Euch Folgendes. Wer es in den Dingen, von denen wir handeln, nämlich im Reiten, Ritterspiel, Fechten und andern Uebungen dahin bringen will, daß sie ihm wohl anstehen (vorausgesetzt, daß er die Fähigkeit dazu besitzt und keinen Fehler hat), der muß bei Zeiten den Unterricht darin beginnen und zwar nicht beim ersten Besten, sondern sogleich von Anfang bei den vorzüglichsten Lehrmeistern. Wie viel darauf ankommt, sah schon König Philipp von Macedonien, der seinem Sohne Alexander dem Großen sogleich von Anfang an, vom Abc, keinen andern Lehrer geben wollte als den so berühmten Philosophen Aristoteles, dem wohl noch kein zweiter auf der Welt gleichgekommen ist. Und ich glaube nicht anders, als daß auch unser Tarlo, Untertruchseß von Krakau, in Allem, was er kann, die besten Lehrmeister gehabt hat; denn Alles, was er nur beginnt, steht ihm so wohl an,

als wäre es ihm angeboren; doch unterstüt
ihn dabei wohl auch bedeutend seine Statu
sein wohlgebildeter Körper, seine Größe un
männliche Ausdauer und andere guten Eigen
schaften. Darum muß derjenige, der etwa
gut verstehen und mit Anstand ausführe
will, nicht bloß darauf sehen, daß er da
Gelernte gut ausführt, sondern daß er in de
Art der Ausführung seinem Lehrmeister gleich
kommt. Wenn er nun fühlt, daß er einen
guten Grund gelegt hat, so wird es ihm seh
förderlich sein, wenn er verschiedene Leute
von derselben Profession beobachtet, und wenn
er bei dem Einen dieß, bei dem Andern
jenes sieht, und seine Besonnenheit zu Hülfe
nimmt, die ihn bei Allem leiten soll, so kann
er etwas in den Kopf bekommen. Wie die
Biene bald hierhin, bald dorthin fliegt, und
aus verschiedenen Blumen Honig sammelt, so
soll sich auch mein Hof=Cavalier von den
besten Lehrmeistern jene Anständigkeit (um
mich für diesen Begriff noch einmal dieses
Ausdruckes zu bedienen) und die lobenswerthe=
sten Kunstfertigkeiten aneignen. Ich sage die
lobenswerthesten, um nicht so thöricht zu sein,
wie einer hier an unserm Hofe, der Herrn
Graba aus Górka, Kastellan von Posen,
durchaus gleichkommen will; zu dem Behufe
ahmt er ihn nicht in seinen Tugenden nach,

in der Würde, Geschicklichkeit, Wachsamkeit,
Sorgfalt, sondern einzig darin, daß er durch
die Nase spricht. Es gibt eine Menge solcher
Leute, die viel gewonnen zu haben glauben,
wenn sie irgend etwas so machen können, wie
es ein großer Herr macht; und wenn sie die=
selben Gewohnheiten annehmen wollen, die
jener an sich hat, so fallen sie fast in der
Regel auf Dinge, welche die Leute nur an
jenem großen Herrn tadeln. Mag also mein
Hof=Cavalier, wie schon gesagt, nur nach sol=
chen Dingen trachten, die an Andern beson=
ders gelobt werden; wenn er darin ihnen
nacheifert, so wird ihm Alles wohl anstehen.
Doch sehe ich außer diesem noch einen Weg,
der mir zu jener Anständigkeit eine gerade
und ebene Heerstraße zu sein scheint, und zwar
der, daß der Mensch weder in Wort noch in
That auch nicht im Geringsten übertreibe,
sondern Alles mit einer gewissen Nachläßig=
keit und mit dem Anscheine, als suche er
nichts darin, verrichte. Diese angenommene
Nachläßigkeit oder (um es so umzutaufen)
dieß Ungesuchte soll die Fertigkeit verbergen
und sie den Leuten so darstellen, als fließe
ihm das, was er thut, gewissermaßen so von
selbst hin, sei ihm wie ein Geschenk ohne alle
Arbeit nnd Anstrengung zugekommen. Da=
raus, glaube ich, erwächst jene Anständigkeit

und Anmuth in den menschlichen Handlungen; denn da Jeder weiß, welche Schwierigkeiten es hat, wenn Jemand etwas Außergewöhnliches leisten will, so geräth er in Erstaunen, wenn er sieht, wie leicht es Jemanden von der Hand geht. Auf der andern Seite aber, wenn Jemand sich zwingt und gleichsam mit Gewalt etwas verrichtet, ist es widrig anzusehen und die Rede widrig anzuhören; und das Ding verliert sogleich seinen Werth, wäre es auch noch so theuer. Deßhalb ist derjenige der wahre Meister, der seine Meisterschaft zu verbergen weiß, und um nichts soll sich mein Hof-Cavalier mehr bemühen, als daß er sie geschickt zu verbergen wisse; denn zeigt er sie, so verliert er sogleich seinen Kredit und büßt den Ruhm seiner Geschicklichkeit bei den Leuten ein. Ich habe gelesen, daß einige große Redner der Alten unter Anderem es die Leute auf eine schlaue Weise merken ließen, als brauchten sie nie etwas zu lernen; sie versteckten also ihre Gelehrsamkeit und trugen ihre Reden den Leuten so ganz einfach vor, als wenn sie nur durch ihren natürlichen Menschenverstand und die Wahrheit geleitet würden, nicht durch Uebung und Gelehrsamkeit; hätte sich diese Gelehrsamkeit auch nur im Geringsten gezeigt, so würden sie dadurch viel verloren haben; denn die Leute sind gegen

sie argwöhnisch und fürchten gewissermaßen durch sie betrogen zu werden. Ihr seht, wie viel jedes Ding an Grazie verliert, wenn der Mensch, indem er seine Meisterschaft zur Schau trägt, gleichsam mit Gewalt etwas thut. Wer kann sich des Lachens erwehren, wenn einer beim Tanzen kaum die Erde berührt, mit der größten Sorgfalt, um nicht zu fehlen, den Hals zurückzieht und sich weder rechts noch links biegt, als hätte er einen Stock verschluckt. Jeder von uns sieht, daß ein solches Tanzen aus Ziererei entspringt, womit die Grazie schwindet; wie wohl steht dagegen einer Mannsperson oder einem Frauenzimmer das Tanzen, wenn sie mit aller Ungezwungenheit tanzt, und unter Sprechen und Scherzen nicht einmal an den Tanz denkt, als könnte sie gar nicht fehlen.

Hier unterbrach Boianowski den Sprecher mit den Worten: Ich kenne einen, dessen Tanzen Euch sehr gefallen wird, denn er tanzt so nachläßig, daß ihm mitunter das Kleid herunterrutscht, und doch bückt er sich nicht darnach, sondern watet fortwährend darin, wie ein Briefbote.

Darauf sagte Kryski: Ich weiß, wen Ihr meint; aber Ihr müßt wissen, daß jene Nachläßigkeit bei ihm gerade recht gesucht ist; er will zeigen, daß er scheinbar gar nicht daran

denkt; allein man merkt, daß er nur zu sehr daran denkt, und dadurch verdirbt er Alles. Wer nemlich in dieser Nachläßigkeit, in diesem Ungesuchten kein Maß hält, fällt sogleich in's andere Extrem. Daher tadle ich es nicht minder, wenn Jemand so nachläßig ist, daß ihm die Kleider herunterfallen, oder wenn seine Beinkleider voller Flecken sind, oder an den Stiefeln der Schmutz einiger Tage klebt, wie im Gegentheil, wenn Jemand so übereinlich sein will, daß es dem Burschen schlecht ergeht, der Schwamm und Bürste zu Hause läßt und nicht alle zehn Schritte an seinen Herrn herantritt, um zu wischen und zu bürsten. So wie Beides, reinlich sein und nicht übertreiben, an und für sich gut ist, muß es, wenn es Maß und Ziel überschreitet, in's Tadelnswerthe übergehen; und jene Einfachheit, die die Menschen in allen Dingen so sehr lieben und überall erwarten, geht zu Grunde und verschwindet.

Um auf die Uebertreibung zurückzukommen, so wiederhole ich, daß sie alle unsere Handlungen außerordentlich verunstaltet. Betrachtet doch einmal die abscheuliche Erscheinung, wenn Jemand zu Pferde sitzt und die Füße bis an die Brust des Pferdes heraufzieht und sich ausreckt, als hätte er kein Gelenk im Leibe; welch einen angenehmen Anblick gewährt es

dagegen, wenn Jemand weder die Füße zu sehr ausstreckt, noch sie zu sehr heraufzieht, sondern, als dächte er gar nicht an das Reiten, sie angemessen hält und sich selbst, wie das Pferd ausschreitet, leicht hin und her wiegt, wobei er so sicher sitzt, als wenn er zu Fuß wäre. Welch einen angenehmen Eindruck macht es ferner, wenn ein gesitteter junger Mann sich bescheiden beträgt, selten und ohne Anmaßung spricht, und wenig oder nichts von sich selbst redet; wie abscheulich ist andererseits ein eckelhafter Bauernlümmel, der nichts kann, als sich selbst loben, hochtrabend sprechen, drohen und ungezogen auftreten. Alles dieß ist nichts weiter, als eine übermäßige Sucht, sich männlich zu zeigen. Das findet man auch noch in andern Dingen, wenn Jemand an der Krankheit leidet, daß er in Wort und That sich sehen lassen will.

Hier bemerkte Boianowski: Ich weiß nicht, ob man nicht eben deßhalb auch jene ausgesuchten Mahlzeiten tadelt, bei denen Alles durchzuckert wird, denn Süßigkeit wird schnell zuwider. Mehr lobt man eine gewöhnliche Mahlzeit, die gepfeffert und sauer, mit Meerrettig und Zwiebeln, selten mit Zucker angerichtet wird. Da man bei jenen ausgesuchten Mahlzeiten mit Allem prahlen will, so richtet man auch Speisen von gesuchtem Geschmack an,

und das bekommt der Mensch bald satt; anderwärts dagegen, wo man mischt, bald sauer bald bitter, bisweilen auch süß, damit eins neben dem andern sich um so besser ausnehme, essen die Leute mit Appetit.

Kryski fuhr fort: Ihr seht, daß auch hierin das Gekünstelte nicht gut thut. Man sagt, daß einige ausgezeichnete Maler des Alterthums das Sprichwort gehabt haben: zuviel Fleiß schadet, und vielleicht tadelte Apelles deßhalb den Protogenes, als er sagte: wenn er etwas male, so wisse er nicht, wann er aufhören solle. Apelles, der erste Maler der Welt, wollte damit sagen, Protogenes wisse nicht, was genug sei; und es war eben das Gekünstelte, was dem Apelles mißfiel. Die von mir erwähnte Nachläßigkeit aber, die fast der gerade Gegensatz von dem Gekünstelten ist, verleiht, abgesehen davon, daß alle Anmuth aus ihr hervorgeht, auch Allem, was wir thun, einen Reiz, und darin zeigt sich die Fertigkeit, die oft um so größer erscheint, als sie wirklich ist. Denn wenn man sieht, wie einer sich anständig beträgt, so denkt man, wenn ihm das so leicht von der Hand geht, so muß er es doch weit besser können als er zeigt; und wenn er sich darin noch mehr üben wollte, wer würde ihm gleich kommen? So urtheilen die Leute, wenn sie sehen, daß Jemanden etwas leicht

und geschickt von der Hand geht; und durch eine geringfügige, aber geschickt ausgeführte Handlung wächst unser Ansehen bei den Menschen. Wenn der Ritter mit Schild und Lanze zu Pferde sitzt, er braucht noch keine Bewegung zu machen, schon daraus, wie er die Lanze hält, sieht man, daß er damit umzugehen weiß; so auch der Fechtmeister, sobald er nur das Schwert ergreift und sich in Positur stellt, sieht man sogleich, ob er etwas kann; im Tanze zeigt ein einziger Schritt die Fertigkeit; ein Sänger darf auch nur zwei Töne singen, und man erkennt sogleich, daß er es weit besser kann, als er sich stellt. So verhält es sich mit allen übrigen Dingen: denn wie es Jemanden von der Hand geht, so beurtheilen die Menschen seine Fertigkeit. So wird also auch mein Hof-Cavalier bei allen Menschen Ruhm einernten und in Allem, besonders aber in der Rede, Grazie besitzen, wenn er sich vor dem Gekünstelten hütet. Diese Unart findet sich überall, und vielleicht bei uns in Polen häufiger als anderswo. Denn ist unser Pole auch nur eine kleine Strecke (von Hause) auf Reisen gewesen, gleich will er nicht mehr anders sprechen, als in der Sprache des Volks, unter dem er einen Augenblick gelebt hat. War er in Italien, so hört man nach jedem Wort: Signor! war er in Frankreich: par

ma foi; war er in Spanien: nos otros cavaglieros. Oft will einer, der gar nicht in Böhmen gewesen, sondern nur über die schlesische Grenze gefahren ist, nicht mehr anders sprechen als böhmisch; und weiß Gott, was das für ein Böhmisch ist. Sagt man ihm aber, er solle doch in seiner Muttersprache sprechen, so sagt er, er habe sie vergessen, oder seine Muttersprache scheine ihm steif; und um dieß zu beweisen, wirft er ein paar altpolnische Worte aus dem (Gebet) Bogarodzice hin und stellt sie einem glatten böhmischen Wörtchen gegenüber, um die Ungeschlachtheit seiner Muttersprache und die Schönheit der fremden zu zeigen; endlich tritt er auch mit der Behauptung hervor, daß fast jeder Redner sich böhmischer Wörter statt polnischer bediene, als ob das so besonders zu loben wäre.

Also gefällt es Euch nicht, sagte Myszkowski, wenn ein Pole böhmische Ausdrücke unter's Polnische mischt?

Kryski antwortete: Wie sollte einem das gefallen, wenn einer, der ein eigenes polnisches Wort hat, dieß wegwirft und dafür eines aus einer fremden Sprache borgt und z. B. statt Stany koronne sagt Stawy koronne; das ist gerade so, als wenn Jemand die Polen aus ihrem Lande vertreiben und dafür Böhmen hereinbringen wollte; und was darin für

Vernunft wäre, sieht ein Jeder. Wenn es keine polnischen Ausdrücke für einen Gegenstand gäbe, oder wenn man beim Uebersetzen aus einer Sprache in die andere einen fremden Ausdruck gebrauchte, dann tadle ich nicht nur nicht, wenn man aus einer so verwandten Sprache, wie die böhmische der unsrigen ist, entlehnt, sondern ich gestatte es sogar, aus dem Lateinischen Ausdrücke zu nehmen, zumal wenn sie verständlicher, oder gar schon einigermaßen im Gebrauche sind. So haben es wohl auch unsere berühmten polnischen Redner gemacht. Dieß verstanden die Unsrigen aber nicht und bei ihrer Neigung zur Ziererei, die dem Menschen so wenig ansteht, fiel es ihnen ein, ihre Sprache unverschämt mit fremden Wörtern zu mischen und anstatt guter polnischer Ausdrücke böhmische, und dazu noch ein gutes Theil niedrigere als die unserigen, zu gebrauchen. Daher kommt es denn, daß wir diese neuen Cicerone wenig verstehen, und davon, was sie uns heute schriftlich geben, gar nichts. Sie glauben, darin zeige sich eben der tiefe Verstand, so zu schreiben oder zu sprechen, daß man von Niemanden verstanden wird; wie sehr sie aber darin irren, wißt Ihr recht gut.

Darauf sprach Myszkowski: Ich gebe zu, daß es ein großer Fehler ist, so zu sprechen, daß man einen schwer versteht; in der Schrift

aber scheint mir eine verschlungene und nicht zu leichte Sprache eine gewisse Würde zu besitzen.

Kryski erwiderte: Ich weiß nicht, warum man anders schreiben soll, als man spricht, da doch die Schrift nichts weiter ist, als eine Art der Rede, welche bestehen bleibt, obgleich sie schon ausgesprochen ist, gewissermaßen ein Bild des Ausgesprochenen. Die Schrift ist es eigentlich erst, die den Worten Leben gibt. Darum würde auch die Schwierigkeit, die aus dem Gebrauch der Fremdwörter hervorgeht, noch eher in der Rede hingehen, als in der Schrift; denn wenn wir sprechen, so können die Zuhörer fragen, wie etwas zu verstehen sei; lese ich aber die Schrift eines Andern, der nicht zugegen ist, so ist mir's schwer, den Sinn von dem herauszufinden, was ich nicht verstehe. Soll daher die mündliche Rede nicht unverständlich sein, so darf es auch die Schrift nicht; besonders wenn, wie die Gelehrten sagen, die schönste Rede diejenige ist, die einer schönen Schriftsprache gleicht. Ist dieß wahr (woran Ihr doch nicht zweifelt), so darf man solche Mängel der Schrift nicht nachsehen; denn sie soll eine Jedem leicht verständliche Rede sein.

Myszkowski antwortete: Ich gebe zu, daß die Schrift nur eine Gestalt der Rede ist;

aber meine Behauptung, daß die Rede leicht sein soll, bleibt stehen. Denn eine schwere und verwickelte Rede, die nicht leicht in das Verständniß der Menschen eindringt, ist unnütz und so, als wäre sie gar nicht gesprochen. In der Schrift verhält es sich anders. Wenn die Schrift eine Gestalt der Rede ist, ich sage nicht einer schwerer verständlichen, aber doch einer höheren, als die gewöhnliche Unterhaltungsrede, so hat eine solche Schrift sogleich eine größere Würde, und bewirkt, daß der Leser eine größere Ueberlegung anwendet, jeden Gedanken schärfer beachtet, und den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit des Verfassers bewundert; dazu kommt, daß er selbst ein inneres Vergnügen empfindet, wenn er den Sinn einer scharfsinnigen Wendung, über der er sich ein wenig mit Nachdenken aufhalten mußte, durch sich selbst herausbringt. Ist aber der Leser so beschränkten Geistes, daß er dieß nicht vermag, so ist die Schrift nicht mehr schuld, sondern derjenige, der eine so geringfügige Schwierigkeit nicht zu überwinden vermag.

Lubelski sagte hierauf: Es ist interssant, eine Unterredung darüber anzuhören, welche Schreibart mehr zu loben ist, eine leichte, oder eine etwas schwierige. Doch lassen wir das auf ein ander Mal; jetzt gebt uns an,

Kryski, wenn unsere polnische Sprache nicht ganz vollkommen ist (und ich entsinne mich, daß man bei Hofe einen Redner lobte, der in seine Rede viel Böhmisches eingemischt hatte), durch welche fremde Sprache der Hof-Cavalier seine Muttersprache ersetzen soll: durch die böhmische, oder russische, oder chrobatische, oder slavische; oder wenn es ihm freistehen sollte, altpolnische und fast schon abgestorbene Ausdrücke wieder zu beleben, wo er sie zu finden hat. Da überdieß auch das Lateinische bei uns sehr im Gebrauch ist, so möchte ich wissen, ob der Hof-Cavalier auch mitunter statt eines polnischen Wortes ein lateinisches gebrauchen darf. Außerdem wäre ich begierig, zu erfahren, welche von all den Sprachen, mit denen die unsrige verwandt ist, die schönste sei.

Kryski erwiderte: Ich glaube schon fast Alles gesagt zu haben, was ich hiervon verstehe. Um jedoch Eurem Befehle zu genügen, so will ich Euch meine Meinung über die übrigen Sprachen sagen. Aber ich muß etwas weiter ausholen. Zuerst müßt Ihr wissen, daß unsere Sprache an und für sich nicht alt ist, obgleich die Polen schon lange in ihr sprechen; sondern sie ist vor noch nicht langer Zeit aus der slavischen hervorgegangen; denn alle diese Sprachen, die polnische, böhmische,

russische, chrobatische, bosnische, serbische, rhätische, bulgarische und andere, bildeten ursprünglich eine Sprache, wie es auch nur eine slavische Nation gab. Doch behaupten Andere, daß die russische Sprache und Nation die älteste sei, und von den Russen hätten dann die Slaven (von slawa, der Ruhm, weil sie sich durch ihren Muth hervorthaten) ihren Ursprung genommen. Doch können wir hierüber, wegen des hohen Alters, keine sichere Kunde haben; auch scheint es nicht nöthig, das jetzt zu untersuchen. Genug, der größere Theil der Geschichtschreiber stimmt darin überein, daß die slavische Nation unter den genannten die erste ist. Als nun von dieser Nation die Einen hierhin, die Andern dorthin ihren Wohnsitz verlegten, kam es auch, daß aus der einen Sprache mehrere hervorgingen. Dabei herrschte jedoch, da sie weder die Schrift, noch die Wissenschaften kannten, eine große Rohheit, wie unter den Menschen selbst, so auch in den Sprachen. Als jedoch die Bulgaren von den Griechen die Buchstaben annahmen, sie um einige vermehrten und andere veränderten und zu schreiben anfingen, so gelangten sie durch ihren Fleiß nach und nach dahin, daß sie einige Stücke der heiligen Schrift aus dem Lateinischen und Griechischen in ihre Sprache übersetzten. Damals mußte ihre

Sprache schon weit reicher sein, als die unsrige, weil es in ihr ältere Schriftdenkmäler gibt, als in der unsrigen. Von den Bulgaren nahmen später die Rhätier, Serben, Russen und Andere die Schrift an. Die böhmische Schrift dagegen entstand aus der lateinischen; sie ist schon etwas glatter, wahrscheinlich darum, weil sie gebildetere Nationen zu Nachbarn hatten. Die Böhmen fingen auch sogleich an, gebildeter, reiner und zierlicher zu sprechen, indem sie nach Art des lateinischen Accents eine gewisse Dehnung der Wörter beobachteten. Daraus erwuchs ihnen der Ruhm, als sei ihre Sprache weit schöner als die unsrige. Reicher als die unsrige kann sie sein, weil die Schrift und die Wissenschaften früher zu ihnen kamen; aber über die Schönheit schwebt das Urtheil noch. Wenn also, um zur Sache zu kommen, dem Hof=Cavalier die polnischen Ausdrücke nicht hinreichen, so thut er gut, sie lieber aus der böhmischen, als aus einer andern Sprache zu nehmen; und zwar darum, weil eben diese bei uns schon für die schönste gilt; denn die öffentliche Meinung, der sich der Mensch doch accommodiren muß, gibt dem Böhmischen einiges Gewicht. Gäbe es aber ein Wort im Böhmischen, das unbekannt wäre, und statt dessen wäre ein russisches, oder chrobatisches, oder serbisches dem Polen leichter verständlich, so mag der Hof=Cavalier nach seiner Ansicht unter diesen verständlichern und schönern Worten wählen und das Böhmische lassen. Denn das hängt doch lediglich von seinem eigenen Ermessen ab, zu beurtheilen, welches Wort dem polnischen Ohre mehr zusagt, welches bezeichnender, treffender ist, welches dem Begriff mehr entspricht. Was aber den Punkt anbetrifft, ob wir altpolnische Wörter wieder beleben sollen, so meine ich, wenn Jemand die jetzt gebräuchlichen Wörter verachten und die uralten an ihre Stelle setzen wollte, der würde eben so klug handeln, als der, welcher statt des Brodes Eicheln essen wollte, wie sie die Alten gegessen haben. Die Wörter sollen wir so gebrauchen, wie die Münzen; die man nicht kennt, die nimmt man nicht: so verstehen die Leute auch keine andern Wörter, als die im allgemeinen Gebrauch sind. Gäbe es aber kein jetzt gebräuchliches Wort für einen Begriff, den der Hof=Cavalier ausdrücken will, so wird mich ein altpolnisches Wort nicht nur nicht beleidigen, sondern ich ziehe es sogar einem fremden vor. Preußischer *) endlich und kassubischer Wörter, über die wir so gerne lachen, soll sich der Hof=Cavalier auch nicht

*) Die Sprache der in Alt=Preußen wohnenden Slaven.

schämen, denn er wird unter ihnen welche finden, die den Gegenstand so treffend bezeichnen, daß es nicht treffender sein kann. Auch das will mir nicht übel gefallen, wenn er sich neue Wörter bildet, aber auf polnischem Grunde, oder zwei polnische zu einem zusammensetzt. Was Ihr sodann vom Lateinischen sagtet, so kenne ich die Sitte wohl, daß einige unserer Landsleute, um ihre Kenntnisse zu zeigen, bei jedem dritten Worte sich eines lateinischen bedienen; man kann diese aber mit einem Glase vergleichen, in dem wenig Wein, oder mit einer Blase, in der nur einige Erbsen sind; denn klopfst du an ein leeres Glas, so gibt es einen lauten Klang; ein volles keinen, eben so wenig eine Blase voll Erbsen. So auch jene; da sie nur wenig Worte wissen, bringen sie sie stets auf's Tapet; und darin zeigen sie einerseits eine dumme Ziererei, andererseits werden sie nicht verstanden. Wo es also ein gutes polnisches Wort gibt, ist's unrecht, ein lateinisches dafür zu setzen, es sei denn, daß es ein schon so gewöhnliches, eingebürgertes Wort wäre, daß es Alle verstehen, oder daß es sich aus dem Lateinischen in's Polnische nicht treu übersetzen ließe; denn dann ziehe ich das Lateinische dem Polnischen vor. So will ich lieber, daß man sage Philosoph, als

Medrzec (der Weise), denn das versteht schon Jeder; zudem ist Madrosc (die Weisheit) nicht eine treue Uebersetzung des griechischen Philosophia. Auch die Lateiner haben das Wort philosophia aufgenommen und wollten es nicht aus dem Griechischen übersetzen. Patria ist ein lateinisches Wort; meiner Ansicht nach thut man aber besser, von Polen Patria moia (mein) zu sagen, als Oyczyzna moia (mein Vaterland); denn unter Oyczyzna versteht man öfter das von den Vätern ererbte Grundstück. So sind auch materya, fundament und andere Wörter lateinisch, und wir brauchen sie wie die unsrigen. Und wie viele deutsche Wörter haben wir nicht im Polnischen, die wir nicht mehr für deutsche ansehen, sondern für polnische; so können wir uns auch einige lateinische aneignen. Breite Handtücher sind aus Italien zu uns gebracht worden, und zugleich kam die Benennung mit, denn wir nennen sie: towaglie. Towaglia, ein italienisches Wort, gilt bei uns schon für ein polnisches. So sagen wir mitunter auch gratia: sie ist nicht schön, aber sie hat Grazie; alles das macht der Sprachgebrauch, der jede Sprache beherrscht. Endlich fragt Ihr mich, welche von den Sprachen, die aus der slavischen hervorgegangen sind, ich für die schönste halte. Darauf weiß ich nicht zu antworten;

denn hierüber bin ich bei mir selbst nicht im Klaren. Die böhmische Sprache ist schön, aber ein wenig zu flötend, und eignet sich nicht für Männer; die russische ist dagegen roh; die rhätische, serbische, chrobatische, bulgarische haben schon etwas Heidnisches an sich, denn sie sind von den Türken inficirt.

Auch unsere polnische scheint schwer, und es sieht aus, als wenn man sie mit dem ganzen Munde und mit Gewalt ausspräche. Ich weiß also darüber nichts zu sagen; ich möchte im Gegentheil selbst fragen, welche Sprache der Welt die schönste ist.

Darauf sprach Kostka: Ich weiß nicht, warum darüber noch ein Zweifel obwalten sollte; die griechische ist die schönste, und nach ihr die lateinische.

Wodurch wollt Ihr das beweisen? fragte Kryski.

Kostka erwiderte: Das Ohr selbst richtet; es bedarf keines bessern Zeugen; denn in diesen beiden Sprachen gibt es nichts Kreischendes, oder doch sehr wenig, und die Zunge spricht jedes Wort ohne Schwierigkeit aus.

Kryski versetzte hierauf: Der Gefallen, den das Ohr empfindet, wird durch die Gewohnheit bestimmt; denn wenn er nicht aus der Gewohnheit entstände, sondern aus wirklicher Ueberlegung, so müßten alle Nationen darüber

einig sein, daß diese beiden Sprachen die schönsten sind. Da aber der Türke, der Araber, der Armenier Diesem nicht beistimmt, so sieht man, daß dieß von subjectivem Gefallen abhängt und durch die Gewohnheit bestimmt wird. Die Gewohnheit ist von wunderbarem Einfluß auf die Ansichten der Menschen.

Ich weiß nicht, sprach Kostka, warum Ihr über eine so klare Sache streitet. Diese beiden Sprachen sind schön, reich und alt; es sind Sachen in ihnen geschrieben, ohne deren Kenntniß der Mensch ein elendes, jammervolles Leben auf der Welt führt. In ihnen ist die Philosophie, in ihnen das Recht nach Vernunft und Naturgesetzen dargestellt; in ihnen andere Wissenschaften, die unser Leben glücklich machen.

Kryski versetzte hierauf: Daß die Schönheit dieser beiden Sprachen auf Ansicht beruht, scheint mir sehr klar; in Betreff des Alters stimme ich bei; doch das ist eine andere Streitfrage, wenn Ihr behauptet, daß in jenen Sprachen die Wissenschaften geschrieben sind. Ich fürchte nämlich, mein Kostka, daß diese Empfehlung nicht den Sprachen, sondern den Menschen zukommt; denn wären diese Menschen unter einer andern Nation geboren worden, so hätten sie dasselbe geleistet; so kommt also jener Reichthum von den Menschen, nicht

von der Sprache. Dazu ist die römische Sprache darum in Aufnahme gekommen, weil das Volk, von dem sie gesprochen wurde, die Welt beherrschte. Zur Zeit der römischen Könige war die römische Sprache nicht so wichtig, nicht so reich, warum? weil einerseits das Reich noch arm war, und andererseits die Römer ihre Sprache noch nicht durch wichtige Schriften bereichert hatten. Später aber, als die römische Tapferkeit und Gerechtigkeit die Welt besaß, und die gelehrten Römer anfingen, das, was sie von den Griechen gelernt hatten, in lateinischer Sprache zu schreiben, erst dann hob sich ihre Sprache und gelangte zu der Vollkommenheit, in der wir sie jetzt sehen. Auch unsere polnische Sprache würde zeitig gewachsen sein, wenn wir sie geliebt hätten; aber ich weiß nicht, warum wir so niedrig von unserer Muttersprache denken, als könne sie die lateinischen Wissenschaften nicht in sich aufnehmen; ich halte das für eine große Dummheit.

Da sprach Dersniak: Ihr seid weit vom Wege abgerathen; es wäre besser, Ihr sagtet uns, wenn der Hof=Cavalier weise sprechen und schreiben muß, wie er dazu gelangen soll.

Ich weiß nicht, antwortete Kryski, ob der Hof=Cavalier mehr braucht, als Redefertigkeit,

angeborene und erworbene; die angeborene muß er von Gott erhalten, die erworbene aus Büchern und durch Uebung lernen. Und so verweise ich meinen Hof=Cavalier an die Rhetorik. Doch wird er auch bei dieser nicht Alles finden; er muß zuerst viel gelernt haben, dann findet sich die Redefertigkeit. Wer nicht einen Vorrath von tüchtigen Kenntnissen hat, dem fließen die Worte nicht. Dieselbe Meinung habe ich auch in Bezug auf das Schreiben; denn zu Beidem bedarf es der nemlichen Kenntnisse; der einzige Unterschied besteht darin, daß die Rede eine Stimme verlangt, aber nicht eine feine, wie bei den Weibern, jedoch auch nicht eine grobe, wie bei den Bauern, sondern eine laute, deutliche, angenehme, majestätische, kräftige; dabei darf der Körper nicht träge sein, damit es nicht so aussieht, als wenn ein Klotz spricht, sondern es muß sich eine gewisse Lebhaftigkeit in allen Gliedern zeigen, keine heftige, unsinnige, sondern eine gesetzte, würdige, so daß man deutlich sieht, daß die Worte aus dem Herzen kommen. Indeß hat Alles, was hier über beides, nämlich über Rede und Schrift bisher gesagt worden ist, keinen Werth, wenn sich in den Wortverbindungen (was die Lateiner sententiae nennen) kein scharfer Verstand, kein reifes Urtheil, und weder die noth=

wendige Würde, noch sonst etwas Vortreffliches zeigt.

Da sprach Boianowski: Wahrhaftig, wenn der Hof=Cavalier stets so Vortreffliches und Gewichtiges spricht, wird ihn Niemand verstehen.

Im Gegentheil, antwortete Kryski, ein Jeder wird ihn verstehen, denn eine schöne Wortverbindung ist leicht zu verstehen. Auch verlange ich ja nicht, daß er fortwährend mit tiefem Ernste sprechen soll, sondern von scherzhaften Dingen witzig; nur muß er sich in Acht nehmen, daß der Witz nicht kindisch wird. Kommt er aber auf schwierigere Gegenstände, so soll er sie in einer angemessenen Sprache so entwickeln, daß sie ein Jeder fassen und verstehen kann. Hat er über wichtige Dinge zu sprechen, so soll er gewichtig, lebendig, kräftig sprechen und sich dabei präciser, deutlicher, leichtverständlicher, wohlgebildeter und allgemein gebräuchlicher Ausdrücke bedienen; denn auch allgemein gebräuchliche Ausdrücke geben der Rede Schmuck und Gewicht, wenn sie der Hof=Cavalier gehörig anzuwenden und zu ordnen versteht. Hierbei strebe er darnach, daß seine Rede den Zuhörer ergreife, um ihn zu Trauer, Zorn oder Mitleid bewegen und nach seinem Bedürfniß das Herz desselben entflammen, erheben, erweichen, besiegen, brechen zu können; denn das ist das Ziel, nach dem

alle Redner trachten. Bisweilen soll er den Zuhörern auch Angenehmes bieten, indem er populär, und nicht kunstvoll, sondern so leicht verständlich spricht, daß Jeder, der es hört, es auch thun zu können glaubt, und erst, wenn er es versucht, erkennt, daß es weit von dem absteht, was er unter leicht verstand.

Hierauf sagte Wapowski: Genug und übergenug ist nun wohl über Rede und Redefertigkeit gesprochen worden; es wäre gut, wenn Ihr jetzt zu etwas Anderem überginget.

Kryski antwortete: Was ich hier über Rede und Redefertigkeit gesagt habe, dessen bedarf der Hof=Cavalier; daß ich mich aber so lange dabei aufhielt, geschah lediglich aus dem Grunde, um Euch zu zeigen, wie widrig das Gekünstelte ist, und wie viel Grazie andererseits das Anspruchslose und Einfache hat. Hierüber will ich noch ein paar Worte beifügen. Die Frauen sind wunderbar darauf erpicht, reizend zu sein, oder wenn sie es nicht sein können, es zu scheinen; hat ihnen daher die Natur Manches versagt, so wollen sie es durch Kunst ersetzen; deßhalb kommt es, daß sie sich schminken, daß sie, um eine hohe Stirne zu bekommen, die Haare, um das Auge zu heben, die Augenbrauen ausreißen, und anderes höchst Schmerzhafte vornehmen, wovon sie glauben, daß es die Männer nicht wissen.

Ich habe mir schon längst vorgenommen, sprach Kostka, mich der Frauen anzunehmen, und sie nach Kräften zu vertheidigen; darum thätet Ihr besser, Ihr führtet Eure Sache weiter und decktet nicht ohne Noth die Fehler der Frauen auf.

Es thut im Gegentheil sehr Noth, erwiderte Kryski, darüber zu sprechen, denn wenn Ihr die Frauen so sehr liebt, wie es wirklich der Fall ist, so übersieht Ihr leicht ihre Fehler. Der Grund davon liegt darin, daß sie mit Gewalt schön sein wollen; und das ist nichts Anderes, als Ziererei. Ist es dagegen nicht hübsch, wenn sich eine Frau so einfach und ungesucht kleidet und putzt, daß, wer sie sieht, nicht unterscheiden kann, ob sie sich geputzt hat, oder nicht? Wie unausstehlich ist es dagegen, wenn jene gute Dame so viel auf ihr Gesicht aufgetragen hat, daß sie aussieht, als hätte sie eine Larve vor; wenn sie nicht zu lachen wagt, aus Furcht, es könne ihr etwas auf dem Gesichte springen, und sich nicht anders umsieht, als mit dem ganzen Körper, wie der Wolf, und nicht erröthet, sondern stets dasselbe Gesicht hat. Nur des Morgens vor der Toilette kann sie sich noch ein wenig bewegen; sobald sie sich aber angekleidet hat, steht sie wie ein Stock und wartet auf das Nachtlicht, wie Moskau auf den

Zobelhandel. Zwischen beiden ist ein großer Unterschied, und ich weiß nicht, wem dieses Falsche gefallen und wem der einfache und unaffectirte Putz der ersten mißfallen könnte. Einen angenehmen Anblick gewährt jene Frau, (ich meine nicht eine häßliche) erst, wenn man sie zu Hause trifft, ehe sie sich frisirt hat, und wenn ihr Haar noch halb zerzaust ist; ihr Teint ist dann natürlich weiß, nicht künstlich, auch nicht roth, sondern nur bisweilen von einer natürlichen Röthe überflogen; ihr Betragen ist ungesucht, wie es die Natur ihr verliehen hat, woraus man sieht, daß sie nicht im Geringsten darnach trachtet, reizend zu sein. Ebenso ist in Gang und Sprache nichts Geziertes, sondern Alles einfach. Hat das Jemand von den Herren gesehen, ohne daß er tief im Herzen wäre gerührt worden? Dieß ist jene dem Menschen so angenehme Nachläßigkeit und Natürlichkeit. Sieht man irgend etwas Geziertes, so fürchtet man sogleich Falschheit. Ich erwähne hier auch noch, wie sehr eine Frau schöne Zähne zieren, denn da sie nicht so offen in die Augen fallen, als das Gesicht, sondern meistentheils verborgen sind, so glaubt man nicht anders, als daß die Frauen weniger Sorgfalt auf sie verwenden, sie weiß zu erhalten, als auf das Gesicht. Wollte aber eine Frau ohne Grund unauf-

hörlich lachen, einzig und allein, um bewundert zu werden, so würde sie dadurch nicht nur die Schönheit der Zähne verderben, sondern auch selbst für eine große Coquette gehalten werden. Auch gewährt eine schöne Hand, wenn die Frau eine solche hat, ohne damit zu prahlen, einen lieblichen Anblick. Eben dieselbe Grazie, und wohl noch eine größere besitzt ein weißer Fuß in einem saubern Schuh, wenn ihn die Frau zufällig, aber nicht absichtlich zeigt. Denn Jeder denkt, daß die Reinlichkeit, wenn sie sich an einer Stelle findet, die man nie, oder sehr selten sieht, einer solchen Frau angeboren ist, nicht aber, als wolle sie damit prahlen. So weit über die Ziererei, die, wie Jeder von Euch sieht, alle Handlungen der Menschen verunstaltet, sowohl die körperlichen, als auch die des Geistes. Da ich bisher vom Geist und dem, was damit zusammenhängt, wenig gesprochen habe, will ich mich jetzt etwas ausführlicher darüber auslassen, da es sehr nothwendig ist; denn der Geist, von der Seele ausgehend, hat eine viel größere Würde, als der Körper; deßhalb muß man sich auch weit mehr darum bemühen, ihn zu bilden und zu schmücken, als um das, was den Körper veredeln soll. Es haben viele Philosophen über die Tugend geschrieben, sie eingetheilt und scharfsinnig über die Würde

eines jeden Theils gehandelt; noch mehr: sie haben einige gute Lehren gegeben, die dem Menschen zu einem glückseligen Leben verhelfen sollen. Darein will ich meinen Hof-Cavalier nicht vertiefen; genug, wenn er ein guter und tugendhafter Mensch wird; denn das begreift die Weisheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Mäßigkeit und alles Andere, was zur Würde gehört, in sich. Gerade denjenigen halte ich nämlich für einen Philosophen, der ein tugendhafter Mensch werden will, und wer diesen Willen hat, der bedarf nicht viel mehr. Darum pflegte Sokrates zu sagen, er glaube, daß seine Lehre genug gewirkt habe, wenn Jemand, nachdem er sie angehört, sich auf den Weg begebe, die Tugend kennen zu lernen. Wer erst dahin gekommen ist, daß er sich nach weiter nichts sehnt, als ein guter Mensch zu werden, der ist leicht zu lehren, wie er dazu gelangen kann. Doch hievon genug.

Hat mein Hof-Cavalier seinen Geist mit Tugend geschmückt, so glaube ich, kann er ihn außer der Tugend mit nichts Schönerem schmücken, als mit der Wissenschaft, obgleich einige Nationen und auch von unsern Polen fast der größte Theil die Wissenschaften für nichts achten, und sie fast mit dem Adel für unverträglich halten und sagen, daß der Adel

nur auf der Tapferkeit beruhe; woher es auch kommt, daß sie das Wort Schulknabe für ein so häßliches halten. Allein nichts ist für den Menschen passender, nichts ihm angemessener als Kenntnisse; und wer die Kenntnisse nicht stets für ein absolutes Gut hält, ist dem Wahnwitz verfallen. Hätte ich einmal hierüber mit solchen Leuten zu sprechen, so würde ich mir Mühe geben, darzuthun, wie die Wissenschaften, die Gott den Menschen als den kostbarsten Schatz auf die Welt geschickt hat, für das Leben nützlich und nothwendig sind, und uns zur Zierde gereichen. Ich würde dafür auch eine Menge Beispiele anführen, wie jene alten Feldherren sich nicht dabei begnügten, ihre ritterlichen Beschäftigungen vollkommen zu verstehen, sondern dazu auch gelehrt sein wollten, wie Alexander der Große Homers Ilias, worin er von der Tapferkeit des Achilles schreibt, stets (wie Ihr wißt) unter das Kopfkissen zu legen pflegte und die Geschichte nicht nur liebte, sondern sie sogar fleißig trieb, sowie er auch die scharfsinnigeren Wissenschaften kennen lernen wollte, in denen die Naturgesetze, nach welchen etwas auf der Welt geschieht, entwickelt werden. Er verwendete hierauf großen Fleiß, indem er den Aristoteles zum Lehrer hatte. Das Gute ferner, das Alcibiades besaß, wäre nie zu der

Höhe und zu dem Ruhme gelangt, wenn nicht die Uebung in der Wissenschaft gewesen wäre, die er von Sokrates lernte. Wie fleißig Cäsar gelernt hatte, und wie viel er wußte, geht aus dem trefflichen Werk hervor, das er hinterlassen hat. Scipio Africanus soll die Bücher Xenophon's, in welchen dieser unter der Person des Königs Cyrus beschreibt, wie ein guter König beschaffen sein soll, nie aus der Hand gelegt haben. Lucullus, Sulla, Pompejus, Brutus und andere römische, wie auch alle griechischen Feldherren waren gelehrt. Sogar Hannibal, der so berühmte, aber von Natur so grausame Feldherr, den die Wissenschaft schwer zu erweichen vermochte, weil er ein Feind Gottes und der Menschen war, selbst dieser wollte gelehrt sein, und wenn ich mich recht entsinne, so glaube ich irgendwo gelesen zu haben, daß er ein griechisches Werk geschrieben und hinterlassen habe. Aber hierüber verbreite ich mich wohl unnöthiger Weise, denn Jeder von Euch weiß, wie sehr die irren, welche behaupten, daß die Wissenschaft der ritterlichen Beschäftigung hinderlich sei. Ihr wißt auch, daß, wenn Jemand im Kriege etwas Wichtiges und Gefährliches wagen soll, der Ruhm allein und nichts Anderes ihn dazu antreiben muß; denn wer des Nutzens oder einer anderen Ursache wegen sich dazu entschließt, der

wird erstens nichts Tüchtiges ausführen, und dann verdient er den Namen eines Edelmannes nicht, sondern den des elendesten Söldlings. Hier bedarf es auch nicht des Beweises, wie sehr der wahre Ruhm von der Wissenschaft abhängt und bei ihr am sichersten aufgehoben ist; denn das sieht Jeder deutlich ein, außer den Leuten, die Gott damit gestraft hat, daß sie die Wissenschaften nicht kennen. Wer ist so beschränkten Geistes und so schwachen und betrübten Herzens, der, wenn er die Thaten Alexander's, Hannibal's, Cäsar's, Scipio's und anderer berühmter Feldherren liest, nicht für eine solche Tapferkeit entflammt werden und nicht ein solch elendes Leben verachten sollte, das nur drei Tage dauert, um ein solches zu erwerben, über das der Tod keine Macht hat; denn das ist erst das wahre Leben, wenn Jemand rühmlich stirbt. Was der Tod mit dem Körper verzehren möchte, das wird ihm zum Trotz im Andenken an die Heldenthaten eines Mannes fortbestehen und herrlicher, größer und ruhmvoller sein, als im Leben. Wen jedoch die Wissenschaft noch nie ergötzt hat, und wer den Genuß nicht kennt, den die Geschichte oder andere Dinge in den Büchern gewähren, der kann den Ruhm in seiner Glorie nimmer begreifen. Er glaubt, daß er nicht länger

dauere, als höchstens ein oder zwei Menschenalter, da das Gedächtniß der Menschen nicht weiter reicht; und in dieser Meinung schätzt er den so kurzen Ruhm auch nicht so hoch, als er einen ewigen schätzen würde, wenn ihn sein Unglück nicht verhinderte, ihn kennen zu lernen. Und da er ihn nicht so hoch schätzt, ist's auch sehr wahrscheinlich, daß er nicht so viel wagt, um ihn zu erwerben, als derjenige, der ihn recht kennt.

Ich glaube, lieber Kryski, sprach hier Lupa, so lange unsre Polen nicht lesen konnten, war mehr Tugend in Polen; jetzt ist mit der Wissenschaft alles Böse hereingekommen; Schmeichelei und Schwindelei hat sich vermehrt; von Ordnung keine Spur; Jeder will den Staat nach seinem Kopfe einrichten, als wenn dieß Geschäft nur denen zukäme, welche eine gelehrte Bildung besitzen. Die Gelehrten, wenn sie allein sprechen, halten sich für sehr weise; wenn sie aber zusammenkommen, so bleibt jene Weisheit ich weiß nicht wo, denn ihr Rath bringt nie gute Früchte. Die Gelehrsamkeit erzeugt lange, gezierte Reden, die alle Angelegenheiten erschweren und die Landtage verlängern, während unsere Vorfahren, ohne schreiben zu können, in vier oder fünf Tagen mehr Gutes beschloßen, als heute in siebzehn oder achtzehn Wochen.

Kryski erwiderte hierauf: Ich glaube nicht, daß daran irgendwie die Gelehrsamkeit schuld ist; denn diese räth nicht zum Schlechten. Wahrscheinlich sind die Menschen darin verkehrt, daß sie sich Gelehrsamkeit zuschreiben und keine besitzen; und durch diese Meinung bringen sie sich um das, was ihnen Noth thut. Der Grund zum Bösen ist einzig die Gewinnsucht; aus ihr folgt, daß keiner seinem Berufe genügt, sondern ein Jeder sieht nur auf seinen Privatvortheil, den öffentlichen Vortheil und das öffentliche Wohl setzt er bei Seite und ergreift das, wodurch er sein Haus bereichern kann, ohne zu berücksichtigen, ob sein Unternehmen sich für seinen Beruf schickt oder nicht. Denn wenn die Zahl seiner Dörfer nur groß genug ist, so, glaubt er, werden seine Nachkommen nicht fragen, wie der Vater dazu gekommen ist. So hat diese Habsucht die Menschen verblendet, daß sie nicht einsehen, daß, wenn das Allgemeine zu Grunde geht, auch Keiner sein Privateigenthum behält. Doch davon läßt sich ohne Schmerz nicht sprechen; schweigen wir also lieber. Ich wende mich wieder zu meinem Hof-Cavalier, von dem ich verlange, daß er ein halber Gelehrter sei in den sogenannten literis humaniоribus. Und ich verlange nicht bloß, daß er lateinisch und griechisch und die darin geschriebenen Werke verstehe, sondern er soll auch andere Sprachen, wie die deutsche, italienische, französische, spanische verstehen. Ferner muß er alle Dichter, Redner und Geschichtschreiber mit großem Fleiß durchgelesen und überdacht haben, damit er genau wisse, worüber in jedem gehandelt wird. Deßgleichen muß er im Stande sein, aus dem Kopfe einen schönen Brief, eine wichtige Rede, und auch ein Gedicht niederzuschreiben; denn das kann ihm bei Hofe stets zu einer Belustigung dienen und ihm auch bei sich zu Hause Vergnügen bereiten. Wenn er aber meint (was Jeder meinen soll), daß sein Werk nicht die Vollkommenheit erlangen wird, daß es die Leute gern lesen und loben, so zeige er es der Welt nicht, um sich nicht lächerlich zu machen, sondern nur einem vertrauten Freunde. Gesetzt auch, diese Uebung hätte ihm keinen andern Vortheil gebracht, so ist doch schon der viel werth, daß er die Schrift eines Andern besser wird beurtheilen können, als einer, der sich im Schreiben nicht geübt hat. Denn sei ein Mensch noch so gelehrt, und er hat nichts geschrieben, so wird er selten im Stande sein, den Scharfsinn und die Arbeit dessen zu beurtheilen, der etwas geschrieben hat; auch wird er nicht die Eigenthümlichkeit jedes einzelnen Werkes erkennen und nicht die Schönheiten,

die oft in den alten Autoren verborgen sind, herausfinden. Ferner wird er sich durch eine solche Uebung einen Wortvorrath erwerben und gründlich sprechen lernen. Vor Allem aber mag es mein Hof=Cavalier tief seinem Gedächtnisse einprägen, daß er hierin, wie in Allem, vorsichtig zu Werke gehe und lieber zu ängstlich, als zu dreist sei. Was er nicht versteht, davon mag er sich nicht einbilden, daß er es verstehe; denn schon von Natur strebt Jeder von uns mehr als billig nach Ehre, und unser Ohr hört keine Musik so gern, als wenn Jemand etwas zu unserm Ruhme sagt. Das verderbt die großen Herren, daß selten einer von jenen zu der Vollkommenheit gelangt, zu der ihn seine gute Natur leitet. Wer dagegen seine Ohren nicht verstopft, wie Ulysses, um den Gesang der Sirenen nicht zu hören, der geht selber in's Netz und kommt um. Dem vorzubeugen, schrieben die alten Gelehrten darüber, wie man einen wahren Freund von einem Schmeichler unterscheiden könne. Doch was nützt das, da es deren viele, ja leicht unzählige gibt, die es gut wissen, daß man ihnen schmeichelt, und gegen die Schmeichler doch gnädig sind; jene aber können sie nicht ansehen, die ihnen die Wahrheit sagen. Oft sogar kommt es ihnen vor, als wenn derjenige, der sie lobt oder

ihnen schmeichelt, noch nicht Alles gesagt hätte; deßhalb vervollständigen sie es und sprechen so viel von sich, daß selbst der unverschämteste Schmeichler erröthen müßte. Wenn sie es jedoch so wollen, so mögen sie dabei bleiben. Genug für mich, wenn mein Hof=Cavalier sich nicht einreden läßt, schwarz für weiß zu halten, und keine höhere Meinung von sich hat, als er in der That werth ist. Lieber soll er zur Sicherheit, obgleich er sich seines Werthes bewußt ist, wenn ihm Jemand eine Vollkommenheit beilegt, nicht darauf eingehen, sondern widerstreiten; und er soll das Lob lieber bescheiden ablehnen und sich auf seine ritterliche Beschäftigung berufen. An dieser soll er stets festhalten und alle übrigen Auszeichnungen und Eigenschaften nur zu ihrer Zierde sich erwerben, besonders wenn er sich unter Soldaten befindet; nicht wie Andere, die unter Gelehrten Soldaten sein, und unter Soldaten für Gelehrte gelten wollen. Auf diese Weise also wahrt sich mein Hof=Cavalier vor Ziererei; und was er immer beginnt, wenn es auch bisweilen nur mittelmäßig ist, werden die Leute außerordentlich lobenswerth finden.

Ich weiß nicht, Herr Kryski, bemerkte Wapowski, warum Ihr verlangt, daß der Hof=Cavalier die Gelehrsamkeit und alle übrigen

Eigenschaften für eine Zierde seines Ritterhandwerks halten soll, und nicht viel mehr umgekehrt seine ritterliche Beschäftigung für eine Zierde der Gelehrsamkeit, die, abgesehen von der Gesellschaft, so viel von dem Ritterhandwerk voraus hat, wie die Seele vor dem Körper; denn die Wissenschaft gehört gerade der Seele, oder so zu sagen der Vernunft und das Ritterhandwerk dem Körper.

Im Gegentheil, erwiderte Kryski, wer die ritterliche Beschäftigung vollkommen betreibt, muß seine Vernunft ebenso anstrengen wie den Körper. Doch ich will nicht, Herr Wapowski, daß Ihr in dieser Sache das Richteramt übernehmt; denn Ihr würdet der andern Partei wenig Zutrauen einflößen. Da überdieß nicht jetzt, sondern früher, gelehrte Männer Vieles hierüber gesprochen haben, indem die Einen diese, die Andern jene Partei nahmen, und schon Alles vorgebracht worden ist, was von beiden Seiten dafür gesagt werden konnte, so brauchen wir den Streit nicht zu erneuern. Kurz, für mich entscheidet der Grund, den die Krieger für sich haben, und ich meine, daß nicht die Gelehrsamkeit, sondern die Ritterbeschäftigung den Vorrang hat; ich will daher, daß mein Hof-Cavalier, den ich nach meinen Grundsätzen bilde, derselben Ansicht sei. Wer darin nicht mit mir übereinstimmt, der warte eine Disputation ab, bei der es den Kriegern erlaubt ist, sich ihrer Waffen zu bedienen, und den Gelehrten ihnen gegenüber ebenfalls der ihrigen; er wird dann augenscheinlich sehen, daß das Schwert gewinnt und die Bücher verlieren.

Wapowski versetzte hierauf: So eben erst tadeltet Ihr einige Nationen und auch unsere Polen, daß sie die Wissenschaften so gering achten, und sprachet viel zu ihrer Vertheidigung, wie wir erst durch die Wissenschaft den wahren Ruhm kennen lernen, und wie gerade sie uns unsterblich macht; und jetzt sagt Ihr etwas ganz Anderes. Ihr vergeßt, wie Alexander der Große bei der Bildsäule des Achilles ausrief: O glücklicher Jüngling, der du an Homer einen Herold deiner Tapferkeit gefunden hast! Wenn Alexander den Achilles nicht darum beneidete, daß er ihn als Feldherr übertraf, sondern um das Glück, daß Homer, ein so geschickter und berühmter Dichter, seine Handlungen und Thaten besang, so geht hieraus hervor, daß Alexander die Gelehrsamkeit Homers höher stellte, als die Thaten des Achilles. Und wer ist hier ein besserer Richter, und wessen Urtheil ist gerechter, als das Urtheil dessen, der der erste Feldherr der Welt gewesen ist?

Kryski antwortete: Ich tadle unsere Polen,

und wer immer der Ansicht ist, daß die Gelehrsamkeit der ritterlichen Beschäftigung Unehre bringe, und behaupte, daß es Niemanden mehr ziemt, gelehrt zu sein, als dem Krieger; darum will ich, daß beides zu gleichen Theilen, Gelehrsamkeit und ritterliche Beschäftigung (denn sie befinden sich sehr wohl neben einander), sich bei meinem Hof=Cavalier finden. Hiermit sage ich nichts Anderes, als früher; aber, wie schon gesagt, über ihren Vorrang will ich nicht streiten. Wir wissen ja doch, daß die Gelehrten es nicht leicht übernehmen, Jemand anderes zu preisen, als Personen höheren Berufes und ihre berühmten Thaten; und diese Thaten sind an und für sich der Ehre und des Ruhmes würdig, wegen der Tugend, aus der sie entspringen. Wie das Gold jedes Ding ziert, das aus ihm verfertigt wird, so zieren auch die berühmten Thaten ein Schriftwerk und sind mit ein Hauptgrund, daß es Jahrhunderte dauert. Denn ein Jeder liest ein Buch gern und achtet es hoch, in welchem er ehrenvolle Thaten und schöne Beispiele findet; ein solches dagegen wirft er unter die Bank, das sich nur durch Worte und nicht durch den Inhalt empfiehlt. Wenn aber Alexander den Achilles beneidete, daß er von einem so großen Manne besungen worden sei, so finde ich darin noch nicht, daß

er die Gelehrsamkeit über die Ritterlichkeit gestellt habe; im Gegentheil, wäre er der Meinung gewesen, daß er so weit vom Achilles im Kriegswesen abstände, als diejenigen, die einst über ihn schreiben würden, vom Homer, so würde er sicher lieber für sich gesorgt haben, um in der Tapferkeit nicht hinter Achill zurückzubleiben, als um einen Andern, der ihn besingen sollte. Und so glaube ich, daß Alexander hier gewissermaßen prahlt, indem er sich nach dem sehnt, was er, wie er sah, nicht erlangen konnte, nämlich nach irgend eines vortrefflichen Dichters geschickter Feder; nicht nach dem, was er schon erreicht zu haben glaubte, nämlich Tapferkeit und Bravheit im Kriege, denn darin glaubte er in nichts dem Achilles nachzustehen, und darum pries er ihn glücklich. Offenbar nemlich will er sagen: Wenn mein Ruhm auf der Welt auch nicht so laut gepriesen werden wird, als der des Achill, den ein so großer Dichter verbreitet hat, so darf dieß Niemand dem Werthe Achills zuschreiben, als wäre dieser größer gewesen als der meinige, sondern lediglich seinem Glücke; denn das Glück allein hat es bewirkt, daß Achill einen solchen Mann fand, daß er gleichsam die Posaune seiner Thaten war. Vielleicht sagte Alexander dieß auch, um irgend einen klugen Kopf anzuregen, daß

er über ihn schriebe, indem er dadurch zeigte, wie werth ihm ein solcher Schatz, nämlich ein gelehrtes Werk sei, und um wie viel mehr werth ihm jenes sein würde, was Jemand zu seinem Ruhme schriebe. Doch genug hievon.

Vielleicht schon zu viel, Herr Kryski, sagte Lupa, denn ich weiß nicht, ob ein so großes Gefäß auf der Welt zu finden ist, in das Alles das hineingeht, was Ihr in Euren Hof-Cavalier hineinlegen wollt.

Kryski antwortete: Es wird noch mehr kommen, Herr Lupa; er muß auch Musiker sein, damit er entweder singen oder auf der Laute oder einem anderen Instrumente spielen kann, denn ich kenne keinen ergötzlicheren Zeitvertreib für einen braven Mann, sich viele Grillen aus dem Kopf zu vertreiben, als die Musik; zumal am Hofe, wo sie von Jedem gern gehört wird.

Mir scheint, sprach dagegen Lupa, daß sowohl die Musik, als auch die anderen Spielereien, die ihr Eurem Hof-Cavalier zudictirt, sich eher für ein Frauenzimmer oder für einen Mann schicken würden, der seinem Betragen nach ein Frauenzimmer sein könnte, nicht aber für einen wahrhaft gesetzten Mann. Dieser soll sich mit solchen Ergötzlichkeiten nicht verderben und verweichlichen, damit er sich nicht vor dem Tode fürchtet.

Kryski antwortete: Laßt Euch mit mir nicht in diesen Streit ein, denn ich würde Euch sehr in die Enge treiben. Beim Lobe der Musik habe ich ein weites Feld; ich kann zeigen, daß sie bei den Alten in so hoher Achtung stand, daß sie sie für etwas Heiliges hielten. Ja, einige große Philosophen behaupteten, daß die Welt durch Musik erschaffen sei und die Himmelskreise, sich nach den Naturgesetzen bewegend, einen schönen Klang, eine angenehme Harmonie hervorbringen. Endlich soll auch unsere Seele durch eine solche Harmonie gebildet worden sein, und wenn sie daher Musik höre, so erwache sie gleichsam aus dem Schlafe und erhalte Leben und Erquickung von ihr zur Stärkung ihrer Kräfte. Darum mußte Alexander der Große, wie wir in der Geschichte lesen, durch die Musik entflammt, vom Mahle aufspringen und nach Roß und Waffen laufen; und als nachher der Musiker eine andere Melodie spielte, kam er wieder zu sich und kehrte zum Mahle zurück. Selbst ein Sokrates, den niemals Etwas zu täuschen vermochte, lernte noch im hohen Alter die Lyra spielen. Auch erinnere ich mich, gelesen zu haben, daß Plato und Aristoteles schreiben, ein Mensch, der gut erzogen sein wolle, müsse Musik verstehen. Durch wunderbare Beispiele beweisen sie, wie die Musik

eine ungeheure Macht besitzt, aus uns zu machen, was sie will, und aus vielen Gründen, die ich jetzt nicht aufzählen will, befehlen sie uns, sie schon in der Kindheit zu lernen; nicht sowohl darum, weil sie unserem Ohr gefällt, als vielmehr darum, weil sie die Macht besitzt, uns zu bessern und unsere Sitten zur Tugend zu wenden; und diese geläuterten Sitten machen die Seele geeigneter, zur Glückseligkeit zu gelangen, sowie die Arbeit den Körper größer und kräftiger macht. Nicht nur, daß sie uns nicht hinderlich ist, weder im Kriege, noch im Frieden, sie gewährt uns im Gegentheil eine große Hülfe. Auch Lykurgus lobte in seinen strengen Gesetzen die Musik. Die Lacedämonier, äußerst tapfere Männer, befahlen daher beim Angriff auf den Zithern und andern nicht zu weichlichen Instrumenten zu spielen. Andere große Feldherren des Alterthums, wie Epaminondas, waren musikalisch gebildet; und wer die Musik nicht kannte, wie Themistokles, wurde beinahe gering geachtet. Ich glaube, Ihr habt gelesen, daß der alte Chiron, der Lehrer des Achilles, den jungen Achilles nichts früher lehren wollte, als die Musik. Der weise Lehrer wollte, daß jene Hände, die einst so viel trojanisches Blut vergießen sollten, sich öfters durch Zitherspiel ergötzten. Welcher Krieger nun wird sich

schämen, darin dem Achilles nachzuahmen, um andere große Feldherren unerwähnt zu lassen, die ich hier auch als Beispiel anführen könnte. Deßhalb, mein Herr Lupa, nehmt dem Hofcavalier die Musik nicht, die nicht nur das Herz des Menschen erweicht, sondern sogar wilde Thiere zähmt; und wer sich ihrer schämt oder keinen Geschmack an ihr findet, um dessen Kopf ist es sicher schlecht bestellt. War es nicht etwas Großes, daß ein Fisch den Arion in Folge der Musik auf seinem Rücken über's Meer reiten ließ? Ihrer bedient man sich auch in der Kirche zum Lobe Gottes; und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie Gott dem Herrn angenehm ist, und daß er sie uns zur Erquickung, zur Freude bei unserer Arbeit, unserem Kummer gegeben hat. Daher kommt es, daß der Landmann, wenn er sich an heißen Tagen ein Liedchen von der kleinen Linde singt, Arbeit und Schweiß wenig fühlt. So wenn die Bäurin im Winter vor Tage aufsteht, zu spinnen oder zu weben, schlummert sie nicht wieder ein, wenn sie ein Liedchen singt, und macht sich die Arbeit lieb. Die Schiffer auf dem Meere, wenn ihnen Wind, Regen und andere Mühsal zusetzt, wissen zu nichts Anderem ihre Zuflucht zu nehmen, um alles das zu vergessen, als zur Musik. Durch sie ergötzt sich der Reisende, durch sie

der Gefangene in schweren Ketten. Endlich hat die Natur selbst (woraus Jeder ersehen kann, daß auch die erste beste Musik menschliches Ungemach vertreibt) die Ammen singen gelehrt, um durch Gesang das weinende Kind zu stillen, denn sogleich beruhigt sich das Kind, schläft ein und vergißt das Weinen, welches uns die Natur zum Zeichen gegeben hat, daß unser Leben auf Erden elend und kummervoll sein soll.

Als Kryski hier einen Augenblick schwieg, sprach Boianowski: Ich halte es in dieser Hinsicht nicht mit Herrn Lupa, sondern ich bin der Meinung, daß aus den Gründen, die Ihr soeben erwähnt habt, und aus vielen andern, die Musik den Hof=Cavalier nicht nur ziert, sondern ihm sogar sehr nothwendig ist. Doch wünsche ich, daß Ihr uns angebt, wie der Hof=Cavalier alles Das, was Ihr von ihm verlangt, und zu welcher Zeit und bei welcher Gelegenheit anwenden soll, denn es gibt viele Dinge, die zwar an und für sich gut sind, aber wenn sie nicht zur rechten Zeit gethan werden, keinen Werth haben, wogegen die, welche keinen besonderen Werth zu haben scheinen, wenn sie Jemand recht gebraucht, sogleich vortrefflich werden.

Bevor Kryski hierauf antwortete, trat der Bischof, der seine Geschäfte abgemacht hatte

und lange Zeit im Cabinet geblieben war, in den Saal. Da bei seinem Hereintreten ein Jeder von seinem Platze aufstand und eine Pause eintrat, sprach er: Nun, wer gerade gesprochen hat, der mag nicht aufhören, damit mein Hereintreten nicht Veranlassung zum Stillschweigen gebe.

Kryski versetzte: Schweigen muß wohl, wem der Stoff ausgeht. Ihr, Herr Bischof, seid an diesem Schweigen nicht im Geringsten schuld, sondern meine Unkenntniß, in Folge deren Alles, was ich bisher gesprochen habe, diesen Herren zuwider war, so daß ich glaube, mein Schweigen werde ihnen sehr angenehm sein. Und das, was noch zu den Eigenschaften des Hof=Cavaliers fehlt (denn Ihr wißt, um was es sich handelt), wollt Ihr (da Herr Lubelski's Regiment mit Eurem Erscheinen aufhört) einem Andern zu ergänzen befehlen; denn Jeder von ihnen wird es besser machen, als ich. So wird, wenn wir Alle gleich ziehen, die Last nicht auf einem ruhen.

Da sprach Boianowski: Laßt es nicht zu, Herr Bischof, daß sich Kryski die Sache von der Hand schiebt; sondern er mag uns zeigen, wie der Hof=Cavalier das Alles anwenden soll, was er von ihm verlangt, denn darauf kommt doch wohl Alles an.

Der Bischof antwortete: Ich habe ja Herrn

Lubelski, gleichviel ob ich zugegen bin oder nicht, das Richteramt übertragen; wendet Euch also in Allem an ihn.

Darauf sprach Lubelski: Nun, Herr Kryski, diesen Theil, den Ihr eine Arbeit nennt, will ich einem Andern auftragen. Hierauf wandte er sich zu Myszkowski mit den Worten: Ich weiß, daß Ihr Euch dessen nicht weigern werdet; und wie Ihr gleich Anfangs ganz allein dieß Spiel ein vortreffliches nanntet, so glaube ich, werdet Ihr auch dafür sorgen, daß wir Alle diese Vortrefflichkeit darin erkennen, und daß der Hof-Cavalier so gut ausgestattet werde, daß er ohne alles „Aber" sei. Darum befriedigt den Wunsch Boianowski's und zeigt uns, wie, wann und wo der Hof-Cavalier die Eigenschaften, die Kryski aufgezählt hat, anzuwenden haben wird.

Mein lieber Herr, antwortete Myszkowski, Ihr wollt trennen, was sich nicht trennen läßt, denn keine von den Eigenschaften des Hof-Cavaliers wird gut sein, wenn sie nicht zur rechten Zeit und auf die rechte Weise angewendet wird. Da nun Kryski so viel und gut über diese Eigenschaften gesprochen und den Anfang mit dem gemacht hat, was Ihr mir auferlegt, auch gewiß das Ende in seinem Kopfe fertig hat, so scheint mir besser, daß er selbst lieber Alles zu Ende führt.

Lubelski erwiderte: Seid Ihr jetzt Kryski, und sagt uns das, was er Eurer Meinung nach sagen müßte.

Darauf sprach Lupa: Herr Bischof, die Abendmahlzeit ist angerichtet, ich weiß nicht, ob noch so viel Zeit übrig ist, Herrn Myszkowski zuzuhören. Vielleicht verlegen wir's lieber auf morgen.

Der Bischof antwortete: Ich glaube, Ihr seid darüber einig, daß ich Eure Unterredung nicht hören soll. Gut also; so will ich Euch auch morgen nicht stören. Hiemit endete diese Unterredung.

Zweites Buch.

Sehr oft habe ich mit nicht geringer Verwunderung untersucht und nach den Ursachen geforscht, woher es komme, daß fast alle älteren Leute sich über die gegenwärtigen Zeiten beklagen und die früheren zu sehr loben; sie tadeln unser jetziges Thun, unsere Sitten und Alles, was sie in ihrer Jugend nicht gethan haben, und behaupten, daß Alles sich verschlimmert habe, sowohl die Rechtschaffenheit und Ordnung im Leben, als auch alle anderen Tugenden. Ich habe, wie gesagt, oft darüber nachgedacht, und nicht ohne Grund, denn es ist in der That wunderbar und unbegreiflich, daß das Greisenalter, welches durch eine lange Erfahrung und Beobachtung die Vernunft des Menschen aufklärt, in dieser Hinsicht sich so im Irrthum befindet und nicht darauf Rücksicht nimmt, daß wenn es in der

That je länger, desto schlimmer auf der Welt würde, das heißt, wenn der Vater immer besser wäre, als der Sohn, wir schon längst bei jenem äußersten Ziele der Bosheit angekommen sein müßten, wo es nicht mehr schlechter werden könnte. Und doch sehen wir, daß nicht nur in unserer Zeit, sondern auch im Alterthum die Greise immer in diesem gleichsam angeborenen Irrthume gewesen sind; dieß läßt sich aus den Büchern nachweisen, besonders aus der Komödie, die gewissermaßen ein Spiegel des menschlichen Lebens ist. Ich finde keine andere Ursache dieser Verblendung, als die, daß die Jahre in ihrem Verlauf dem Menschen viel Gutes benehmen und seine Kraft schwächen; und nach und nach zerstören sie die Lebenskraft und die angeborene Wärme und Feuchtigkeit. Mit diesem Verluste erleidet der Mensch eine Veränderung; die Sehnen, Muskeln, Gliedmaßen, durch die der Geist seine Herrschaft ausübt, erschlaffen. Und so wie im Herbst die Blätter vom Baume fallen, so entschwindet dann unserem Herzen Alles, was uns in der Jugend theuer war; und an die Stelle der guten und fröhlichen Anschauung tritt die böse und trübe, und zwar nicht allein, sondern sie bringt alle Unvollkommenheiten, alle Unbequemlichkeiten mit sich, so daß dann nicht bloß der Körper, son-

dern zugleich mit ihm auch der Geist kränkelt. Was der Mensch Gutes in sich hatte oder in der Welt sah, Alles geht verloren; nur die Erinnerung bleibt, gleichsam als ein Bild jener lieben Zeit, da er noch jung war. Denn jene Zeit gleicht dem Frühlinge; Alles in der Welt lacht uns an, Alles scheint uns gleich gut; der Himmel hängt uns voller Geigen und die ganze Erde gehört uns; das Gemüth kennt keine Traurigkeit, sondern nur heitere Freude und wunderbare Lust; die Jugend gleicht einem Paradiese, im Vergleich mit den übrigen Altersstufen. Darum wäre es besser, daß der Mensch, wenn sein Haar ergraut, und er abwärts geht und in das Alter, und gleichsam in die Erde hinabsteigt, auch zugleich die Erinnerung an jene seine Freuden mit sich nähme und es über sich gewinnen könnte, nie mehr ihrer zu gedenken; was Themistokles in ähnlichen traurigen Verhältnissen gern gekonnt hätte. Denn unsere Sinnen sind dann so entstellt, daß sie oft unser Urtheil und unsere Ueberlegung verwirren. Darum, glaube ich, hat ein Greis eben das Gefühl wie derjenige, der auf einem Schiffe auf dem Meere oder auf einem Kahne auf dem Flusse vom Ufer abstößt: blickt er nemlich nach dem Ufer, so kommt es ihm vor, als bewege sich das Ufer, und das Schiff

oder der Kahn stehen still; in Wirklichkeit aber ist es ganz anders: denn sowohl das Ufer als auch die Zeit, und jede Kurzweil steht unverrückt fest; wir aber auf dem Kahne oder auf dem Schiffe, wo der Tod das Steuer führt, schwimmen einer dem andern nach auf dem gefährlichen Meere, das Alles überschwemmt und verschlingt, und wir können nicht zum Ufer zurückkehren, sondern müssen stets vorwärts, und nachdem wir auf den Wogen genug umher geworfen und an Angst und Schrecken uns gesättigt haben, müssen wir zuletzt untergehen, wenn das Schiff an einem Felsen zerschellt. Da also der Greis für Vieles, für viele Vergnügungen und Lustbarkeiten unempfänglich ist, so ergreift ihn auch nichts und er empfindet kein Freude. Und wie Jemanden, der ein hitziges Fieber hat, weil ihm jene Hitze und die verdorbenen Säfte die Zunge und den Gaumen verdorben haben, Alles bitter schmeckt, was er trinkt, wäre es auch das Allerbeste, und ihm schlecht und unschmackhaft vorkommt, so scheinen auch den Greisen wegen jener Unempfänglichkeit (obgleich ihnen die Genußsucht nicht fehlt) alle Vergnügungen, alle Lustbarkeiten unschmackhaft, schlecht, und sehr verschieden von denjenigen, die sie einst genossen haben, obwohl es dieselben Lustbarkeiten sind, wie

früher. Da sie nun also fühlen, daß die Vergnügungen sie verlassen haben, beklagen sie sich und tadeln die jetzigen Zeiten, als wären sie schlecht, ohne zu bedenken, daß jene Veränderung von ihnen selbst ausgeht, nicht von den Zeiten. Aber indem sie sich die früheren Freuden in's Gedächtniß zurückführen, führen sie auch jene Zeit wieder zurück, in der sie dieselben genossen haben, und preisen sie sehr hoch; denn es kommt ihnen vor, als brächte sie den Wohlgeruch von dem mit, was man damals genossen hat. Gerade so fühlen wir in der That Haß und Widerwillen gegen dasjenige, was uns im Unglücke umgeben hat, und lieben dagegen Alles, was im Glücke um uns war. Jenes Haus, in welchem der Mensch einmal schmauste, sieht er sehr gern, obgleich er den Herrn, dessen Gunst er erfahren, nicht mehr besuchen wird; so auch einen Ring oder irgend einen andern Gegenstand, der ihm gleichsam ein Zeuge seines Glückes ist. Auf der andern Seite blickt er höchst ungern auf ein Schloß, wäre es auch noch so gut gebaut, in welchem er einst gefangen war, oder auf ein Kleid, in welchem er verwundet wurde; und ich habe einen gekannt, der aus einem Becher nimmer wieder trinken konnte, weil er einst Arznei daraus genommen hatte. Also wie jenes Haus, oder

jener Ring uns in's Gedächtniß zurückruft, woran wir uns so gern erinnern, und es uns nicht anders ist, als seien jene Dinge noch ein Theil jenes Vergnügens, so führt uns das Schloß oder das Kleid jene unglückliche Zeit der Gefangenschaft oder der Verwundung in's Gedächtniß zurück; und so muß der Mensch zurückschaudern, als sollte das Unglück noch einmal über ihn kommen. Eben diese Ursache, glaube ich, ist es, welche unsere Greise die vergangenen Zeiten loben, die jetzigen tadeln läßt. Wie also von andern Dingen, so sprechen sie auch von den alten Höfen und sagen, daß die, auf die sie sich besinnen, bei weitem, durch die Anzahl berühmter Männer, prächtiger gewesen seien, als die unsrigen. Sogleich bringen sie den König Alexander oder den König Ludwig von Ungarn auf's Tapet; damals, sagen sie, war eine Welt, war eine Liebe, eine Einigkeit; selten einmal hörte man, daß einer einen getödtet, hintergangen, verrathen hätte, sondern es herrschte Treue, Festigkeit, Leutseligkeit; Jeder war vor dem Andern sicher; am Hofe herrschte Sittlichkeit, Würde, Redlichkeit, wie in einem strengen Kloster. Bewahre Gott, wo hätte damals Jemand einem Andern eine Grobheit gesagt, oder gegen die Frauen sich eine Unschicklichkeit zu Schulden kommen

lassen; jetzt ist Alles umgekehrt; denn nicht nur ist unter den Hofleuten jene brüderliche Liebe, jenes ordentliche, gesittete Leben geschwunden, sondern es ist auch nirgends mehr Neid, Bosheit, Zügellosigkeit, Wollust, Verrath, Heucheiei und jedes erdenkliche Laster zu finden, als am Hofe. Sie tadeln auch unsere jetzige Kleidung, sie sagen, sie sei zu kurz, unanständig und frech. Zu loben finden sie nichts. Zwar gibt es in der That viel Tadelnswerthes; denn ich kann nicht anders sagen, als daß es unter uns viel schlechtere und boshaftere Menschen gibt, und daß unsere Zeit reicher ist an Lastern jeder Art, als jene, welche die Alten loben. Da sie jedoch nicht überlegen, woher dieß kommt, so sind sie in dieser Hinsicht sehr beschränkt, denn sie wollen, daß es nur Gutes, ohne alles Böse, auf der Welt gebe, was doch unmöglich ist; denn da das Böse das Gegentheil vom Guten, und das Gute das Gegentheil vom Bösen ist, so muß unwillkürlich und nothwendig, eben wegen dieses Gegensatzes, das Eine das Andere stützen und stärken; und um wie viel das Eine abnimmt, oder wächst, um so viel muß sogleich auch das Andere abnehmen oder wachsen; denn Gegensätze können ohne einander nicht bestehen. Gewiß, gäbe es auf der Welt kein Unrecht, so gäbe es auch keine

Gerechtigkeit; gäbe es keine Muthigen, so gäbe es auch keine Feigen; es gäbe keine Mäßigkeit ohne Verschwendung; keine Gesundheit ohne Krankheit; keine Wahrheit ohne Lüge; kein Glück ohne Unglück. Und so hat Sokrates in Plato's Phädon ganz recht in Betreff der Lust und Unlust, daß sie ungetrennt den Menschen nie zu Theil werden; sondern wenn er das Eine empfindet, muß er auch das Andere mitnehmen. Weiter sagt Sokrates vom Aesop, daß er, wie viele andere Fabeln, so auch die über Lust und Schmerz geschrieben habe: Als Gott diese beiden Feinde unter einander nicht habe einigen können, so habe er sie so aneinander geheftet, daß, wo der eine ein Ende hat, der andere anfängt. Wem kann die Ruhe angenehm sein, wenn er nicht vorher die Anstrengung der Arbeit gekostet hat? Wem kann Essen, Trinken, Schlaf schmecken, wenn er nicht vorher hungerte, durstete, an Schlaflosigkeit litt? Darum behaupte ich, daß die Natur nicht die Absicht gehabt hat, uns Krankheiten, Mühsale, Unbequemlichkeiten zu Theil werden zu lassen (denn das verträgt sich nicht damit, daß sie, die Mutter alles Guten, alle ihre Ueberlegung und Kraft darauf wenden sollte, uns mit so vielem Bösen zu belasten); sondern als die Natur uns Gesundheit, Freude

und andere Güter in die Welt schickte, brachen auch zugleich Mühsale, Krankheiten, Unbequemlichkeiten mit herein. So mußte z. B., als sie den Menschen schuf, jenes kleine Häuschen, der Kopf, in dem ein so zartes Ding, der menschliche Verstand, wohnen sollte, mit feinen, kleinen Knochen verwahrt werden; sehen wir zu, was für ein Nachtheil sogleich aus diesem Vortheil entsprang: Nichts ist gegen Wunden und Schlag so wenig geschützt, als der Kopf. Auf gleiche Weise mußten auch, als die Tugenden durch die Gnade der Natur in die Welt kamen, sogleich die Untugenden ihnen Gesellschaft leisten und mit ihnen hereinkommen, so daß stets, wenn das Eine zu- oder abnimmt, nothgedrungen auch das Andere zu- oder abnehmen muß. So bedenken also unsere Greise nicht, wenn sie jene alten Höfe preisen und sagen, die Menschen seien damals weniger lasterhaft gewesen, als an den jetzigen, daß es damals auch viele herrliche Tugenden und Vorzüge nicht gab, die die Menschen jetzt besitzen. Und darin liegt nichts Wunderbares; denn aus dem besten, süßesten Weine wird, wenn man ihn in Essig verwandelt, der sauerste, schärfste Essig. Da also jetzt die Menschen einen ungleich größern Scharfsinn haben, als die damaligen, so läßt derjenige, der sich zur Tugend wendet, jene

weit hinter sich zurück, welche unsere Alten loben; und wer sich jetzt zum Laster wendet, wird es darin auch ungleich weiter bringen, als jene früheren Schurken. Mögen also unsere Alten jene nicht loben, daß sie das Böse nicht thaten, weil sie es nicht konnten; denn wenn sie auch wenig Böses thaten, so handelten sie doch so schlecht, wie sie nur immer konnten. Daß die damaligen Menschen weit weniger Scharfsinn besaßen, als die jetzigen, kann man leicht aus dem ersehen, was sie uns hinterlassen haben, wie aus ihren Schriftwerken, Bauwerken und vielen andern Dingen. Ferner tadeln die Greise Vieles, was weder gut noch schlecht ist, einzig aus dem Grunde, weil sie es in ihrer Jugend nicht gethan haben; z. B. daß die Jugend sich warm kleidet, zu Wagen fährt, das Bett mit auf die Reise nimmt, was Alles unschädlich ist, zumal im Frieden. Denn abgesehen vom Nutzen und von der Bequemlichkeit, ist es schon so allgemeiner Gebrauch geworden, daß es Niemand mehr tadelt, wie man auch die Alten nicht tadelte, wenn Jemand halbnackt, mit schlecht herabhängenden Haaren ging und den Falken den ganzen Tag auf der Hand trug, mehr zum Schmuck als zum Bedürfniß; das war damals recht gut, jetzt aber würde man sehr darüber lachen.

Mag es uns also freistehen, die Sitten unserer Zeit anzunehmen, und mögen uns die Alten in Ruhe lassen, die öfter, um sich zu loben, zu sagen pflegen: Ich war schon zwanzig Jahre alt, und war noch nie von Mutter und Schwestern entfernt gewesen; und später wußte ich noch lange Zeit nicht, was femina sei; jetzt wissen Buben, Kinder, die kaum aus den Windeln gekrochen sind, mehr Schelmereien, als damals erwachsene Männer wußten. Sie bedenken aber nicht, daß sie eben durch diese Aeußerung augenscheinlich zeigen, daß unsere Kinder jetzt mehr Scharfsinn haben, als damals ihre Alten. So mögen sie also über unsere Zeiten murren, als wäre Alles voller Schurkerei, denn wollte man diese ausrotten, so müßte man auch die Tugend vernichten; auch mögen sie nicht vergessen, daß es zur Zeit jener alten vorzüglichen Menschen, wo die Welt sich auf den Gipfel des menschlichen Scharfsinnes erhoben hatte, so daß eine Steigerung nicht mehr möglich war, auch sehr lasterhafte Menschen gab, die, wenn sie bis auf unsere Zeit gelebt hätten, unsere bösen Leute ebenso in der Bosheit würden übertroffen haben, als die Tugendhaften und Braven ihre Tugendhaften übertreffen. Beispiele liefert die Geschichte in Menge. Doch ich glaube jenen Greisen, ob-

wohl mit breiten Worten, doch nicht unangemessen geantwortet zu haben. Da also dargethan ist, daß jene alten Höfe nicht nur keinen Vorzug vor den jetzigen besitzen, sondern sogar weit unter ihnen stehen, besonders wenn man sie mit dem Hofe unseres Königs zusammenhält, so mag die Unterredung über den Hof-Cavalier wieder aufgenommen werden.

Den folgenden Tag nach Tisch mußte sich der Bischof Geschäfte halber in sein Kabinet zurückziehen; bevor er sich jedoch entfernte, besetzte er seine Stelle, wie früher, mit Herrn Lubelski, dem er in Allem, wie ihm selbst, zu gehorchen befahl. Zu dieser Unterredung hatten sich ein Paar Hofleute und andere angesehene Männer mehr versammelt, als Tags vorher, die Alle wissen wollten, was Kryski gestern gesagt habe. Als man es ihnen mitgetheilt, soviel man sich noch daran erinnern konnte, billigten die Einen dieß, die Andern jenes; Andere dagegen, als sie hörten, wie viel Kryski von seinem Hof-Cavalier verlange und wie vollkommen er von der Natur ausgestattet sein solle, sagten, es sei unmöglich, einen so vollkommenen Menschen auf der Welt zu finden; einen Menschen aber lehren wollen, was er nicht lernen könne, sei vergebliche Arbeit. Einige waren auch so umsichtig, daß sie Plato, Xenophon, Cicero als

Beispiel aufstellten, von denen der Eine eine vollkommene Staatsverfassung, der Andere einen vollkommenen König, der Dritte einen vollkommenen Redner geschildert habe, und rechtfertigten Herrn Kryski, als habe er auch einen vollkommenen Hof=Cavalier schildern wollen, obgleich er selbst eingesehen, daß es einen solchen nicht geben könne; wer aber diesem Ideal am nächsten komme, der sei der Beste, gleichwie, wenn die Schützen mit der Büchse nach der Scheibe schießen, wenn auch Keiner den Mittelpunkt trifft, da, wo der Nagel ist, derjenige den höchsten Preis erhält, der dem Nagel am nächsten traf, und wie, wer im Wettrennen nicht der erste sein kann, doch vor dem Dritten viel voraus hat, wenn er als Zweiter ankommt.

Nach diesem kurzen Streit und als Lubelski Stillschweigen befahl, sprach Lupa also: Herr Myszkowski, man hat Euch ein schweres Geschäft übertragen; zudem hofft Jeder aus dieser Gesellschaft etwas Ausgezeichnetes zu hören; gebt Euch Mühe, damit sich Keiner in seiner Hoffnung getäuscht sehe.

Ohne die Antwort Myszkowski's abzuwarten, sagte Boianowski: Mir kommt die Sache so schwierig nicht vor; denn wer etwas kann, ist dazu geeignet, und weiß von selbst, wann und wie er etwas thun soll.

Darauf erwiderte Myszkowski: So haltet Ihr also das für eine geringe Bürde, die mir aufgelegt ist, nämlich zu zeigen, wo, wann und wie der Hof=Cavalier seine guten Eigenschaften anzuwenden hat?

In der That, versetzte Boianowski, ich halte es für nichts Großes; es genügt zu sagen, daß der Hof=Cavalier Urtheilskraft und Ueberlegung besitzen müsse, wie gestern Kryski sagte. Ist dieß der Fall, so behaupte ich, wird der Hof=Cavalier ohne andere Vorschriften von selbst seine guten Eigenschaften zur rechten Zeit und gut anzuwenden wissen; denn dieß Alles zu zergliedern und bis in die geringsten Kleinigkeiten zu verfolgen, scheint mir schwierig, vielleicht unmöglich zu sein. Ich glaube doch nicht, daß Jemand ein solcher Dummkopf sein könnte, daß, wenn die Andern singen, er selber fechten, oder auf der Straße italienisch tanzen wollte, selbst wenn er es recht gut verstände; oder wenn er eine betrübte Mutter zu trösten hätte, die ihren Sohn verloren, er sich durch Späße und Witzeleien hervorthun wollte, da kein vernünftiger Mensch sich eine solche Dummheit zu Schulden kommen läßt.

Myszkowski sprach: Ihr habt da eine grobe und außerordentliche Ungereimtheit vorgebracht: als ob sich nicht einer dumm benehmen könnte,

ohne eine so offene Ungeschlachtheit zu begehen, und dann wißt Ihr nicht, daß nicht alle Fehler einerlei Art sind. Ein Mensch kann sich einer so augenfälligen Verrücktheit enthalten, wie Ihr da einige anführtet, daß er z. B. nicht auf der Straße tanzt; aber einer andern enthält er sich nicht, daß er sich z. B. unnöthiger Weise selber lobt, oder sich in irgend einer Hinsicht unanständig benimmt, oder irgend ein Wörtchen sagt, das an und für sich ganz richtig, nur nicht zur rechten Zeit vorgebracht ist; und Niemand wird über ihn lachen. Diese Thorheiten sind nicht selten so verdeckt, daß sie selbst der nicht bemerkt, an den sie gerichtet sind, wenn er ihnen nicht eine große Aufmerksamkeit widmet. Und was der menschliche Verstand und Scharfsinn aus vielen Gründen nicht recht durchschaut, das wird er, wenn ihn zu große Ehrsucht ergreift, ganz und gar nicht sehen; denn Jeder thut sich gerne mit dem hervor, was er recht gut zu verstehen glaubt und fragt wenig darnach, ob er der Mann ist oder nicht, für den er sich hält. Soll sich also der Hof-Cavalier in dieser Hinsicht gut benehmen, so bedarf er der größten Einsicht und Aufmerksamkeit darauf, was er etwas Anderem vorziehen, wobei er sich begnügen, was er übergehen soll, was das Wichtigere oder minder Wichtige unter den

Dingen ist, die er thun oder lassen kann, um zu erkennen, was zeitgemäß ist und was nicht. Hat nun aber auch der Hof-Cavalier so viel Ueberlegung, daß er den Unterschied zwischen den einzelnen Dingen einsieht, so muß er doch leichter sein Ziel erreichen, wenn ihm durch gewisse kleine Verhaltungsmaßregeln gleichsam die Augen geöffnet und der Weg gezeigt, und er auf die Punkte aufmerksam gemacht wird, wo er sich in Acht zu nehmen hat, statt daß Alles ungetheilt seiner Einsicht und Ueberlegung anheimgestellt ist. Kryski's gestrige Rede, die so weise und umfassend und vollständig sich über Alles verbreitete, was der Hof-Cavalier haben und können soll, hat nun in mir die Besorgniß erweckt, daß ich außer Stande sein werde, dem, was Ihr, Lubelski, mir aufgetragen habt, so zu genügen, wie Kryski gestern seinem Auftrage genügt hat, daß ich nemlich Eure Erwartungen befriedige. Um jedoch einigermaßen an Kryski's Lobe Theil zu nehmen und mich wenigstens dadurch einer guten Nummer zu versichern, daß ich in nichts gegen ihn streite, so erkläre ich mich in Hinsicht des Adels, des Scharfsinns, der Abstammung, der Anmuth und aller andern Eigenschaften, die Kryski von dem Hof-Cavalier verlangt, mit ihm einverstanden; nur dieß füge ich noch dazu: will der Hof-Cavalier

wahren Ruhm und eine gute Meinung bei den Menschen und die Gnade des Herrn erwerben, an dessen Hof er sich aufhält, so muß er auf sich selbst, auf sein Betragen, auf seinen Lebenswandel ein scharfes Auge haben; damit er die Gaben, die er besitzt, bei Hofe, ohne Eifersucht zu erregen, anwenden kann. Wie schwer das ist, können wir daraus ersehen, daß es selten Jemand in dieser Hinsicht zur Vollkommenheit gebracht hat. Denn es ist jedem Menschen angeboren, eher das Schlechte zu tadeln, als das Gute zu loben; Andere besitzen von Natur eine gewisse Bosheit, daß sie, selbst wenn sie klar einsehen, daß das, was sie gewahren, gut ist, sich gewissermaßen mit Gewalt darauf steifen, irgend einen Mangel, oder etwas dem Aehnliches, darin zu entdecken. Darum sei der Hof-Cavalier in seinen Handlungen vorsichtig; er strebe nicht bloß darnach, daß seine Vorzüge und Eigenschaften vortrefflich seien, sondern daß seine Lebensweise auch mit seinen Vorzügen übereinstimme, daß er sich stets und in allen Dingen gleich bleibe. Aber alle diese seine Vorzüge und Eigenschaften muß er concentriren, so daß in jeder seiner Handlungen sich Spuren von allen seinen Tugenden finden, was, wie die Stoiker sagen, dem Weisen zukommt. Zwar ist in jeder Handlung eine

Tugend vorherrschend; doch sind alle Tugenden so in einander verschlungen, daß es schwer ist, sie zu trennen; und die so verschlungenen streben alle nach einem Ziele, und zu jeder bedeutenden That können sich alle vereinigen. So muß der Hof-Cavalier leben können; denn obwohl die Tugenden bisweilen gewissermaßen mit einander im Widerspruch zu sein scheinen, wenn man sie einzeln einander gegenüberstellt, so wird doch die eine durch die andere geziert, gerade wie ein guter Maler durch den Schatten einen Gegenstand hebt und vortreten läßt, durch das Licht ihn entfernt, zurückdrängt, ihn nach Bedürfniß erniedrigt und verkürzt, oder wie er durch die Wahl der Farben eines Gegenstandes den andern unterstützt, und dadurch, daß er Gegensätze einander gegenüberzustellen versteht, gerade das, was er will, dem menschlichen Auge zeigt. Daher kommt es, daß uns ein ausgezeichneter Mann so wunderbar gefällt, wenn er sich in Allem gefällig und bescheiden beträgt. Sowie nun der Muth im Verein mit der Bescheidenheit um so größer erscheint, so steht auch umgekehrt die Bescheidenheit im Verein mit dem Feuer, der Kraft und dem Muthe höher, als wenn sie sich allein zeigt. Wer daher wenig spricht und viel thut und sich selbst einer lobenswerthen That nicht rühmt, sondern sie im Ge-

gentheile von sich ablehnt und einem Andern beilegt, an dem wird sich diese und jene Tugend in einem um so helleren Lichte zeigen, besonders wenn man dabei vorsichtig zu Werk geht. Derselben Ansicht bin ich auch in Betreff der übrigen Vorzüge der Menschen, daß nemlich einer den andern bedeutend schmücken kann.

So will ich denn, daß unser Hof=Cavalier, wenn er etwas thut oder spricht, stets gewisse Verhaltungsregeln im Gedächtnisse habe, die auf alle Fälle passen und in Kürze Alles umfassen, was ich zu sagen habe. Die erste und nothwendigste ist, daß er sich vor Allem (wie Kryski gestern wiederholt erinnert hat) vor Ziererei hüte; dann, daß er wohl bei sich überlege, was er thun oder sprechen soll; ferner an welchem Orte, also vor wem und zu welcher Zeit, aus welcher Ursache er es thut; sein Alter, seinen Beruf, das Ziel, nach welchem er strebt, und die Mittel, deren er sich dabei bedient. Mit dieser Vorsicht möge er sich zu Allem anschicken, was er zu sprechen und zu thun gedenkt. Hierauf hielt Myszkowski ein wenig inne.

Diese Regeln, fiel hier Kostka ein, werden, glaube ich, einem nicht viel nützen; ich wenigstens weiß jetzt eben so viel, als früher, ehe ich sie gehört hatte.

Myszkowski erwiderte: Erinnert Euch an das, was Kryski gestern sagte, daß der Hauptberuf des Hofmanns ritterliche Beschäftigung sei. Da er sich hierüber ausführlich genug aussprach, so werde ich es jetzt nicht mehr wiederholen. Meine Lehre aber oder Regel, die ich gegeben habe, paßt, wie ich glaube, dazu, und zwar so: Wenn sich der Hof=Cavalier in der Schlacht oder in irgend einem Streit befindet, soll er sich so viel als möglich vom Getümmel ferne halten, um unter dem geringeren Haufen seinen Muth und seine Ueberlegenheit zu zeigen und sich in den Augen der angesehensten Männer, und wenn es möglich ist, vor seinem Könige, oder dem Herrn, in dessen Diensten er steht, auszuzeichnen; denn es ziemt einem Manne, aus seinen Vorzügen Nutzen zu ziehen. Und wie es schlecht ist, sich einen unverdienten Ruhm, ohne Mühe und Anstrengung anzueignen, so, glaube ich, ziemt es sich auch nicht, sich des verdienten Ruhmes zu berauben, oder nicht mit allen Kräften, soweit es sich mit dem Schamgefühl verträgt, darnach zu streben; denn er allein ist der wahre Lohn für tapfere Thaten. Darauf also Rücksicht zu nehmen und zu wissen, wo und um was man sich in Gefahr zu begeben hat, darauf kommt viel an. Denn ein Anderer, der Muth in sich fühlt, wird so be=

schränkten Verstandes sein, daß er sein Leben um nichts in die Schanze schlägt; wie z. B. dann, wenn er auf Fouragirung auszieht, oder wenn es gilt, dem Feinde ein paar Pferde abzujagen u. s. w. Dieß wird ein umsichtiger Hof=Cavalier nicht thun, wenn er daran denkt, warum er in's Feld gezogen ist; und er soll dieß um keiner andern Ursache als allein um des Ruhmes willen thun. Ist er bei einem Wettrennen oder Ringstechen oder bei einem Turniere betheiligt, so soll er daran denken, wo und vor wem er sich hervorthut; er hat darauf zu sehen, daß er nicht nur geschmückt, sondern auch gewappnet ist, und sollte ihm etwas mangeln, soll er lieber auf Alles verzichten, als daß er etwa schlecht bestehen sollte; denn eine Entschuldigung gibt es für den Hof=Cavalier nicht, da dieß sein Beruf ist. Er hat also dafür zu sorgen, daß sein Pferd schön und gut, das Geschirr fest und glänzend sei, daß die Farben, die er zugleich mit der Rüstung anlegt, gut zu einander stehen, daß die Knappen prächtig gekleidet seien, daß er auf seinem Helme irgend etwas Ausgezeichnetes habe, so daß er bei seinem Einreiten in die Schranken ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung sei und Aller Augen auf sich lenke, wie der Magnet das Eisen anzieht. Dazu füge ich noch, daß er nicht zuletzt auf den

Platz komme, denn in der Regel geben die Leute mehr Acht auf die Ersten als auf die Letzten; auch beachten sie, begierig, etwas Außerordentliches zu sehen, die geringste Kleinigkeit, später, wenn sie so Viele sehen, bekommen sie es nicht nur satt, sondern es wird ihnen sogar förmlich zur Last, wie eine unangenehme Arbeit.

Kommt der Hof=Cavalier dagegen mit Jemanden in's Gespräch, so hat er daran zu denken, worüber er sich mit Jedem unterhalten soll: mit dem Gelehrten über Bücher, mit dem Krieger über den Krieg, und macht er selber irgend eine Bemerkung, so thue er es mit solcher Vorsicht, daß es durchaus nicht den Anschein gewinne, als geschehe es aus Prahlerei, sondern als bringe das zufällig das Gespräch so mit sich, wie dieß Kryski gestern sehr richtig bemerkt hat. Nicht aber soll er es so machen wie jener gute Mann, lieber Kostka, von dem ich Euch unlängst erzählte, der mit einer angesehenen Dame in's Gespräch kam, die er in seinem Leben noch nicht gesehen hatte, und ihr erzählte, wie viel Köpfe er schon abgesäbelt habe, wie tapfer, wie grimmig er sei, wie er mit jeder Waffe umzugehen wisse, und sie nicht eher verließ, als bis er ihr einige Kunstgriffe mit dem Dolch gezeigt hatte; die arme Dame saß die ganze

Zeit wie auf der Tortur, indem sie fürchtete er möchte sie etwa umbringen, wie einen von denjenigen, von denen er ihr erzählte. Nicht wahr, Kostka, meine kleinen Regeln können doch wohl etwas lehren? Hätte der gute Herr bedacht, mit wem er sprach, würde er sich nicht eine solche Dummheit haben zu Schulden kommen lassen. So soll also, wie gesagt, der Hof-Cavalier auf den geringsten Umstand Rücksicht nehmen, und dieß auch darum, damit er bedenke, vor wem er sich hervorthut, und in welcher Gesellschaft; denn ich würde es nicht billigen, daß er sich in eine Gesellschaft von Bauern setzte und dort zeigte, was er könne, oder mit ihnen um den Vorrang stritte.

Hierauf sagte Boianowski: So hätten wir Polen überhaupt nicht fechten dürfen, wenn wir in Wittenberg nicht mit den Kürschnern hätten fechten sollen. Ich glaube, Ihr stellt die Sache zu sehr auf die Spitze, denn es geht beim Fechten nicht um den Adel, sondern darum, wer stärker und kräftiger ist, und mehr leisten kann; Kraft, Stärke, Rüstigkeit und Fertigkeit kann aber beim Bauer eben so groß sein, wie bei mir; wenn er mich also im Fechten überwindet und er mit mir einen Ringkampf besteht, so verliere ich nicht den Adel und er gewinnt ihn nicht, sondern

es handelt sich darum, ob ihm die Leute mehr Kraft und Gewandtheit zusprechen, als mir. Und das verräth ja doch meinerseits ein nicht trotziges Gemüth, wenn ich mich nicht schäme, mich mit einem Geringeren zu messen, was die Leute ja außerordentlich billigen.

Ich will es auch nicht durchaus untersagen, Herr B., entgegnete Myszkowski; doch würde ich es lieber sehen, wenn der Adelige dem Nichtadeligen auf andere Weise eine Ehre erwiese, und sich nicht gerade um einen Kampfpreis mit ihm einließe. Zudem verlange ich, daß der Adelige halb und halb des Sieges gewiß sei; ist er dieß nicht, so will ich ihm nicht rathen, es zu versuchen; denn es steht dem Stande des Edelmannes nicht gut an, wenn der Bauer in irgend etwas die Oberhand über ihn gewinnt. Und so will es mir scheinen, als habe der Adelige dieß ganz besonders vor einem großen Haufen zu unterlassen; denn vom Gewinnen hat er wenig Ehre, vom Verlieren große Schande. Es gibt auch noch andere Belustigungen bei Hofe; aber alle diese (mit Ausnahme derer, die zur ritterlichen Beschäftigung gehören) wird der Hof-Cavalier so handhaben, als gehörten sie nicht zu seinem Berufe, so daß er sich durchaus nicht begierig zeigt, von der Fertigkeit in diesen Spielereien Lob zu ernten. Kommt es jedoch dazu, so soll

er zeigen, daß er sie versteht, doch daß er sich darin gar nicht oder sehr wenig üben könne; nicht wie einer meiner guten Freunde, der, weil er ein außerordentlicher Musikliebhaber ist, wenn er mit Jemanden spricht und im Gespräch eine Pause entsteht, leise zu singen anfängt. So kenne ich einen Andern, der, weil er ein wenig italienisch tanzen kann, dann und wann auf der Straße einen kleinen Satz macht; derselbe pflegt ferner, da er auch fechten gelernt hat, wenn er mit Jemanden zusammentrifft, obgleich dieser nichts davon versteht, sich sogleich in Positur zu stellen und eine solche Haltung anzunehmen, als wenn er parire und dann auf den Gegner einhaue.

Noch besser, sagte Boianowski, macht es Einer, den Ihr Alle kennt, der, da er eine starke Armbrust zu spannen im Stande ist und nicht schlecht schießt, Jeden, der ihn besucht, und wäre er auch noch so ungeschickt, fragt, ob er nicht mit ihm schießen wolle; ist er bei guter Laune, so bittet und quält er so lange, bis der Andere, und hätte er auch in seinem Leben keine Armbrust in der Hand gehabt, mit ihm schießt.

Hierauf erwiderte Myszkowski: Es gibt Viele bei uns, die nicht mehr können, als simulare cupressum. Sodann fuhr er in seiner Rede also fort: Zu diesen Hofbelustigungen

gehört ferner der Tanz. Der Hof-Cavalier wird daher auch darauf ein aufmerksames Auge haben müssen, wenn er etwa vor seinem Herrn oder in Gegenwart einer großen Anzahl vornehmer Männer zu tanzen hat, daß er seine Gesetztheit, seinen würdigen Anstand bewahre und Maß halte; d. h. daß er nicht zu rasend und zu vergnügungssüchtig, und auch nicht mit affectirter Würde tanze, die ihm ebenfalls nicht geziemt. Fremde Tänze, besonders solche, bei denen Kraftaufwand nöthig ist, soll er meiner Ansicht nach in Gegenwart seines Herrn unterlassen, es sei denn auf seinen Befehl und in Gesellschaft oder auf Maskenbällen; dort wird dann Alles nachgesehen, und der Hof-Cavalier kann seine Kraft und Gewandtheit zeigen. Befände er sich einmal in einer kleinen Gesellschaft unter seines Gleichen, nicht unterm Pöbel, da hindert ihn nichts, auch ohne Maske verschiedene Tänze zu tanzen und sich ein wenig gehen zu lassen. Weder das Tanzen, noch auch das Singen und Spielen auf der Laute bringt ihm Schande, zumal wenn er darum gebeten wird; jedoch soll er sich hiebei so benehmen, daß es den Schein gewinnt, als übe er sich nicht besonders darin, sondern betrachte es lediglich als einen Zeitvertreib, auf den er wenig oder gar keine Mühe verwende, wie

er das auch in allen andern Dingen zeigen soll. Wenn er dann etwas darin leistet, so werden es die Menschen hunderttausendmal höher anschlagen. Wie es aber für ihn ehrend ist, wenn er auf Bitten die Laute zur Hand nimmt, so wenig Ehre bringt es dem, der kaum in einer Gesellschaft, die er überdieß noch wenig kennt, Platz genommen hat und, gleich viel, ob er gebeten wird oder nicht, sofort Alles zeigt, was er kann, und oft auch was er nicht kann; denn er glaubt, er sei aus keinem andern Grunde eingeladen worden, als um sich damit zu zeigen. Deßhalb soll der Hof-Cavalier hierin, wie in allem Andern, vorsichtig und behutsam sein; denn es lassen sich hier schwer für alle Fälle Regeln geben. Ist er aber ein Kenner der Zeit, des Ortes und der Menschen, unter denen er sich befindet, hauptsächlich aber seiner selbst und seines Berufs und seines Alters, so wird er nicht leicht in etwas irren. So steht es dem Greise, den sein graues Haar, die zitternde Hand und die Runzeln im Gesicht ruhig sitzen und den Rosenkranz beten heißen, nicht wohl an, die Laute zu spielen und zu singen, besonders da in den Liedern fast nur von Liebe die Rede ist; und wie die Liebe für den Greis sich schickt, weiß Jeder, obgleich das freche Kind bisweilen es auch auf einen

Alten abgesehen hat und den erschlafften und fast erstarrten Körper den Jahren zum Trotz zu erhitzen und zu beleben sucht.

Lassen wir den Greisen die Musik, entgegnete Boianowski; denn ich kenne einige Greise, die sehr schön singen und es sich von keinem Jünglinge zuvorthun lassen.

Ich nehme sie ihnen ja nicht, sagte Mysz-kowski; ich will nur nicht, daß sie den Leuten zum Gelächter werden. In seinem Kabinet, wo ihn Niemand hört, dort mag der Greis singen und spielen, um sich den Kummer und das Elend dieser Welt aus dem Kopf zu schlagen und jene himmlische Seligkeit zu genießen, die Pythagoras und Sokrates in der Musik fanden. Und wenn er auch gerade nicht das thut, so kann er doch durch seine Uebung in der Musik ungleich mehr Vergnügen empfinden, wenn er sie hört, als derjenige, der darin ganz unkundig ist. Denn wie der Schmied, wenn er auch sonst schwach ist, doch in Folge seiner Beschäftigung, weil er mit der Hand arbeitet, eine größere und kräftigere Hand hat, als ein Anderer, der ziemlich stark, aber mit der Hand zu arbeiten nicht gewohnt ist, so kennt auch das Ohr, welches an Musik gewöhnt ist, dieselbe besser und empfindet ein größeres Vergnügen und kann sie besser beurtheilen, als das eines Andern, der

sich in der Musik nicht geübt hat, bei dem der Klang kommt und vergeht, ohne ihm Genuß zu bereiten, obwohl sogar die Thiere Vergnügen an der Musik finden. Ein solches Vergnügen also an dem Anhören der Musik ist für die Greise anständig. Dasselbe halte ich vom Tanz, auch diesen soll der Greis lassen; allen derartigen Belustigungen soll der Mensch im vorgerückten Alter früher entsagen, als sie ihn, in Folge seines Alters, verlassen.

So wäre es am besten, bemerkte Lupa, die Greise von Allem auszuschließen und zu behaupten, daß es nur einem Jünglinge zukomme, Hof-Cavalier zu sein.

Myszkowski erwiderte: Seht Ihr denn nicht, daß die Greise, die an solchen Vergnügungen Gefallen finden, dadurch zeigen wollen, daß sie nicht alt sind? Darum färben sie sich den Bart, oder gehen in einem Käppchen, um das graue Haar zu verdecken; aber das graue Haar ruft ihnen zu, die Vergnügungen, die der Jugend gehören, zu lassen; denn es gibt für den Greis andere anständige Vergnügungen.

Und was sind das für Vergnügungen? fragte Lupa; wohl die, daß der Alte den Jungen etwas vorplaudere?

Myszkowski antwortete: Nun, auch das ginge an; aber jedes Lebensalter bringt, in-

dem es stets andere und neue Gedanken in uns erweckt, sowohl Lobenswerthes als auch Tadelnswerthes mit sich. Wie die Greise, da sie in der Regel klüger und mäßiger sind, als die Jünglinge, weiter sehen, als diese, so sprechen sie oft auch nur, lediglich um zu sprechen; sie sind geizig, mürrisch, ungefällig, furchtsam, wunderlich gegen die Söhne; Verdruß und Schelten ist stets im Hause; denn sie wollen, daß Alles nach ihrem Kopfe gehe. Die Jugend dagegen ist kühner, freigebiger, aufrichtiger; aber die Jünglinge gerathen leicht in Streit, sind unbeständig, gewinnen leicht etwas lieb und lassen es sogleich wieder fahren; sie sind genuß- und vergnügungssüchtig, und leicht demjenigen feind, der sie ermahnt. Das gesetzte Alter ist das beste, wo sich der Mensch schon jene Phantasien der Jugend aus dem Kopf geschlagen und die Fehler der Jugend abgelegt hat, und wo das mürrische Alter mit seinen schlimmen Eigenschaften noch fern ist. Diejenigen aber, die sich nicht in dieser Mitte befinden, sollen sich bemühen, die natürlichen Mängel, die das Alter mit sich bringt, zum Guten zu wenden. Die Greise mögen sich also vor übermäßigem Selbstlobe und andern Fehlern in Acht nehmen, die ich eben aufgezählt habe; sie sollen dagegen ihre Klugheit, Erfahrung

und Kenntniß vieler Dinge benutzen, die sie im Laufe von Jahren gesammelt haben, damit Andere sich bei ihnen, wie bei den Göttern, Raths erholen können. Ferner sollen sie ihr Wissen mit Geschmack vortragen, indem sie jene Würde, die ihnen das Greisenalter gibt, mit gesetztem Urtheil versüßen, so wie wir dieß Alle von Johann Graba aus Tarno wo, dem Kastellan von Krakau, wissen, der mit seinen hohen Tugenden, seiner außerordentlichen Klugheit, großen Thätigkeit, äußersten Bravheit im Kriege, wie sie seit Menschengedenken sich bei keinem Polen gefunden hat, sowie seiner persönlichen Würde auch den Vorzug verband, daß ihm wegen seiner angenehmen Erzählungsgabe Jeder gern zuhörte. Das sind die Vergnügungen der Greise; bei diesen können sie auch ohne Musik und Tanz recht gut bestehen. Die Jugend mag ebenfalls auf ihrer Hut sein; ich sage nicht, daß sich die Jungen ebenso benehmen sollen, wie die Alten; denn was für den Einen paßt, schickt sich für den Andern ganz und gar nicht, und das alte Sprichwort sagt: Wer in der Jugend nicht ausgetobt hat, muß es im Alter; aber sie sollen das der Jugend angeborne Uebermaß unterdrücken. Ich gestehe, ich habe ein rechtes Gefallen an einem jungen Burschen, besonders an einem, der sich der

ritterlichen Beschäftigung widmet, und so etwas von Würde an sich hat, und wenn es zum Handeln kommt, nicht viel Worte macht; denn es sieht aus, als habe ein solcher etwas vor den Andern voraus. Dazu kommt, daß er sogleich in die Augen fällt, und ein Zweiter denkt, mit dem ist nicht gut sich einzulassen; dabei ist kein flüchtiges Aufbrausen, sondern ein gesetzter, edler Zorn, den Verstand und Umsicht weckt und lenkt. Ein solcher edler Zorn, dem immer Herzensgröße zu Grunde liegt, findet sich auch bei den edleren Thieren, wie beim Löwen, beim Adler. Und das nicht ohne Ursache; denn ein solcher Zorn, der, ohne viele Worte, sogleich so mit seiner Kraft, wie die Kugel aus dem Geschütz, losbricht, ist ungleich heftiger, als der, welcher sich allmählig entzündet. Darum pflegen auch diejenigen, die einander vor dem Kampfe anschnauben, schelten, schimpfen, drohen, in der Regel bald nachzulassen und zu erschlaffen, wenn es zur Sache kommt; nicht anders, wie jener Hund, den man von der Kette läßt, weil er sich durch das Zerren und Reißen abmattet und erschöpft, so daß kein Feuer in ihm bleibt. Auch möchte ich jene Menschen noch mit den Bauernburschen vergleichen, die, wenn sie des Nachts auf der Straße gehen, singen; denn dieß thun sie

nicht aus Fröhlichkeit, sondern weil sie furchtsam sind, um sich Muth zu machen. So wie man bei einem jungen Menschen Gesetztheit und Entschlossenheit lobt, weil es scheint, als wären die Jugendphantasien bei ihm schon verflogen, so gefällt im Gegentheil einem Jeden ein lebhafter Greis, der mehr durch sich selbst und sein gutes Herz wieder auflebt, als daß ihm sein Körper neue Kraft geben sollte. Dazu kann man von einem solchen annehmen, daß er seine Jugendjahre nicht ausschweifend verlebt hat; denn wer in der Jugend mäßig lebt, den erwartet kein erschöpftes Alter. Doch das, was ich aufgezählt habe, reicht für den Hof-Cavalier noch nicht hin, um sich die Gunst seines Herrn und die Liebe Aller zu erwerben; er muß auch im geselligen Leben und in Gesellschaft so viel Annehmlichkeit besitzen, daß man sich um die Wette an ihn drängt. Jedoch ist es schwer, hierüber Regeln zu geben, die für alle Dinge, für alle Ereignisse, für alle Fälle des Lebens passen; dazu kommt, daß kein Mensch dem andern gleich ist; denn zwei Menschen von gleicher Gesinnung, die in Allem miteinander übereinstimmen, finden sich nicht auf der Welt. Wer also unter so vielen Menschen sin Glück machen und bei ihnen etwas gelten will, der bedarf seiner eigenen Umsicht und

Ueberlegung; und wenn er die Eigenthümlichkeit einer Person und den Unterschied unter mehreren kennt, so hat auch er sich auf einige Zeit dem Charakter derjenigen, unter denen er gerade lebt, zu accommodiren. Mehr kann ich nach meiner Einsicht nicht angeben, auch weiß ich außer den aufgezählten keine anderen Verhaltungsmaßregeln.

Hierauf bemerkte Lubelski: Meiner Ansicht nach zieht Ihr Euch von der Arbeit zurück, aber nicht weil es Euch an Stoff fehlt; da ich jedoch im Auftrage des Herrn Bischofs hier das Regiment führe, so befehle ich Euch, über diesen Gegenstand eben so lange zu sprechen, als Kryski gestern gesprochen hat.

Ich weiß weiter nichts zu sagen, erwiderte Myszkowski.

Schwerlich, entgegnete Lubelski, werdet Ihr das bei reiflicher Ueberlegung wiederholen können. Wollt Ihr denn ein so schlechtes Urtheil über Euern Scharfsinn fällen, als könntet Ihr nicht eine oder einige Stunden über eine, wenn auch nur geringfügige, Sache sprechen? und es hat doch Menschen gegeben, die über den ersten besten Stoff gut zu sprechen und zu schreiben verstanden. So hat Einer über das Lob der Fliege ein ganzes Buch geschrieben; ein Anderer lobte das viertägige Fieber; ein Dritter die Glatze; auch eine

Lobrede auf die Pest ist geschrieben worden; es gibt ferner ein Lob des Mörsers, des Aales und andere derartige Lappalien. Jene nun konnten über den ersten besten Stoff gut und weitläufig sprechen; und Ihr solltet über einen Gegenstand, der Stoff genug enthält, nicht sprechen können?

Myszkowski antwortete: Ich will mich mit denen nicht vergleichen; das waren treffliche Köpfe; wenn's aber nicht anders sein kann, so will ich schon so lange sprechen wie Ihr befehlt; nur das weiß ich in der That nicht, ob es etwas Gescheites sein wird. Ein Umgang zwischen dem Hof=Cavalier und seinem Herrn scheint unmöglich zu sein, weil sie einander nicht gleich stehen; doch wird sich dieß ausgleichen, wenn der Hof=Cavalier stets daran denkt, daß er Diener, und sein Herr Gebieter ist; ferner, wenn er seinen Herrn stets liebt und wie einen Gott auf Erden verehrt und sich durchaus in seinen Gewohnheiten, seiner Lebensweise, seinen Wünschen so einrichtet, daß er ihm so sehr als möglich gefällt; denn die Hauptsache ist, daß er die ihm inwohnenden Vorzüge zeigt.

Solcher Hof=Cavaliere, Herr Myszkowski, gibt es heute sehr viele, sagte Lupa; denn Ihr habt hier mit kurzen Worten recht eigentlich einen schlauen Schmeichler gezeichnet.

Im Gegentheil, erwiderte Myszkowski, ich bin weit von einem Schmeichler entfernt; der Hof=Cavalier soll, wie ich gesagt habe, vor Allem darnach streben, seinen Herrn zu lieben und seinem Willen und Befehle Genüge zu leisten, so weit es ohne Schmeichelei geschehen kann; ich meine nämlich in anständigen und rechtlichen Dingen, oder in solchen, die weder gut noch schlecht sind, wie das Spiel, oder einige andere Dinge. Darin soll sich der Hof=Cavalier (wenn ihm auch etwas wirklich nicht gefällt) nach dem Willen seines Herrn richten, so daß sein Herr, wenn er ihn sieht, immer der Meinung ist, er wolle ihm etwas Angenehmes sagen. Und dieß wird er dadurch erreichen, wenn er stets die Klugheit und den Scharfsinn besitzt, daß er erkennt, was seinem Herrn gefällt, und wodurch er seine Gnade erwerben kann, und wenn er es über sich vermag, seinem Herrn zu Liebe selbst die Dinge schön zu finden, die ihm eigentlich mißfallen. Dabei muß er freilich den schlechten Humor zu Hause lassen und vor seinem Herrn mit einem heitern Gesicht erscheinen, nicht finster und stumm, wie jene Andern, denen es auf dem Gesicht geschrieben steht, daß sie über ihren Herrn unzufrieden sind, denn das ist sehr häßlich. Ferner sei der Hof=Cavalier kein böswilliger Verleumder;

am wenigsten verleumde er seinen Herrn, obwohl es an den Höfen etwas Gewöhnliches ist, daß diejenigen, denen der Herr die meisten Wohlthaten erwiesen, die er aus dem Dunkel an's Licht, aus dem Morast auf's Trockene gezogen und zu Herren gemacht hat, sich am meisten über ihn beklagen und am schlimmsten von ihm sprechen; dieß ist aber eine große Unart, nicht nur von Seiten derjenigen, die Wohlthaten von ihm empfangen haben, sondern auch derer, denen von ihrem Herrn etwas Unangenehmes widerfahren ist. Ferner sei mein Hof-Cavalier keine Plaudertasche, trage sich nicht mit Neuigkeiten, und sei vorsichtig in der Rede, damit er statt zu scherzen, nicht beleidige, oder wenn er etwas Witziges sagen will, nicht eine wunde Stelle treffe. Ferner sei er nicht starrköpfig, streitsüchtig, oder zänkisch, wie Einige, die an nichts mehr Gefallen finden, als die Leute gleich den Fliegen im Sommer zu quälen, und mit Jedem, wenn er auch eine noch so klare Wahrheit ausspricht, Streit zu beginnen und der Wahrheit zu widersprechen. Außerdem soll der Hof-Cavalier nicht nach eitlem Ruhme streben, sich nicht selbst loben; er sage immer die Wahrheit, nie eine Lüge oder eine Schmeichelei. Dabei besitze er Bescheidenheit, Gesetztheit und keine lächerliche Aufgeblasenheit und

halte seinen Herrn stets geziemender Weise in Ehren; nicht so wie Jener, der mit seinem Herrn umgeht, wie mit einem guten Bruder; oder Jener, der, als er einst einem mächtigen Wojewoden begegnete, obgleich er erst ein Mal in seinem Leben mit ihm gesprochen hatte, dreist und mit einem vertraulichen Lachen auf ihn zulief und sich gegen ihn benahm, wie gegen Einen, mit dem er auf vertrautem Fuße lebte. Nie, oder höchst selten bitte er seinen Herrn für sich um das Geringste, weil derselbe sonst, um ihn nicht durch eine abschlägige Antwort zu beleidigen, bisweilen genöthigt wäre, gegen seinen Willen seine Bitte zu genehmigen. Wenn er aber durch einen Andern für sich bitten zu lassen gedenkt, so habe er auf die Zeit Acht, wann er bittet. Um etwas Billiges und Rechtliches bitte er so, daß er Alles fern hält, was seinen Herrn beleidigen könnte; dazu erleichtere er Alles dergestalt, daß sein Herr es ihm ohne Schwierigkeit gewähren kann. Ist dieß der Fall, so wird sein Herr nie eine Ausrede suchen; und sucht er Ausreden, so wird er doch nicht glauben, daß der Diener sich dadurch beleidigt fühlen könnte. Denn oft glauben die Herren, wenn sie eine große und inständige Bitte abschlagen, daß Jener dadurch, daß er seinen sehnlichsten Wunsch nicht erreicht hat, sich beleidigt fühlen

müsse; sie fangen also an, sich von ihm zurückzuziehen, bis es endlich dahin kommt, daß er ihnen ganz und gar zuwider wird. Ferner soll sich der Hof=Cavalier ungerufen nie in das Zimmer seines Herrn eindrängen, selbst wenn er bei ihm gern gesehen wäre; denn die Herren wollen in ihrem Zimmer auch die Freiheit haben, zu sprechen und zu thun, was ihnen beliebt, und wollen nicht, daß dieß Jemand sieht oder hört, der es bei sich beurtheilen und bekritteln könnte. Darum thut Unrecht, wer deßhalb die Herren tadelt, daß sie in der Regel nur Leuten in ihre Zimmer Zutritt geben, die weiter nichts können, als dienen; denn ich weiß nicht, warum den Herren nicht Dasselbe freistehen soll, wie uns Armen, nämlich in ihrem Zimmer Dieß oder Jenes zur Unterhaltung zu sprechen. Befindet sich daher der Hof=Cavalier einmal im Zimmer bei seinem Herrn, so soll er wichtige und nothwendige Dinge, die er gerne mit ihm verhandelt hätte, für eine andere Zeit und für einen andern Ort aufbewahren und dagegen seinen Herrn mit dem zu unterhalten suchen, womit er ihn zu ergötzen vermag, um ihm nicht die Erholung zu verbittern, um derenwillen er sich auf sein Zimmer begab. Hiebei aber hat er, wie in allem Uebrigen, dafür zu sorgen, daß er seinem Herrn nicht lästig wird. Eine gnädige Miene

seines Herrn und jede andere Gunstbezeugung erhasche er nicht zu gierig und greife nicht darnach, wie es Manche gibt, die so eifrig darnach trachten, daß es scheint, sie müßten sterben, wenn sie ihnen nicht zu Theil würde. Sehen sie sich daher ein wenig in Ungnade, oder einen Andern vorgezogen, so grämen sie sich so, daß sie ihren Neid auf keine Weise zu verbergen im Stande sind. Deßhalb geschieht es, daß sie den Leuten zum Gelächter werden, und ihre Herren ihnen zum Aerger den ersten Besten ihre Gunst zuwenden. Sind sie aber in hoher Gnade, so blasen sie sich so auf, daß sie nicht wissen, was sie vor Freude thun sollen; sie möchten die ganze Welt zusammenrufen, damit sie sie anstaunen und sich mit ihnen darüber freue, daß sie erreicht haben, was ihnen noch so neu ist. Ein solcher soll unser Hof=Cavalier nicht sein; die Gnade seines Herrn und jede Gunstbezeugung soll er werth halten, jedoch nicht in dem Grade, daß er nicht auch ohne sie sollte leben können. Wenn ihm also eine Gunstbezeugung zu Theil wird, soll er sich nicht so benehmen, als wäre ihm das etwas Wunderbares und Neues; er soll aber die Gnade auch nicht verachten, wie Einige, die aus Dummheit Alles fahren lassen, und dadurch den Leuten zeigen, daß sie der Gnade ihres Herrn nicht würdig gewesen

sind. Will ihm sein Herr irgend eine Gunstbezeugung erweisen, so mag er sich ein wenig dagegen sträuben, indem er zu erkennen gibt, daß er das für zu viel halte, womit ihn der Herr beschenken oder schmücken will, damit der Herr es mit desto größerem Eifer und desto größerer Lust thue; denn je mehr sich der Mensch sträubt, desto mehr gibt er zu erkennen, daß er weiß, wie hoch ihn sein Herr ehrt. Ueberdieß gewinnt die Gabe um so mehr an Werth, je höher sie der Mensch schätzt, und je mehr er sich dadurch geehrt fühlt. So macht eine solche Gunstbezeugung Einen bald beliebt; oder wenn sich Jemand nicht sehr darum bemüht, so sieht Jeder ein, daß sie ihm seine Tugend erwirkt hat, um so mehr, wenn er dabei noch bescheiden ist. Wer sich also der Gunst seines Herrn erfreuen will, für den gibt es keinen besseren und kürzeren Weg, als sie sich zu verdienen und ihrer würdig zu sein. Thöricht aber ist es, wenn Jemand seinen Genossen in Gnade sieht, denselben Weg gehen und auf denselben Punkt zusteuern zu wollen, denn dieß täuscht sehr oft, da nicht Allen dasselbe zusagt. Der Eine ist von Natur so witzig, daß er nur ein Wort zu sagen braucht, und Alles lacht, gerade als wäre er einzig und allein dazu geboren; der Andere, dem diese Gabe abgeht,

und der ernsterer Natur ist, mag so klug sein wie er wolle, er wird sich nicht desselben Beifalls erfreuen; im Gegentheil, wenn er sich in witzigen Reden auszeichnen will, wird er leicht zu Schanden werden, und es wird ihm ebensowohl anstehen, wie jenem Esel, der mit seinem Herrn so spielen wollte, wie das Schooßhündchen. Daher muß der Mensch sich selbst und seine Kräfte kennen und sich nach dem richten, was er zu leisten vermag und was nicht.

Bevor Ihr fortfahrt, sprach Lupa, will ich Euch ein wenig aufhalten. Habe ich Euch recht verstanden, so meint Ihr so: Wer die Gunst seines Herrn erlangen will, der muß sie verdienen und ihrer würdig sein; auch soll er darauf warten, bis sein Herr sie ihm freiwillig erweist, statt unanständig darnach zu haschen. Mir gefällt diese Lehre nicht, denn ich finde bei Hofe Alles anders; die Unverschämtheit trägt den Sieg davon, und die Bescheidenheit hält man für Dummheit. Ihr habt selbst erfahren, daß einige unserer Herren, die vordem in geringer Achtung standen, durch ihre Unverschämtheit zu hohen Gnaden gelangten. Einen Bescheidenen und Gesetzten habe ich nie in Gnade gesehen; wenn Ihr Euch auf Einen besinnt, so bitte ich, nennt ihn mir.

Myszkowski erwiderte: Es ist noch nicht Alles Unverschämtheit, was wie Unverschämtheit aussieht; Mancher hat eine gewisse aufrichtige Sorglosigkeit und Offenheit an sich und macht nicht besonders viele Umstände, und diejenigen, die in Frankreich gewesen sind, sagen, daß wir darin den Franzosen, oder sie uns sehr ähnlich sind; denn auch sie gehen mit ihren Herren mit großer Freimüthigkeit um. Geht freilich Jemand bei uns in dieser Sorglosigkeit ein wenig über das Maß hinaus, so lassen sich die Herren allerdings gern mit ihm ein; aber der bescheidene und würdige Mann hat doch stets den Vorzug. Ueberdieß haben auch nicht alle Herren denselben Charakter, und wir können gerechterweise nicht von ihnen sagen, daß sie Alle an den Unverschämten Gefallen haben sollten. Ich kenne auch Herren, die einen Unverschämten nicht ansehen können, den bescheidenen und ruhigen Mann dagegen sehr lieb haben. Dazu kommt, daß ich hier nicht von der bloßen Bescheidenheit rede, sondern von der, die mit Würde verbunden ist; denn erst Beides zusammen macht den willkommenen und angenehmen Mann. Der Bescheidene braucht nicht viel von sich zu sprechen; seine Würde und seine Bravheit sprechen für ihn; eben diese werden ihm auch Lob erwerben, und sie erscheinen in einem um so schönern Lichte,

wenn sie ohne Unverschämtheit auftreten. Doch auch hierin, wie in jedem andern Dinge, muß man Maß halten; denn ist Jemand zu gesetzt und bescheiden, so hält man ihn bald für trotzig oder dumm. Unser Hof-Cavalier mag, wenn Zeit und Umstände sich dazu eignen, durch das Gespräch ergötzen, besonders in geringfügigen Dingen, und mag über Alles fließend und gut sprechen; handelt es sich dagegen um wichtige Angelegenheiten, so sei seine Rede weise und umsichtig; stets aber accommodire er sich den Sitten der Menschen, unter denen er lebt. Vor Allem thut es Noth, daß er selbst ein guter und tugendhafter Mensch sei, und alle Dinge zum Guten wende; er sei nicht neidisch, spreche von Niemanden Böses, und suche sich nicht durch Schurkerei und Untugend die Gunst seines Herrn zu erwerben.

Hierauf versetzte Lupa: So wird der Hof-Cavalier sicher nicht weit kommen; denn heutzutage steigt man leichter durch Untugend, als durch Tugend.

Myszkowski erwiderte: Sagt das nicht; denn auf die Weise müßten alle Herren unserer Zeit schlechte Menschen sein, wovor uns Gott behüte. Es gibt viele gute, vortreffliche Herren, die die Tugend lieben, und sollte der Hof-Cavalier zu seinem Unglück einen schlech-

ten und gottlosen Herrn treffen, so soll er, sobald er dieß merkt, sich sogleich von ihm zurückziehen, und zwar darum, daß es nicht den Anschein gewinne, als lobe er das Böse; und dann auch darum, damit er den Angriffen und Plagen entgeht, denen tugendhafte Menschen im Dienste böser Herren ausgesetzt sind.

Wir müssen Gott bitten, sagte Lupa, daß er uns tugendhafte Herren gibt; denn wenn man einen findet, muß man ihn nehmen, wie er ist. Geräth der ehrliche Edelmann einmal in ein Dienstverhältniß hinein, so gibt es viele Ursachen, die ihn festhalten; er gleicht in dieser Hinsicht dann jenem Vögelein, das in einem unfruchtbaren Lande ausgebrütet ist; könnte es auch wo anders hinfliegen und es besser haben, so ändert es doch den Ort nicht, sondern bleibt da, wo es geboren ist.

Ich glaube, antwortete Myszkowski, der Mensch soll mehr auf seine Pflicht Rücksicht nehmen, als auf die Ursachen, die ihn etwa zurückhalten könnten, ausgenommen Kriegszeiten, oder andere mißliche Umstände, oder Unglücksfälle, wo der Hof-Cavalier unbeschadet seiner Ehre sich nicht entfernen darf; in jedem andern Fall aber darf nicht bloß, sondern soll der Diener seinen Herrn verlassen, und zwar darum, damit er ohne seine Ehre zu gefährden unter guten Leuten leben könne;

denn es heißt nicht umsonst: wie der Herr, so der Knecht. Er darf dieß um so mehr thun, wenn er zeigt, daß er keinen andern Grund gehabt habe, seinen Herrn zu verlassen, als die Gottlosigkeit desselben.

Was meint Ihr aber, Herr Myszkowski, sagte Boianowski, ziemt es dem Edelmanne, dem Herrn, in dessen Diensten er steht, in Allem zu gehorchen, sei es gut oder schlecht, ehrlich oder nicht? z. B. wenn der Herr mir vertraut, und glaubt, ich würde Alles für ihn thun, und mir befiehlt ihm zu Liebe Jemanden umzubringen: darf ich das thun oder nicht?

Myszkowski erwiderte: Ihr und jeder andere ehrliche Mann soll seinem Herrn darin gehorchen, was ehrlich und ihm nützlich, nicht aber in dem, was schändlich und ihm schädlich ist. Befiehlt mir mein Herr, Jemanden zu verrathen, so bin ich nicht nur nicht verpflichtet es zu thun, sondern ich bin sogar verpflichtet, es zu unterlassen, theils um meiner selbst willen, theils um meinem Herrn nicht Gelegenheit zu einer schlechten Handlung zu geben. Und in der That, es gibt Vieles, was auf den ersten Anblick gut zu sein scheint und doch schlecht ist, und umgekehrt, was schlecht zu sein scheint und doch gut ist. So kann es Umstände geben, unter denen man verpflichtet ist, für seinen Herrn nicht nur Einen, sondern

Tausende umzubringen, oder etwas Anderes zu thun, was einem, der es nur obenhin betrachtet, schlecht scheint, in Wirklichkeit aber nicht schlecht ist.

Hierauf versetzte Boianowski: Es wäre mir lieb, wenn Ihr mich lehren wolltet, wie man etwas wahrhaft Gutes von dem, was nur gut scheint, unterscheiden kann.

Myszkowski antwortete: Erlaßt mir das; ich will mich nicht so tief einlassen; darüber ein andermal; ich überlasse dieß Eurem eigenen Urtheil.

So gebt mir, sagte Boianowski, wenigstens hierüber Aufschluß: Wenn mir mein Herr einen Auftrag gibt und schreibt mir Alles haarklein vor, wie ich mich dabei zu verhalten habe, ich aber, im Begriff, mich meines Auftrags zu entledigen, sehe, daß ich meinem Herrn besser dienen kann, wenn ich um ein Geringes von seinem Befehle abweiche, muß ich ihn dann dennoch so ausführen, wie der Herr befohlen hat, ohne im Geringsten davon abzuweichen, oder darf ich so handeln, wie es mir besser scheint?

Myszkowski antwortete: Hierüber hat Manlius Torquatus entschieden, der, um die Feldherrnwürde zu sichern und seinem Befehle vor dem Volke Geltung zu verschaffen, sich selbst und sein natürliches Gefühl überwand

und seinen eigenen Sohn wegen Ungehorsam hinrichten ließ. Es ist in der That gefährlich, vom Befehle seines Herrn abzuweichen; denn dadurch zeigt der Mensch, daß er seinem Kopfe mehr traut als der Einsicht dessen, dem er pflichtmäßig zu gehorchen hat. Wenn sich nun Jemand in seiner Ansicht irrt, und es ihm nicht so ausschlägt, wie er gehofft hatte, sondern umgekehrt, so ist er schuldig und verdient Strafe, weil er seinem Herrn ungehorsam war und das umgestoßen hat, was er ohne Widerrede thun sollte; schlägt es aber gut aus, so hat er dafür allein dem Glücke zu danken. Es ist deßhalb eine solche Handlungsweise nicht zu billigen; denn es wird dadurch zur Gewohnheit, die Befehle seiner Vorgesetzten leicht zu nehmen; und wenn es dem Einen gelingt, weil er Alles klug überlegte und vorsichtig zu Werke ging, und ihn auch noch das Glück unterstützte, so wird ein Zweiter, so wird ein Dritter und zwanzig beschränkte Köpfe dasselbe in wichtigen Angelegenheiten wagen wollen, nur um ihren Verstand und ihre Macht zu zeigen; sie werden zuletzt Alles nach ihrer Willkühr ausführen, woraus dann viel Unglück entstehen kann. Mein Rath geht nun dahin, daß man vorher reiflich überlege, was größer ist: der Vortheil, der etwa aus der Abänderung des Befehles

erwächst, oder der Nachtheil, wenn es nicht glückt? Denn sollte sich ein bedeutender Vortheil zeigen, wenn es gelingt, und ein geringfügiger Nachtheil, wenn es nicht gelingt, so darf man schon ein wenig von der Vorschrift des Herrn abzugehen wagen, wie jener schlaue Spieler, der eine Kopeke gegen hundert Gulden wagt. Sieht man aber, daß aus dem Ungehorsam und aus der Uebertretung des Befehls ein bedeutender Nachtheil im Falle des Mißlingens, im Falle des Gelingens dagegen nur ein geringer Vortheil erwachsen würde, da rathe ich, nicht im Geringsten vom Befehle abzugehen; denn wenn auch der nicht dumm ist, der für eine Kopeke hundert Gulden gewinnen will, so ist doch der ein großer Dummkopf, der hundert Gulden gegen eine Kopeke wagt. Doch auch hierin, und darauf beruht Alles, muß man die Gesinnung des Herrn kennen, in dessen Diensten man steht, und darnach handeln. Ist der Herr streng und eigensinnig, so rathe ich, auch nicht um ein Haar von seinem Befehle abzuweichen, damit es nicht gehe, wie bei jenem athenischen Architekten, dem P. Crassus Mutianus, als er in Asien den Oberbefehl hatte und die Stadt Leucas einnehmen wollte, befahl, ihm den größten von den zwei Mastbäumen, die er zu Athen gesehen hatte, zu schicken, um sich daraus einen

Mauerbrecher anfertigen zu lassen. Der Architekt, der darin Kenntniß besaß, sah, daß der größere Mastbaum sich nicht so gut zu dem Zwecke eigne, wozu ihn Crassus gebrauchen wollte, als der kleinere; überdieß war der kleinere leichter fortzuschaffen; er schickte also dem Crassus den kleinern. Als Crassus dieß sah, ließ er den Baumeister vor sich bringen und fragte ihn, warum er nicht gehorcht habe; der arme Mann redete sich so gut aus, wie er konnte, und zeigte, daß der kleinere Mast dazu geeigneter sei, als der große. Allein weder seine Ausrede, noch seine Beweise galten etwas; Crassus ließ ihn am Pranger zu Tode geißeln, indem er sagte, es sehe mit einem Befehle schlecht aus, wenn diejenigen, welche gehorchen sollten, statt zu gehorchen selber rathen wollen. Man hat daher den Befehl solcher Leute pünktlich zu beachten.

Da nun abgemacht ist, wie sich der Diener zu seinem Herrn zu verhalten hat, müssen wir auch über seinen Umgang mit seines Gleichen, oder solchen, die nicht viel höher oder niedriger stehen, als er, sprechen; denn mit diesen haben wir Alles gemein, mit den Herren dagegen haben wir nicht so oft zu thun. Allerdings gibt es manchen klugen Mann, der sich mit Niemanden, außer allein mit dem Herrn wird einlassen wollen. Wo er denselben nur erblickt,

im Schlosse, in der Kirche, im größten Volkshaufen, da drängt er sich sogleich an ihn heran; dann unterhält er sich mit ihm, wie mit seinem leiblichen Bruder; und hat er auch kein Geschäft mit ihm, so beginnt er über irgend etwas ein langes Gespräch, und zeigt in Gestalt, Gesicht und Handbewegungen, was für wichtige Geschäfte auf ihm ruhen. Kann er aber den Herrn nicht erreichen, so läuft er auf den zu, der den schönsten Rock an hat und läßt seinen besten Freund im Stich; und kommt noch ein Zweiter, der noch besser gekleidet ist — fort sogleich zu jenem Zweiten, um zu zeigen, daß er nur mit feinen Junkern umgehen könne. Will der kluge Herr sich seiner Würde nicht so weit entäußern, um sich auch mit Geringern einzulassen, und hält er uns seiner Gesellschaft nicht würdig, so wollen wir auch seiner nicht achten und über eine so nichtswürdige Sitte kein Wort verlieren.

Da Ihr gerade solcher Menschen erwähnt, sprach hier Kostka, die dem Rocke und dem kostbarsten Kleide nachgehen, wie das Löwenhündchen des Herrn Pepowski, so habt die Gewogenheit, uns zu sagen, wie der Hof-Cavalier sich kleiden soll, und welche Kleidung für ihn die anständigste ist; denn heut zu Tage gibt es unter uns so viele verschiedene Arten, sich zu kleiden, daß sie nicht zu zählen sind: bald

italienisch, bald spanisch, bald braunschweigisch; ferner usarisch (doppelt, alt und neu), kosakisch, tartarisch, türkisch; und noch andere Moden gibt es, die ich wahrhaftig nicht einmal kenne. Die Einen schneiden den Kinnbart ab, und tragen einen Schnurrbart; die Andern scheeren den Bart auf böhmische, die Dritten stutzen ihn auf spanische Weise. Auch in Betreff des Schnurrbartes ist die Sitte verschieden: die Einen lassen ihn glatt herunterhängen, die Andern richten ihn herauf. Wenn einer aber den Bart gar nicht abschneidet, so findet er auch dafür einen Grund. Ich möchte nun wissen, was hier das Beste ist.

Myszkowski antwortete: Hiefür ist's allerdings schwer eine bestimmte Regel aufzustellen. Es würde wohl nicht übel sein, wenn es der Hof-Cavalier mit der Mehrzahl hielte; aber der Arten sich zu kleiden gibt es so viele, daß man nicht weiß, wo die Mehrzahl ist; besonders da wir Polen sehr für fremde Moden sind. Ich meine, ein Jeder trage sich, wie's ihm beliebt, da ich darin im Allgemeinen Niemanden beschränken will. Doch weiß ich nicht, ob es gut oder schlimm ist, daß wir Polen keine eigene Tracht haben; zwar muß es wohl früher eine gegeben haben, aber sie ging unter, als wir nach Neuem haschten. Ein Regenmantel z. B. gefällt uns jetzt nicht, und

doch erinnert er an jene anständige und ehrwürdige polnische Tracht zur Blüthezeit des Staates. So sind die heutigen neuen Trachten glänzend durch ausgelassene Putzsucht, welche vom Uebel ist, und wolle Gott, daß dieß nicht zur künftigen Knechtschaft Polens beitrage. Wir wissen aus der Geschichte, daß Darius ein Jahr vor der Schlacht mit Alexander dem Großen sein persisches Schwert in ein macedonisches umarbeiten ließ; seine Priester, heidnische Wahrsager, legten dieß so aus, daß diejenige Nation, nach deren Sitte er sein Schwert umarbeiten ließ, über Persien herrschen werde. So gingen auch die Ungarn unter, als sie türkische Trachten annahmen. Gott weiß, ob die unzähligen Trachten in unserem Polen uns etwas Gutes bringen werden; und würden alle diejenigen an Polen rupfen, deren Trachten wir haben, ich weiß nicht, wie ihm etwas übrig bleiben sollte. Darum muß man Gott den Herrn bitten, daß bei den verschiedenen Trachten auch außerordentlicher Muth in unsern Leuten bleibe. Wenden wir uns jedoch zur Sache zurück, so sage ich in Hinsicht der Tracht, daß der Hof-Cavalier nie zu weit von der allgemeinen Sitte abweichen und nicht anders gekleidet gehen soll, als es sein Beruf mit sich bringt. Ist er ein Usar, so soll er jene übergroßen Kragen und Sporen

weglassen, denn er kann auch ohne Uebertreibung ein wohlgestalteter Usar sein. So soll auch derjenige, der am Italienischen Geschmack findet, das zu kurze Kleid, den vorne offenen Waffenrock ablegen und etwas anständiger und gesetzter gekleidet gehen, wie das sowohl für einen Usaren als auch für einen Italiener anständig ist. Früher war die Tracht glänzend, und ich weiß nicht, warum jetzt der schwarze Anzug so allgemein geworden ist; es wäre gut, wenn dieser schwarze Anzug, diese Trauerfarbe, das Zeichen der Thränen, verschwände; besonders in der Schlacht ist die glänzende Farbe schicklicher, sowohl zur Rüstung, als auch zum Schilde. So sind ferner bei Turnieren, Wettrennen, Maskeraden u. s. w. glänzende, wohlgeordnete Farben schön und haben etwas Lebendiges, Heiteres. Doch außer solchen Gelegenheiten darf sich, wie ich glaube, der Hof-Cavalier nicht besonders bunt kleiden; denn wie ich oben gesagt habe, ziemt ihm Gesetztheit, und die Leute schließen gewöhnlich aus diesen Aeußerlichkeiten auf das Innere. Uebers dieß heißt es bei uns: wie man dich sieht, schreibt man dich; oder wie man auch sagt: ein verrückter Putz, ein verrückter Kopf.

Hierauf sprach Wapowski: Ich halte die Beachtung dieses Punktes für sehr überflüssig; denn wenn der Hof-Cavalier sich im Uebrigen

auszeichnet, wird ihm die Tracht weder etwas zulegen noch entziehen.

Ihr habt Recht, erwiderte Myszkowski; wollte sich aber Jemand aus vier oder fünf Farben zugleich einen Rock machen lassen, und dazu auch noch eine Mütze, und er träte hier unter uns, so würde doch sicher Jeder von uns bei sich denken, was ist das für ein Geck? Also muß man sowohl hierauf, als auch auf alles Uebrige ein scharfes Auge haben und zuvor bei sich überlegen, ob das auch den Leuten gefallen wird, oder nicht. Beim Anzuge ist aber vor Allem nothwendig, daß der Hof-Cavalier reinlich und geputzt erscheine; doch soll dieß keine weibische, sondern männliche Reinlichkeit sein; ferner, daß er nicht in einem Punkte reinlich sei, und im andern nicht, sondern in Allem gleichmäßig; denn man findet Leute, die, wenn sie sich das Haar geschoren und frisirt haben, alles Uebrige vernachlässigen und vergessen. Ein Anderer hält sich für sehr geputzt, wenn er sich den Bart gekämmt hat; noch ein Anderer kümmert sich um weiter nichts, wenn nur die Stiefelchen nett auf den Füßen sitzen. Es gibt auch solche, die lediglich für den Kopf sorgen, daß das Barett mit einem schönen Knopf und einer buntfarbigen Feder geziert sei. Das nun, was an ihnen so geputzt ist, sieht aus, als wenn

es nicht ihnen gehörte, sondern geborgt wäre; alles Uebrige dagegen, was gleichsam nur an ihnen hängt, scheint erst ihnen zu gehören. Eine solche Dummheit wird sich unser Hof-Cavalier nicht zu Schulden kommen lassen, sondern wofür er wird gelten wollen, einen solchen Putz wird er anlegen, damit diejenigen, die ihn nicht kennen, sogleich aus dem Anzuge auf den ersten Blick ihn dafür halten, wofür er gelten will, wenn er auch vorher weder etwas gethan noch gesprochen hat.

Ich glaube, daß es sich nicht ziemt, sagte Wapowski, und daß es auch kein Vernünftiger thut, daß man nämlich aus dem Anzuge und nicht aus Thaten und Worten auf das Innere des Menschen schließt; denn Jeder würde darin sehr irren, und nicht umsonst ist das Sprichwort: Nicht Alles ist Gold, was glänzt.*)

Ich behaupte ja nicht, versetzte Myszkowski, daß wir nur aus diesem Einen den Menschen beurtheilen sollen, oder daß man sein Inneres nicht sicherer beurtheilen könne, wenn man seine Thaten ansieht und seine Worte hört, als wenn man seine Kleider und seinen Anzug mustert; aber das behaupte ich, daß auch der Anzug so ziemlich anzeigt, was in einem vor-

*) Eigentlich: Nicht jeder ist ein Herr, der in Seide geht.

geht, wenn dieß auch mitunter täuscht; und nicht bloß der Anzug, sondern auch sein Auftreten, seine Sitten (abgesehen von Worten und Thaten) enthüllen das Innere des Menschen.

Ich weiß nicht, sagte Wapowski, worin Ihr das finden solltet, außer in den Thaten und Worten, wornach ein Mensch den andern beurtheilen könnte, und ich wüßte wahrhaftig gern, wie es sich damit verhält.

Ihr wollt zu sehr in's Einzelne gehen, erwiderte Myszkowski; ich meine nemlich so: es gibt zweierlei Handlungen und Worte des Menschen: solche, die einen Erfolg haben, wie das Bauen, das Schreiben und dergleichen, und andere, durch die nichts hervorgebracht wird; von diesen spreche ich jetzt und nenne sie nichts bewirkende Handlungen, wie das Gehen, das Lachen, die Aeußerung der Freude und dergleichen. Hieraus erkennt man oft, was im Innern des Menschen vorgeht. Habt Ihr wohl den beobachtet, den ich Euch vor drei Tagen auf dem großen Vorsaale zeigte, mit welchen Aeußerungen der Freude er dahinschritt, sich bald rechts bald links umsah, und mit einem gewissen erzwungenen Lächeln aufforderte, vor ihm die Mütze zu ziehen? Ich kann nicht glauben, daß Ihr nicht aus seiner äußern Erscheinung solltet geschlossen

haben, daß es ein sehr beschränkter Kopf, ein eitler Mensch und ein unverschämter Prahler sei.

So auch wenn Euch Jemand mit weit aufgesperrten Augen anglotzt, als habe er die Besinnung verloren, oder über nichts lacht, wie jene Bauern mit den Ochsen auf der Reise nach Italien; wenn ein solcher auch kein Wort spricht, erkennt man doch aus dem Aeußern, daß er ein großer Dummkopf ist. Ihr seht also, daß das Benehmen und die Sitten, die ich nichts bewirkende Handlungen nenne, sogleich den Menschen zeigen, wie er in seinem Innern beschaffen ist. Doch lassen wir das. Es gibt noch etwas Anderes, was dem Menschen viel an Achtung und Ansehen geben kann, nämlich mit wem er umgeht und Freundschaft hält. Denn das lehrt die Vernunft, daß ein Mensch eben so beschaffen ist wie derjenige, den er sich zum Freunde wählt, und mit dem er auf vertrautem Fuße lebt. Ist dieser böse und nichtswürdig, so ist er unfehlbar auch ein solcher; ist dieser dagegen gut, umsichtig und klug, so müssen sich diese Eigenschaften sicher auch bei ihm finden. Immer beurtheilen uns die Menschen nach der Gesellschaft, an die wir uns halten; so ist es jetzt, so ist's jederzeit gewesen; und wie sie den Einen finden, so urtheilen sie auch über den

Andern; denn Gleich und Gleich gesellt sich gern. Darum hat man sorgfältig darauf zu achten, mit wem man Freundschaft schließt.

Hierüber bemerkte Dersniak: Ja, man muß genau überlegen, mit wem man einen so innigen Freundschaftsbund eingeht; nicht nur darum, weil davon die gute und böse Meinung bei den Leuten abhängt, sondern auch darum, weil in unserer Zeit ein wahrer Freund so äußerst selten ist. Denn nachdem Pylades, Orestes, Theseus, Peirithous, Scipio, Laelius u. s. w. gestorben sind, hat man von keinen Freunden der Art mehr etwas auf der Welt gehört; im Gegentheil, ich weiß nicht, durch welches Unglück es sich immer trifft, daß, wenn zwei lange Zeit hindurch in inniger, unzertrennlicher Freundschaft mit einander gelebt haben, endlich doch aus einer geringfügigen Ursache sich Einer vom Andern trennt. Dann schiebt Einer die Schuld auf den Andern, und doch sind sie wohl Beide gleich schuldig. Da ich mich also schon öfters in einem Freunde, den ich zu sehr liebte, und von dem ich dasselbe unzweifelhaft glaubte, geirrt habe, so fällt es mir oft ein, es wäre besser, Niemanden auf der Welt mehr zu trauen, damit man nicht, wenn man dem Freunde Herz und Sinn und alle Geheimnisse eröffnet hat, von ihm so umstellt werde, wie die Kraniche vom Jagdnetz. Denn im Herzen des Menschen ist so viel List versteckt, daß kein Verstand es ganz zu ergründen und zu durchschauen vermag. Ich gebe zwar zu, daß es nicht unrecht ist, den Einen mehr zu lieben, als den Andern, je nach seinem höhern oder niedrigern Werthe; aber Jemanden sein volles Vertrauen zu schenken, will ich Niemanden rathen, damit er später durch die Freundschaft nicht gefangen werde, wie der Fisch durch die Lockspeise an der Angel.

Myszkowski versetzte dagegen: Es würde in der That einen größern Verlust, als Gewinn bringen, wenn die wahre Freundschaft unter den Menschen unterginge, da sie (meiner Ansicht nach) allein uns dieß elende Leben versüßt und wir Alles, was es noch Gutes auf der Welt gibt, durch sie haben. Darum stimme ich Euch hierin durchaus nicht bei; ich möchte im Gegentheil zu behaupten wagen, und glaube es durch schlagende Gründe augenscheinlich beweisen zu können, daß, wenn es keine wahre Freundschaft unter den Menschen gäbe, wir noch unendlich unglücklicher sein würden, als die stummen Thiere. Wenn auch einer dieses göttliche Geschenk, die Freundschaft, durch eine schlechte Anwendung mißbraucht und zerstört, so sollen wir sie dennoch nicht verstoßen, und dieses so große Glück einiger schlechten Menschen wegen nicht auch den guten rauben.

Endlich habe ich die Ueberzeugung, daß sich auch hier unter uns ein und das andere Paar Freunde findet, deren Freundschaft ohne Verrath in einigem Willen und unzertrennlicher Liebe bis zum Tode dauern wird, ebensogut, wie die jener Alten, die Ihr eben erwähntet. Und wahrscheinlich wird das ein Jeder erfahren, der sich einen Gleichgesinnten zum Freunde wählt, zumal wenn beide dazu noch von der Natur oder durch des Himmels Fügung etwas Gemeinschaftliches haben; vor Allem aber, wenn sie gut und tugendhaft sind, denn unter bösen Leuten kann keine Freundschaft bestehen. Jedoch dürfen zu einem solchen Bund nicht wohl mehr als zwei zusammentreten, weil sonst leicht Verwickelung und spätere Auflösung daraus erfolgt; überdieß stimmen zwei leichter mit einander überein, als drei, wie auch auf einer Kobza*) leichter zwei als drei Saiten so aufzuziehen sind, daß sie stimmen. So soll also unser Hof-Cavalier nur einen, aber einen wahren und innigen Freund haben, einen solchen (wenn es möglich ist), wie ich gesagt habe. Alle Uebrigen soll er ehren, werth halten und lieben, nach eines

*) Ein dreisaitiges, der Laute ähnliches Instrument.

Jeden Stand, Würde und Beruf; auch soll er lieber mit denen umgehen, die angesehen und beliebt sind, und bei den Leuten in gutem Rufe stehen, als mit Andern, bei denen dieß Alles nicht der Fall ist. Will er geliebt und geachtet sein, so muß er selbst lieben und achten; er muß angenehm, freigebig, menschenfreundlich, Jedem geneigt, unterhaltend, thätig, zu Freundschaftsdiensten bereitwillig sein, und die Ehre und den Vortheil des Freundes wahren, sowohl wenn der Freund zugegen ist, als auch in seiner Abwesenheit. Sollte er auch einen angebornen, aber nicht schädlichen Fehler am Freunde entdecken, so soll er ihn ertragen und nicht deßhalb mit ihm hadern; und selbst wenn er ihn über etwas ermahnt, soll er dieß mit aller Ruhe thun. Er soll sich über Keinen erheben, nicht nach höheren Stellen jagen; er soll nicht heftig sein, nicht durch jede Kleinigkeit beleidigt werden, wie Einige, die so eigensinnig sind, daß Alles nach ihrem Kopfe gehen soll und es fast nöthig wäre, für sie eine neue Welt zu schaffen, denn es gefällt ihnen nichts, was sie nicht selber gemacht haben, und immer finden sie eine Ursache, sich über den Freund zu beklagen. Was dieß für ein häßliches Benehmen ist, sieht Jeder ein.

Als Myszkowski hier ein wenig inne hielt,

sagte Kostka: Ich wünschte, daß Ihr nicht so von Weitem und im Allgemeinen über den Umgang sprächet, den der Hof=Cavalier mit Andern pflegen soll, sondern näher und specieller auf jedes Einzelne eingehen und es vollständiger erörtern wolltet.

Ich weiß nicht, erwiderte Myszkowski, wie ich vollständiger darüber sprechen sollte; denn, außer daß ich hier nicht erwähnt habe, was der Hof=Cavalier mit einem Andern sprechen soll, ist alles Uebrige von mir berührt worden.

Ihr habt allerdings, versetzte Kostka, genug darüber gesagt; ich möchte aber noch gern etwas Besonderes über die Belustigungen am Hofe hören, womit und auf welche Art man Jemanden unterhalten soll, sowohl Männer, als Frauen; denn ich glaube, wenn der Mensch immer und immer dasselbe triebe, so würde es ihm bald lästig werden, und da bei Hofe die ganze Zeit mit Belustigungen hingebracht wird, so scheint mir sehr nothwendig, daß der Hof=Cavalier wisse, womit er Jemanden unterhalten soll.

Ich bin der Meinung, antwortete Myszkowski, daß, wenn der Hof=Cavalier Alles das kann, was wir von ihm verlangen, er sich leicht in jeden Charakter schicken wird, besonders wenn er recht umsichtig ist; er wird

sich dann nach den Zeitumständen richten, und bald zu ernsten, bald zu geselligen Dingen, bald zur Belustigung, bald zum Spiele Herz und Sinn wenden und erfahren, daß sich Jeder in seiner Gesellschaft ergötzt.

Was sollen aber, fragte Kostka, das für Spiele sein? Denn Ihr werdet doch nicht wollen, daß der Hof=Cavalier Karten oder Würfel spielen soll?

Im Gegentheil, sprach Myszkowski, ich wehre es ihm nicht; aber ich will nicht, daß er fortwährend am Spieltische sitze und der Karten wegen andere wichtige Dinge vernachlässige; oder daß er gar des Gewinns wegen spiele und unehrenhafte Kunstgriffe anwende. Bisweilen mag er der Gesellschaft zu lieb um kleine oder große Summen spielen, beim Verlust aber nicht verzweifeln, in Zorn gerathen, maulen, nicht die Karten zerreißen, oder die Würfel wegwerfen, denn daraus schließen die Leute auf einen Geizhals. Wenn er dagegen gewinnt, so enthalte er sich des Scherzens, Lachens und übermäßiger Fröhlichkeit.

Hier konnte es Kryski nicht länger aushalten, sondern unterbrach den Sprechenden mit den Worten: Ich sehe, Herr Myszkowski, daß Ihr mein ängstliches Spielen durchhechelt und zu verstehen gebt, daß diese Aengstlichkeit

vom Geiz herrühre. Ich aber sage, der Geizige denkt nicht an's Spiel; und wenn ihn Einer dazu zieht, so hört er nach dem geringsten Verluste auf; aber wer spielt, ohne das Geld zu schonen, bei dem kann in keiner Weise Geiz vorhanden sein, den Ihr wahrscheinlich in meinem Spielen sehen wollt. Daß ich mich beim Verlieren ärgere, kommt daher, weil ich glaube, daß es durch meine Ungeschicklichkeit geschehen ist, nicht durch mein Unglück, da es im Spiel nicht allein auf das Glück ankommt, sondern eben so gut auf die Geschicklichkeit. Auch sehe ich es nicht gern, wenn Jemand hinter mir steht und mir in die Karten sieht, nicht aus Aberglauben, sondern weil ich der Meinung bin, daß er aus meinem Spiel auf meinen Scharfsinn schließen will. Es heißt dann: Hätte er das gespielt, hätte er jenes gespielt, so würde er gewonnen haben; was ich nicht nur mit Aerger, sondern auch mit Scham anhöre, denn Ihr wißt, der Mensch gewinnt es schwer über sich, in Hinsicht des Verstandes Jemanden den Vorrang zuzugestehen.

Myszkowski erwiderte: Ich habe wahrhaftig, als ich soeben vom Spiel sprach, nicht an Euch gedacht. Da es mir jedoch gefällt, wenn Jemand heiter und ohne Zorn spielt, und mir befohlen wurde, den Hof-Cavalier, den

Ihr geschaffen habt, nach meinem Sinne zu kleiden, so genüge ich dieser Aufgabe, so weit ich kann.

Als Myszkowski hier ein wenig innehielt, sagte Kostka: Und was meint Ihr über das Schachspiel?

Myszkowski antwortete: Wahr ist, daß es ein edles und scharfsinniges Spiel ist; nur das gefällt mir beim Schachspiel nicht, daß eine zu große Geschicklichkeit darin erforderlich ist; und wer sich diese erwerben will, muß viel Fleiß darauf verwenden und viel Zeit damit hinbringen, gerade als wenn er sich in irgend einer Wissenschaft übte; und zuletzt, wenn Einer noch so viel gelernt hat, was kann er? ein Spiel, und auch das noch nicht vollkommen. Darum meine ich, es ist besser, das Schachspiel nur bis zu einem gewissen Grade zu verstehen, als es zur Meisterschaft darin zu bringen. In allen andern Wissenschaften und Beschäftigungen dagegen ist's besser, das Maß zu überschreiten und zu den Vorzüglichsten zu gehören.

Kostka bemerkte: Der Moskowiter übt sich sehr wenig darin und kann es doch außerordentlich gut; er spielt es wohl sogar auswendig auf der Reise.

Glaubt mir, versetzte Myszkowski, auch in Moskau findet sich diese Geschicklichkeit nicht

so leicht, obgleich sie es verheimlichen; denn wer es in irgend etwas zur Fertigkeit bringen will, muß sich lange und sehr fleißig üben. Was aber die übrigen Spiele außer dem Schachspiel anbelangt, wie ich viele Leute gesehen habe, die sich in Jongleur-Künsten übten, um bewundert zu werden, so glaube ich nicht, daß diese Spielereien eine andere Belohnung verdienen, als sie Alexander der Große jenem Bauern gab, der Erbsen aus der Ferne so geschickt warf, daß er sie auf eine Nadelspitze spießte. Doch für jetzt genug über das Spiel; gehen wir zu etwas Anderem über. Wie das Glück in allen Dingen auf dieser Welt herrscht, so waltet es auch darin, daß es dem Einen einen guten Namen macht, dem Andern einen schlechten. Es trifft sich oft, daß ein unschuldiger Bursche, von großer Gesetztheit, Anmuth und vorzüglichen Eigenschaften, zu einem Herrn kommt und der Herr von vornherein ohne eine bestimmte Ursache keine Neigung zu ihm empfindet; mag er nun auch scharfsinnig, schnell im Antworten, umsichtig und behutsam, sowohl in der Rede, als in allen andern Dingen und Unternehmungen sein: man wird es doch erkennen, daß ihn der Herr gering achtet. Zuletzt spielt der Herr ihm noch irgend einen Streich und gibt ihm Zeichen seiner Ungnade. Sehen das die Uebrigen, so wird, besonders wenn er Allen unbekannt ist, Jeder auf den Herrn Acht haben, sich nach demselben richten und auch anfangen, ihn gering zu schätzen. Niemand lacht, wenn er witzig ist; sie hören nicht auf seine Rede; im Gegentheil treiben sie ihren Scherz und Spott mit ihm; es hilft dem Armen nicht, daß er sie scharfsinnig abwehrt, nicht, daß er Alles in Scherz verwandelt; wie sie einmal angefangen, so werden sie ihn fortwährend behandeln. Wäre er auch der würdigste Mensch auf der Welt, es werden ihm seine Pläne vereitelt. Sieht dagegen der Herr mit gnädigem Auge auf Jemanden, und sei dieser so nichtswürdig, wie er immer wolle, so wird Jeder, was er auch beginnt, loben, Jeder ihn zum Himmel erheben. Einen solchen wird der ganze Hof ehren und werth halten; und spricht er auch etwas ganz Gewöhnliches mit bäurischem, ungehobeltem Verstande, so werden doch Alle lachen. So viel vermag die Meinung, die der Hof gleich anfangs, nach einem Zeichen der Gnade oder Ungnade des Herrn, über Jemanden faßt. Darum, glaube ich, muß der Hof-Cavalier, außer dem innern Werthe, den er besitzen soll, sich auch noch mit seinem Verstande zu helfen suchen, und zwar folgendermaßen. Wenn er an irgend einen Hof soll, wo er noch unbekannt ist, so hat er ange-

legentlichst dafür zu sorgen, daß seiner Ankunft ein guter Ruf und eine gute Meinung von ihm vorhergehe, und zunächst mag er dort zum Voraus die Nachricht verbreiten lassen, daß er überall, wo er sich aufgehalten, beliebt gewesen sei und in großer Achtung gestanden habe; denn einem solchen Rufe, der viele Zeugen hat, trauen die Menschen sogleich, indem sie meinen, daß er nicht ohne Grund, sondern in Folge des Werthes desjenigen entstanden sei, über den er sich verbreitet. Kommt nun ein solcher Mann an den Hof, so muß er durch ein behutsames Auftreten jene gute Meinung, die ihm schon die Zuneigung der Menschen erworben hatte, zu erhalten und zu vergrößern suchen. Daraus erwächst ihm noch der Vortheil, daß man ihn mit den Fragen verschont: wer seid Ihr? wie nennt man Euch? was immerhin sehr lästig ist.

Ich weiß nicht, bemerkte hier Boianowski, wie das dem Hof-Cavalier nützen soll. Ich habe an mir erfahren, und vielleicht auch mancher von Euch, daß, wenn mir ein umsichtiger Mann von einem Dinge sprach, das ich noch niemals gesehen hatte, ich mir das Ding so in meinem Kopfe ausspann und ausmalte, daß es, wenn ich es nun erblickte, weit hinter meiner Meinung von ihm zurückblieb. Und das kam einzig davon her, daß ich dem

Ruf zu vielen Glauben geschenkt und mir darnach Alles auf's Trefflichste in meinem Kopfe ausgemalt hatte, so daß später, wenn ich dieses Bild mit dem wirklichen und sichtbaren Gegenstande verglich, und wenn dieser auch in der That vortrefflich war, er doch jenem Bilde, das ich mir geschaffen hatte, gegenüber gehalten, allen Werth verlor. So könnte es leicht auch dem Hof-Cavalier gehen. Darum weiß ich nicht, ob es rathsam ist, einen so guten Ruf vor sich hergehen zu lassen, wo die Leute sich von ihm eine solche Vorstellung machen können, daß es später unmöglich ist, ihnen zu genügen. Dadurch verliert dann der Mensch mehr, als er gewinnt.

Myszkowski erwiderte: Gegenstände, die Euch und einem Andern in Wirklichkeit weniger werth schienen, als ihr Ruf, sind in der Regel solche, über die man beim ersten Anblick ein Urtheil fällen kann. Z. B. wenn Jemand noch nie Venedig gesehen hat und hört so viel davon sprechen, so kann er es sich leicht in seiner Phantasie so schön ausmalen, wie er es später, wenn er es sieht, nimmer findet. Aber mit den Vorzügen und Eigenschaften eines Menschen verhält es sich schon anders; denn davon ist in der Regel mehr im Innern verborgen, als sich äußerlich zeigt. Hört Ihr also den empfohlenen Mann

den ersten Tag sprechen und findet nicht sogleich die Vorzüge an ihm, die Ihr Euch in Eurem Kopfe von ihm vorgestellt habt, so werdet Ihr ihn nicht sofort verachten, wie Ihr das wohl mit Dingen gethan habt, über die das Auge richtet, sondern Ihr enthaltet Euch des Urtheils und wartet einen Tag auf den andern, bis sich etwas Verborgenes und Besonderes an ihm zeigt, ohne die allgemeine Meinung von ihm, die durch das Gerede so vieler Menschen entstanden ist, in Zweifel zu ziehen. Wenn dann Jener mit Vorzügen und Eigenschaften (wie ich sie von meinem Hof-Cavalier verlange) gehörig ausgerüstet ist, so wird er Euch durch seine Handlungen dahin bringen, daß Ihr jenen Glauben und jene gute Meinung von ihm je länger, desto mehr befestigt und bekräftigt. Und leicht werdet Ihr noch etwas mehr in ihm voraussetzen, als Ihr seht. Es ist von außerordentlicher Wichtigkeit, wofür Einen die Leute beim ersten Anblick halten; und der Mensch hat dafür ganz besonders Sorge zu tragen. Damit Ihr recht sehet, wie viel davon abhängt, will ich es an folgendem Beispiele zeigen. Ich habe Einen gekannt, der, obwohl er ein braver, angenehmer, feiner, gesitteter und mannhafter Bursche war, sich doch in keiner dieser Eigenschaften so besonders hervorthat, daß man

nicht Mehrere gefunden hätte, die ihm gleichkamen, Andere, die ihn weit überragten, und doch traf es sich zu seinem Glück, daß sich eine Dame in ihn verliebte. Als diese Liebe von Tag zu Tage zunahm (weil von der andern Seite Zurückhaltung beobachtet wurde), und eine Unterredung nicht bewerkstelligt werden konnte, so vertraute sich die liebeschmachtende Dame, da sie die verborgene Flamme nicht länger zu unterdrücken vermochte, einer Freundin, in der Hoffnung, durch diese Hülfe zu finden. Diese aber, die der Andern an Feinheit und Vortrefflichkeit nicht nachstand, da sie so oft süße Worte über den guten Herrn hörte, den sie noch nie gesehen, und die heftige Liebe jener Dame sah, von deren Umsicht und Verstand sie eine hohe Meinung hatte, fing an, sich so mit ihm zu beschäftigen, daß es für sie bald keinen umsichtigeren, reizenderen, gutherzigeren Menschen gab, als jenen Jüngling. Und da sie ihn in ihrem Leben noch nicht gesehen, nahm sie es sich so zu Herzen, daß sie beschloß, sich nicht mehr für ihre Freundin, sondern für sich um seine Gunst zu bewerben, was ihr sehr leicht wurde, da sie es in der That mehr verdiente, daß man sich um sie bemühte, als daß sie sich um einen Andern hätte bemühen sollen. Hört nun, meine Herrn, was geschah. Bald darauf traf es sich, daß diese zweite

Dame einen Brief an jenen guten Herrn schrieb; dieser Brief fiel einer andern sehr angesehenen und sehr schönen Dame in die Hände; und da die Frauen in der Regel sehr begierig sind, Neuigkeiten zu hören und Geheimnisse zu erfahren, besonders wenn diese andere Frauen betreffen, so öffnete sie den Brief, und erfuhr daraus die übergroße Liebe jener Armen. Indem sie nun über die süßen und feurigen Worte des Briefes ihre Betrachtung anstellte, fühlte sie anfangs Mitleid, wie sie sah, wie heftig jene Arme von der Liebe ergriffen war; denn sie wußte recht gut, von wem der Brief kam, und wem er galt. Später machten jene Worte einen so tiefen Eindruck auf sie (wenn sie sich dieselben wiederholte, und bedachte, daß es doch nicht ein unbedeutender Mann sein könne, der eine solche Dame dermaßen einnehme), daß auch diese Dritte in das Netz fiel. So stiftete der Brief mehr Gutes, als wenn jener Jüngling unter seinem Namen an diese Dame geschrieben hätte. Und wie, wenn man Gift für die Ratten aufstellt, das erste Thier, welches das Gift verzehrt, sei es eine Maus oder eine Katze, umkommen muß, so verschluckte auch die arme Dame, in Folge ihrer Naschhaftigkeit, das Feuer, das für eine Andere bereitet war. Kurz, es griff um sich, und viele Frauen

außer diesen wurden von der Flamme ergriffen; denn die Einen wollten den Andern einen Possen spielen, Jene wollten ihren Wünschen genügen, und so schnappten sie lange Zeit hindurch einander den jungen Herrn weg, wie Kinder hingeworfene Nüsse. Alles dieß in Folge der guten Meinung, die jene erste Dame von dem jungen Manne gefaßt hatte, da sie sah, wie sehr ihn die andere liebe.

Hier fing Boianowski zu lachen an und sagte: Ihr habt Eure Ansicht trefflich unterstützt, indem Ihr uns als Beweis die Handlungen der Weiber anführt, die doch mit wenigen Ausnahmen insgesammt sich mit etwas ganz Anderem befassen, als mit Umsicht. Und ich glaube, wenn Ihr uns Alles hättet sagen und nichts zurückhalten wollen, Ihr würdet gestanden haben, daß der, in den sich die Frauen so heftig verliebten, ein ganz gewöhnlicher Mensch gewesen sei; denn das ist ihre Gewohnheit, daß sie bei ihrer Neigung zum Bösen, wie die Schafe, das thun, was die Erste gethan hat, ohne darauf zu sehen, ob es gut oder schlecht ist; dazu sind die Weiber so neidisch gegen einander, daß, wäre jener gute Mann auch halb Hund, halb Ziege gewesen, ihn doch Jede vor der Andern würde haben besitzen wollen.

Hiegegen bemerkte Kostka: Hätte Eure Rede,

Herr Boianowski, Euch nicht mehr beschimpft, als den Frauen geschadet, so würde ich für sie geantwortet haben, wie einer, der gern ihre Ehre vertheidigt; doch ich will Euch lieber bei Eurem Fehler lassen, damit Ihr für Euer Vergehen die verdiente Strafe bekommet, und diese Strafe wird darin bestehen, daß, so oft Euch Jemand von den Frauen schlecht sprechen hört, er eben so oft von Euch keine gute Meinung bekommen kann. Wollte ich mich in einen Streit einlassen und durch triftige Beweise (deren es in Fülle gibt) zeigen, daß sich Alles anders verhält, so würdet Ihr Euch zurückziehen und Euren Fehler einsehen lernen, was mir sehr unlieb wäre.

Darauf sprach Myszkowski: Sagt nicht, Herr Boianowski, daß die Frauen deßhalb schon unvernünftig sind, weil sie sich bisweilen auf einen fremden Geschmack hin verlieben und einem Andern mehr glauben, als sich selbst. Denn das begegnet oft auch vielen vernünftigen Leuten, und, soll man die Wahrheit gestehen, Euch selbst und uns Allen, die wir hier versammelt sind, ist es schon oft begegnet, daß wir einem fremden Urtheile mehr Glauben geschenkt haben, als unserem eigenen. Ich entsinne mich, daß vor Kurzem, als zwei Gedichte nach Pradnik gebracht wurden, von denen es hieß, das eine sei von Rey, das andere von Johann Kochanowski, wir alle dieselben mit großer Bewunderung als vortrefflich, geschmackvoll und gelehrt lobten; als es aber später bekannt wurde, daß sie von einem Andern waren, verloren sie sogleich ihren Werth und wurden für sehr gewöhnliche Machwerke gehalten. Ebenso ließ sich vor Kurzem Jemand an der Tafel des Herrn Bischofs andern Wein einschenken, weil ihm der, welcher vor ihm stand, nicht schmeckte; man brachte ihm dieselbe Sorte (wie denn der Herr Bischof immer nur eine, aber eine gute Sorte hat), und der Diener sagte ihm, es sei ein anderer, und zwar derselbe, den der Herr Bischof trinke; da fing er an, den Wein außerordentlich zu loben, und schwor, so lange er lebe, habe er noch keinen bessern Wein getrunken; und obgleich man ihm später sagte, es sei derselbe Wein, so ließ er es sich auf keine Weise einreden und behauptete, es sei nicht derselbe, der von Anfang an vor ihm gestanden, sondern ein anderer; so tief war die falsche Meinung in Folge der Aussage eines Dieners bei ihm eingewurzelt. Darum soll der Hof-Cavalier eifrig darnach streben, daß er sogleich beim ersten Auftreten in einem günstigen Lichte erscheine und eine gute Meinung von sich verbreite, indem er bedenkt, wie sehr es schadet, wenn man irgendwie An-

stoß gibt und sich Schmach zuzieht. Dieser Schmach setzen sich alle diejenigen aus, die sich für vorzüglich ausgeben, ohne daß es ihnen ansteht. Hiernach nehmen sie sich die Freiheit, Alles zu thun und zu sprechen, was ihnen in den Sinn kommt. So verwickeln sie sich oft in Dinge, aus denen sie sich nicht herauswinden können, zum großen Gelächter der Gesellschaft, und sie selbst werden den Andern zuwider, wie auch alle ihre Witze. Trifft es sich, daß ein solcher neben anständigen Damen zu sitzen kommt, so bedient er sich unanständiger Ausdrücke, in der Meinung, das Natürlichste sei auch das Schicklichste; und je mehr jene Damen erröthen, für desto feinere Bursche halten sich diese Leute und lächeln, indem sie sich auf ihre (wie sie glauben) besondern Vorzüge etwas zu gut thun. Und das kommt einzig davon her, daß sie es für etwas Großes halten, wenn Jemand in dem Rufe steht, ein feiner Gesellschafter zu sein. Um nun diesen Ruhm zu erwerben, betragen sie sich so grob, wie möglich; nicht nur schimpft Einer auf den Andern in den abscheulichsten Ausdrücken, sondern Einer wirft den Andern von der Treppe, stößt ihn in den Schmutz, gießt ihm in's Gesicht, besprengt ihn mit Erbsen, wäscht ihn mit Milch — und dann Gelächter ohne Ende; und wer darin der

größte Meister ist, der hält sich für einen wahren Hof-Cavalier. Wenn sie ein ehrlicher Mensch auf ihre Aufforderung dabei nicht unterstützen will, so heißt es sogleich: Laßt den Herrn in Frieden, hier geht Alles nach Vorschrift. Wenn sich also unser Hof-Cavalier um eine gute Meinung von ihm bemüht, soll er alle diese Kindereien lassen; denn es wird ihn wenig grämen, bei solchen verrückten Köpfen nicht gut angeschrieben zu sein. Andere Erfordernisse erwähne ich nicht, weil sie sich von selbst verstehen: z. B. daß sich der Hof-Cavalier nicht in den Ruf eines großen Fressers und Säufers bringe; daß er nicht für einen Meister in der Frechheit, Sittenlosigkeit, in schlechter Lebensweise, in der Schwelgerei u. s. w. gelte. Es soll ferner nichts Bäurisches an ihm zu sehen sein, denn es gibt auch solche, die ein Pflug oder eine Sterze von weitem herbeilockt, und diese müssen nicht nur darauf verzichten, Hof-Cavaliere zu heißen, sondern ich weiß auch nicht, für welchen Beruf ich sie bestimmen sollte, es sei denn für den obgenannten, oder zum Hüten des Viehes. Endlich füge ich noch bei, daß er alles Das, was ihm hier vorgeschrieben worden ist, vollkommen verstehe, so daß ihm Alles leicht fällt, und sich Jeder über ihn, er sich über Keinen wundert. Indessen darf dieß bei ihm keine An-

maßung und Großthuerei zur Folge haben, wie bei Andern, die sich über Keinen wundern wollen, indem sie zu erkennen geben, daß sie das weit besser können; und wenn Jemand davon spricht, so schweigen sie, um zu zeigen, daß sie die Sache nicht der Rede werth halten, sondern daß sie selbst so trefflicher Dinge voll sind, daß ihnen nicht nur Niemand gleich kommt, sondern ihre Feinheit auch nicht einmal zu begreifen vermag. Vor einer solchen Unsitte hat sich also der Hof=Cavalier zu hüten, da sie keinem Ehre bringt; im Gegentheil soll er, wenn sich Jemand in etwas hervorthut, dieß freundlich loben; und fühlte er sich auch hierin und in andern Dingen weit über ihn erhaben, so soll er doch nicht zeigen, daß er diese Meinung von sich hat. Da es jedoch nicht in der Natur des Menschen liegt, in demjenigen, worin er sich übt, immer zur Vollkommenheit zu gelangen, so mag ihn das nicht mißmuthig machen oder zur Verzweiflung bringen, wenn er etwas nicht vollkommen, so wie er es wünschte, ausführen kann. Denn wie der Bergmann, wenn er auch nicht reines Metall zu Tage fördert, doch den Stollen nicht verschüttet, sondern weiter gräbt und sich freut, wenn er auch nur Silber findet, während andere Berge noch schlechteres Metall enthalten, so soll auch der Hof=Cavalier zwar mit aller

Kraft nach der Vollkommenheit streben, sich aber doch mit dem begnügen, was er erreicht; denn in der Wissenschaft ist außer dem ersten Platz auch noch der zweite, dritte und jeder folgende ehrenvoll genug; und wer alle Kraft darauf verwendet, die Höhe zu erreichen, vermag doch oft kaum die Hälfte zu übersteigen. Fühlt sich also unser Hof=Cavalier außer seinem Hauptberuf, dem der ritterlichen Beschäftigung, noch in irgend etwas tüchtig, so suche er dieß anzuwenden, um stets Zuhörer oder Zuschauer zu haben. Und dieß hat er so geschickt anzulegen, daß es nicht den Anschein gewinnt, als hasche er darnach, oder wolle er sich sehen lassen, sondern so, als geschähe es zufällig, oder auf Jemandes Bitten. Dann bediene er sich des Kunstgriffs, daß er (wenn's sein kann) mit etwas Fertigem auftritt. Soll er sprechen, so bereite er sich zu Hause darauf vor; soll er etwas ausführen, deßgleichen; jedoch darf dieß Niemand merken. Er soll sich in Dinge, in denen er keine hinreichende Kenntniß und Uebung besitzt, nicht zu tief einlassen, sondern nur Dieß und Jenes oberflächlich berühren, woraus dann ein Anderer schließen wird, daß er doch noch mehr davon verstehen müsse; so wie gewisse Dichter in ihren Gedichten oft tiefe und subtile Lehren der Philosophie oder anderer Wissenschaften berühren, während in

ihrem Kopfe sich davon sehr wenig findet. Was er aber nicht kann, das lasse er ganz, und suche keinen Ruhm darin; im Gegentheil gestehe er offen, daß er darin ganz unerfahren ist. Doch darf er auch wieder seine Unerfahrenheit nicht zu oft auf's Tapet bringen, denn es wäre thöricht und überflüssig, wenn er nicht gefragt wird, sich selbst Schande zu bereiten. So kenne ich Einen, und muß oft recht herzlich über ihn lachen, der, sobald nur Jemand von einer Schlacht anfängt, sogleich mit der bei Sokaly bei der Hand ist, und wie hurtig er damals davongelaufen sei; und kommt die Rede auf's Wettrennen, gleich ist er wieder damit da, wie er einst vor dem Könige Ludwig geritten sei, bis er hinter dem Pferde gelegen habe. Hiernach scheint es, als wisse er von nichts Besserem zu reden, als davon, was ihm einst schmählich mißglückt sei; zuletzt sucht er so lange Gelegenheit, bis er Veranlassung findet, zu erzählen, wie er einst in Posen von einer fremden Frau entsetzliche Prügel bekommen habe. Auf so etwas soll sich unser Hof-Cavalier nichts einbilden. Sollte man ihn zu etwas auffordern, wovon er nichts versteht, so soll er sich auf's Schnellste davon losmachen; hätte er sich aber schon eingelassen und könnte sich nicht herauswinden, so soll er lieber seine Unkenntniß eingestehen, als sich

selbst in Versuchung führen und etwas unternehmen, was er nicht versteht, und wodurch er sich Schande und den Vorwurf der Eitelkeit zuziehen würde. Ich weiß jedoch nicht, was das heute für eine Welt ist, daß die Leute das aufgeben, was sie verstehen, und etwas ergreifen, was ihnen die Natur verweigert hat. Ihr kennt Alle einen braven Krieger, einen erfahrenen Mann, der sich so sehr mit der heiligen Schrift beschäftigt, daß er darin keinem Doctor den Vorrang lassen will; und vielleicht fängt er schon an, einen neuen Glauben zu konstruiren, der, wie die Leute sagen, aus so vielen Stücken und schwachköpfigen Träumereien besteht, daß es ihm schwerer fallen wird, sie in Ordnung zu bringen, als zweihundert Reiter. Ich kenne auch Einen (aber der ist klüger), der zwei Wissenschaften kann: die eine sehr gut, macht sie aber nicht zu seiner Profession; die andere auch nicht schlecht, wenn gleich nicht so gut als jene erste, und die macht er zu seiner Profession. Hat er nun Gelegenheit, sich in der hervorzuthun, die er sehr gut versteht, so zeigt er sich vorzüglich tüchtig darin, so daß diejenigen, die das sehen und verstehen, der Meinung sind, wenn er sich schon in dem, was nicht sein Beruf sei, so auszeichne, was werde er erst in dem leisten, woraus er eine Profession

macht? Ich tadle wirklich auch diesen nicht, und keinen, der es recht einzurichten weiß.

Hierauf bemerkte Boianowski: Ich weiß nicht, was das für eine Klugheit sein soll; ich würde es einen Betrug nennen, denn in dieser Weise die Leute zu hintergehen, ziemt keinem Ehrenmanne.

Im Gegentheil, erwiderte Myszkowski, das ist die Zierde dieser Lehre; und wenn es ein Betrug ist, so ist auch das ein Betrug, wenn Zwei mit einander fechten und der Eine den Andern tödtet. Dieß werdet Ihr aber nicht behaupten, denn Ihr seht sehr gut ein, daß es eine Folge der Geschicklichkeit ist, wodurch der Eine über den Andern die Oberhand gewinnt. So nennt Ihr auch das nicht Betrug, wenn ein geschickter Goldarbeiter einen Rubin nimmt, der schon an sich ziemlich schön ist, und ihn durch eine geschmackvolle Fassung, durch eine Folie, durch Zurichtung und Email noch weit reizender macht; Ihr lobt sogar die geschickte Hand, die den Stein so zu heben verstand. Und so darf man auch schwerlich jenes Betrug oder Täuschung nennen, sondern Scharfsinn und Geschicklichkeit. Aber wie ich gesagt habe, der Hof-Cavalier wird sehr vernünftig handeln, wenn er das, worin er sich tüchtig fühlt und wovon er Ruhm ernten zu können glaubt, den Menschen unmerklich vorführt, dagegen, wenn er irgend eine Unvollkommenheit in sich spürt, sie versteckt; sowie einer der Unsrigen gerne in Usaren-Tracht geht und einen langen Rock trägt, um eine gewisse Ungestalt seiner Füße zu verbergen; das fällt Niemanden an ihm auf. Auch kenne ich eine Dame, die, weil sie eine schöne Hand hat, sehr oft Gelegenheit findet, sie zu zeigen, was sie so geschickt einzurichten versteht, daß es durchaus nicht den Anschein gewinnt, als bilde sie sich etwas darauf ein.

Ich kenne, sagte Dersniak, die Dame sehr gut, denn sie richtet es auch gerne so ein, daß sie beim Aussteigen aus dem Wagen ein wenig den Fuß zeigt; und man möchte schwören, daß das nicht mit Absicht, sondern zufällig geschieht.

Ich glaube auch, fuhr Myszkowski fort, gelesen zu haben, daß Julius Cäsar, da er glatzköpfig war, gern in seinem Siegeskranz ging, um seine Glatze zu verbergen. Darin aber muß man, wie ich gesagt habe, sehr klug zu Werke gehen, denn oft fällt der Mensch, wenn er eine Grube vermeiden will, in die andere und erntet statt Ehre Schande. Sowie man hierin nicht über die Schnur hauen darf, so auch in keinem andern Verhältniß des geselligen Lebens. Darum muß der Mensch

ein gewisses anständiges Maß beobachten, wenn er mit gewaffneter Hand dem Neide der Andern entgehen will, wornach er so sehr als möglich streben muß. Daß der Hof=Cavalier, wie schon früher gesagt wurde, sich auf keiner Unwahrheit darf ertappen lassen, brauche ich nicht zu wiederholen; nur das will ich anführen, daß es wohl auch einem Wahrheitsliebenden begegnet, von den Leuten für einen Lügner gehalten zu werden, wenn er gern wunderbare und schwer zu glaubende, aber wahre Dinge erzählt. Darum vermeide unser Hof=Cavalier solche wahren Erzählungen, die der Unwahrheit gleichen. Das mag er immerhin Andern überlassen, besonders wenn er bei den Leuten so gut angeschrieben stehen will, daß sie seinen Worten unbedingten Glauben schenken. So viel ich weiß, Herr Boianowski, hießet Ihr einmal einen mit seiner zweiten Wahrheit warten, bis Ihr die erste würdet geglaubt haben. In diesem Falle sind auch diejenigen, die euch heute kennen lernen und sich nicht besser bei euch glauben empfehlen zu können, als wenn sie euch schwören, daß sie Keinen auf der Welt mehr lieben, als euch, und wie sie Gesundheit, Leben und Vermögen für euch geben würden; solcher widersinnigen Phrasen haben sie so viele, daß man sie auf keine Rindshaut schreiben könnte. Kommt

es endlich zum Abschiede, so erheben sie ein Weinen, daß sie vor Thränen weder sprechen noch Abschied nehmen können. Und durch solche Albernheiten wollen sie für zärtliche und redliche Seelen gelten, während wir sie für große Schwindler und dumme Schmeichler halten. Aber wer wollte alle Unverschämtheiten aufzählen, die sich im geselligen Leben finden? Es genüge an dem Gesagten; nur das will ich noch dazu fügen, daß der Hof=Cavalier es verstehe, sich mit Jedem zu vertragen, sich in Jeden zu schicken, daß er wisse, worüber er mit Jedem sprechen soll, und daß es ihm nie an solchem Stoffe fehle, den Jeder gern hört und woran er sich erquickt, wie an einem kühlen Lüftchen an einem heißen Tage. Doch dazu ist auch noch nöthig, daß er ein witziger Erzähler sei und seinen Gesellschaftern Stoff zum Lachen zu geben verstehe, damit ihn die Gesellschaft nicht nur nicht satt bekomme, sondern er sich auch nie verbrauche. Ich glaube indeß, daß Herr Lubelski mich jetzt wird schweigen lassen; und thut er das nicht, so wird ein Jeder der Herren mir mit meinen eigenen Worten darthun, daß ich der gute Hof=Cavalier nicht bin, von dem ich eben gesprochen habe, denn nicht nur habe ich auf hörenswerthe Dinge mich niemals in meinem Leben einrichten können, sondern auch in dieser gegenwärtigen,

gewöhnlichen Sache fehlt es mir schon an Stoff.

Da sprach Kostka: Ich rathe weder Euch noch einem Andern aus der Gesellschaft, bei der falschen Ansicht zu beharren, als wäret Ihr kein wahrer Hof-Cavalier; denn daß Ihr nicht fortfahren wollt, kommt mehr daher, daß Ihr Euch der Mühe entheben wollt, als daß es Euch an Stoff fehlen sollte. Und damit also bei so wackern Männern in einem so trefflichen Gespräch nichts ungesagt bleibe, lehrt uns, wie wir den Scherz anzubringen haben, dessen Ihr eben Erwähnung thatet, und zeigt uns den Weg, auf welchem man dazu gelangen kann, wenn man nur ernstlich will, Andern Stoff zum Lachen zu geben und sie durch eine spaßhafte Erzählung zu ergötzen, denn mir scheint, daß darauf sehr viel ankommt und daß es beinahe die einzige Sache ist, die für einen Hof-Cavalier sich schickt.

Für jede andere Sache, antwortete Myszkowski, gibt es Lehren und Lehrmeister; was aber den Witz anbetrifft, für diesen gibt es weder Lehren noch Lehrmeister, denn er muß dem Menschen angeboren sein. Zwar hat eine Nation vor der andern in dieser Hinsicht den Vorrang: so ist dem Moskowiter die fertige und witzige Antwort angeboren; doch bisweilen begegnet es einem Moskowiter so

gut, wie einem Polen, daß er, wenn er recht witzig sein und recht viel sprechen will, sich in lauter Dummheiten und Unschicklichkeiten ergeht, und zwar darum, weil er seine Würde und den Anstand vergißt, und weder auf Ort, noch Person, noch Zeit Rücksicht nimmt.

Ihr sagt mir da etwas Wunderbares, bemerkte Kostka, daß es weder Lehren noch Lehrmeister auf der Welt geben soll, die den Witz lehren könnten; und doch gebt Ihr dadurch, daß Ihr diejenigen tadelt, die weder auf Ort, noch Zeit, noch Personen Rücksicht nehmen, zu erkennen, daß es auch hierüber Lehren geben kann.

Was ich von Zeit und Ort u. s. w. sprach, erwiderte Myszkowski, das paßt auch auf alles Andere; ich sage dagegen, daß es über witzige Erzählungen keine Lehren gibt. Denn dieß findet sich meiner Ansicht nach nur auf eine doppelte Weise: einmal, wenn Jemand irgend eine lange Rede durchführt, wie es denn Leute gibt, die recht gut im Stande sind, was sie gesehen oder gehört, oder selbst einmal erlebt haben, so angemessen vorzutragen, daß es den Zuhörern scheint, als sähen sie es vor ihren Augen vor sich gehen; die zweite Geschicklichkeit aber besteht darin, daß Jemand kurz, gedrungen, witzig und schnell etwas erzählt, auch mitunter ein wenig stichelt, denn

ohne dieß scheint die Rede nicht die rechte Würze zu haben. Wie es nun für jene lange, regelmäßige Rede umsonst wäre, nach Lehren und Kunstgriffen zu suchen (da die Natur selbst solche Leute hervorbringt, die durch eine Rede ergötzen können, ihnen dazu das Gesicht, die Gestalt, die Stimme und die Worte gibt, mit denen sie, was sie wollen, schildern), so auch für die kurze; was kann man da für Regeln geben? da das witzige Wort, wie es dem Munde entflieht, dort eher einschlagen soll, wohin man gezielt hat, als der Sprechende darauf sinnen konnte, denn sonst hätte er keine Anmuth. Darum hängt es von nichts Anderem ab, als von scharfem Verstande und Naturgaben.

Jetzt nahm sich Dersniak der Sache an und sprach: Herr Myszkowski, Kostka bestreitet, wie ich sehe, Eure Behauptung nicht, daß die Naturgabe hierin den Vorrang hat, besonders in Betreff dessen, was im Kopfe vor sich gehen muß; doch mag ein Mensch so scharfen Verstandes sein als er will, so wird er dennoch, wenn ihm mehrere Dinge zugleich einfallen, unter denen das eine witzig ist, das andere nicht, oder das eine witzig, das andere noch witziger, seine Zuflucht zum Verstande, zu Regeln nehmen müssen, die ihm witzige Leute hierüber gegeben haben, um zu wählen,

was er aussprechen, was verschweigen soll. So laßt denn das, was die Schärfe des Verstandes angeht, und sagt uns, wodurch Kunst und Kunstgriff zum Witz verhelfen kann, damit der Hof-Cavalier wisse, welcher Witz für ihn anständig ist, welcher nicht, und in welcher Art und zu welcher Zeit er ihn anzubringen hat. Das, scheint mir, wünscht Kostka von Euch.

Myszkowski erwiderte: Wenn es über den Witz Regeln gibt (was ich für eine Unmöglichkeit halte), so könnt Ihr, Herr Dersniak, nach Regeln, Herr Boianowski durch Naturgabe vortrefflich Lachen erregen. Drum ist's angemessener, daß Einer von Euch diese Arbeit übernimmt, als ich, der ich durchaus nichts davon verstehe, es müßte denn Jemand ein dummes Gerede, über welches die Leute noch eher lachen, als über eine regelmäßige Erzählung, für Witz halten wollen.

Mir scheint, sprach Dersniak, Ihr beginnt schon mit dem, wovon Ihr sagt, daß Ihr es nicht verstehet; d. h. Ihr wollt diese Herren zum Lachen bringen, indem Ihr Euch über mich und Boianowski lustig macht; denn jeder von den Herren hier weiß es, daß Ihr darin, worin Ihr uns lobt, bei weitem den Vorrang vor uns habt. Habt Ihr daher das Reden satt, so bittet lieber Herrn Lubelski, daß er

die ganze Sache auf morgen verlege, als daß Ihr Euch durch eine solche List der Arbeit entzieht.

Auch Boianowski wollte hier etwas auf Myszkowski's Worte erwidern, aber Lubelski gab es nicht zu, sondern sprach: Myszkowski hat Recht, Herr Dersniak; und da mir hier das Regiment übertragen ist, so befehle ich, daß die Herren, da sie wissen, wie vortrefflich Ihr Euch dazu eignet, meinen Ausspruch nicht tadeln. Myszkowski mag unterdessen ausruhen, um, wenn Ihr über den Witz gesprochen habt, seine Sache zu Ende zu führen.

Myszkowski antwortete: Ich weiß nicht, ob ich noch etwas werde zu Ende zu führen haben. Aber wie jener Pilgrim im Sommer, wenn ihn Anstrengung und Hitze erschlafft, um Mittag im Schatten an einem Bächlein sich durch einen kurzen Schlummer erquickt, so will auch ich bei dem angenehmen Geräusch von Dersniak's Wortstrom ausruhen; und wenn ich mich recht ausgeruht habe, werde ich wohl noch etwas zusammenbringen.

Da habe ich den Teufel an die Wand gemalt, rief Dersniak; doch das Vergnügen wird nicht lange dauern, Herr Myszkowski; denn so Ihr Euch nur eben hinlegt, müßt Ihr wieder aufstehen und Euren Weg fort-

setzen, wenn ich keinen Stoff haben werde. Da es nun einmal Euer Wille ist, so will ich mich nicht entschuldigen; doch wie ich mich über die Kühnheit wundere, wenn Jemand beim Ungar die Laute zur Hand nimmt, so sollte ich auch selbst vor diesen Herren nicht zu erörtern wagen, worin sie weit gewandter sind, als ich. Um indeß meinerseits kein schlechtes Beispiel des Ungehorsams zu geben, will ich, so kurz ich kann, über die Dinge sprechen, die den Leuten Lachen erregen, welches Lachen uns so eigenthümlich ist, daß die Gelehrten den Menschen nicht anders definiren, als so: Der Mensch ist das einzige Thier, welches lacht; denn kein anderes Thier außer dem Menschen kann lachen; und dieß Lachen ist fast immer ein Zeichen, daß wir guter Laune sind. Da es dem Menschen gleichsam angeboren ist, sich nach Freude und Erholung zu sehnen, deßhalb sind von den Menschen Tanz, Schmauserei, Wettkämpfe und andere Vergnügungen erfunden worden, um das Auge zu weiden. Da wir ferner Diejenigen lieben, die uns Freude bereiten, so bauten aus diesem Grunde, um sich nemlich die Liebe des Volkes zu gewinnen, jene alten heidnischen Könige, jene berühmten Römer, jene weisen Griechen, große Theater und andere Orte mit ungeheurem Kosten-Aufwande, wo sie dem

Volk verschiedene Spiele, Tragödien, Komödien, Tänze, Pferderennen, Wagenrennen, Ringkämpfe, Faustkämpfe, Wettrennen, Zweikämpfe und verschiedene merkwürdige Thiere, zur Ergötzung und Augenweide zeigten. Dabei schauten selbst die strengen Philosophen zu, wiewohl dieß nicht die einzige Erholung für ihren durch Arbeit erschöpften Geist war, sondern sie besuchten auch öfter Gastmähler, um sich zu erheitern. So viele Menschen es auch auf der Welt gibt, so gibt es doch keinen, dem ein heiterer Sinn zuwider wäre, von denen, die schwer arbeiten, bis zu denen, die unabläßig beten oder im strengen Gefängniß sitzen, wo sie täglich, dem Tode entgegen sehend, doch stets Wege und Mittel suchen, um ihr bekümmertes Gemüth zu erheitern. Alles, was unser Lachen erregt, erheitert uns, gewährt dem Herzen Erquickung und läßt nicht zu, daß man sich des Kummers und der bangen Sorgen erinnere, unter denen unser Leben dahinfließt. Darum ist das Lachen einem Jeden willkommen, und der verdient unser Lob, der es zur rechten Zeit und in der rechten Art zu erregen weiß. Was aber das Lachen ist, wo es verborgen sitzt, und wie es so schnell hervorbricht, daß man es mit aller Anstrengung nicht zurückhalten kann; woher es ferner kommt, daß es in's Gesicht, in die

Augen, den Mund, die Adern, die Seiten eindringt, als ob der Mensch bersten sollte: darüber mag Demokrit disputiren, denn es gehört gegenwärtig nicht zur Sache, und wenn es auch dazu gehörte, würde ich mich nicht schämen zu gestehen, daß ich es nicht weiß; zumal wohl keiner, der es darzuthun versuchen wollte, dieß im Stande sein würde. Der Ursprung des Witzes also, über den man lacht, ist kein anderer als eine gewisse Häßlichkeit und eine anständige Unanständigkeit; denn wir lachen einzig und allein über das, was ein gewisses Mißverhältniß enthält, was uns wie etwas Schlechtes vorkommt, es aber nicht ist.

In welcher Gestalt nun der Hof-Cavalier den Scherz und bis zu welcher Grenze er ihn anzuwenden hat, will ich mich nach meinem geringen Vermögen zu zeigen bemühen. Unaufhörlich Spaß zu machen ziemt dem Hof-Cavalier nicht, auch nicht in der Art, wie die Narren, die Betrunkenen, oder die Gimpel dieß thun. Obgleich es scheint, als ob der Hof solche Leute sehr gern sehe, so verdienen sie doch den Namen eines Hof-Cavaliers nicht, sondern denjenigen, der gerade einem Jeden zukommt. Auch in Betreff des stichelnden Witzes muß man sehr vorsichtig sein, um zu wissen, auf wen man zielen soll; denn wenn

man über einen unglücklichen und niedrigen Menschen, oder auch über einen Verbrecher, oder einen Unverschämten spottet, so lacht Niemand darüber, da böse Menschen eine größere Strafe verdienen, als die, welche mit dem Lachen endigt, unglückliche Menschen aber haben den Vortheil von ihrem Unglück, daß es unanständig ist, über sie zu lachen, es sei denn, daß Jemand in seinem Unglück hochmüthig, trotzig und ungebührlich sich benimmt. Auch Diejenigen, die Liebe und Ehrfurcht genießen, darf man nicht angreifen, am allerwenigsten die Mächtigen, denn mit ihnen sein Spiel zu treiben ist gefährlich. Also haben wir es nur mit Denen zu versuchen und die Fehler Derjenigen zu rügen, die weder so unglücklich sind, daß sie unser Herz zum Mitleid erregen, noch so lasterhaft, daß sie den Strick verdienen, noch so mächtig, daß der geringste Zorn von ihnen uns in das größte Unglück stürzen könnte.

Ferner müßt Ihr wissen, daß, woher der Mensch auch immer den Stoff zum Witze nimmt, von derselben Sache bedeutsame Worte sowohl zur Ehre als auch zur Schande gewählt werden können. Z. B. wenn Jemand einen freigebigen Menschen lobt, indem er sagt: Alles, was er hat, ist nicht sein, so kann er dieß auch Einem zur Schande sagen, der

Alles durch Diebstahl oder durch Falschheit erworben hat. So sagt man wohl auch von betrübten und bekümmerten Frauen: Die Arme wird niemals trocken; Dasselbe könnte auch ein Anderer sagen, wenn er andeuten wollte, daß sie eine große Säuferin sei. Häufiger aber trifft es sich, daß dieselbe Sache auf doppelte Weise ausgelegt werden kann, als daß auch die Worte auf Beides passen. So kam es vor Kurzem vor, daß drei brave Bursche auf dem Jahrmarkt zu Lublin zwischen den Buden hingingen. Da tritt ein Bettler an eine angesehene Wittwe, in deren Diensten Einer von diesen Dreien stand, und bittet sie mit kläglicher Stimme, ihm um Gotteswillen etwas zu schenken; er wiederholt seine Bitte zum zweiten und dritten Male mit Worten, die einen Stein hätten rühren können. Die gute Dame aber gab dem armen Teufel nichts, ja sie schlug es ihm auch nicht einmal mit den gewöhnlichen Worten (indem sie ihn an den Himmel verwies) ab, sondern stand die ganze Zeit, während der Arme bettelte, vor einer Bude und betrachtete aufmerksam einen goldgewirkten Kopfputz, um den sie handelte, als merkte sie den Bettler gar nicht. Als dieß die Drei sahen, sprach der Eine: Seht, was ich von meiner Wittwe Gutes zu hoffen habe, da sie so grausam ist, daß sie sich des nackten armen

Teufels, der vor Hunger umkommen möchte, und sie mit blutigen Thränen um einen Groschen bittet, nicht nur nicht erbarmt, sondern ihm auch nicht einmal sagt: geh' mit Gott; ich glaube, sie findet ein Vergnügen daran, wenn sie einen Bekümmerten vor sich sieht, und er vergebens ihre Gnade anfleht. Einer von den beiden Andern erwiderte: Darin liegt keine Grausamkeit, sondern nur die Lehre für Euch, daß Ihr sie um nichts inständig bitten sollt; denn es ist ihre Gewohnheit (damit Ihr es wisset), auf eine zudringliche Bitte nicht einzugehen. Der Dritte aber sprach: Im Gegentheil, es ist nur ein Zeichen für Euch, daß, wenn sie auch nichts von dem thut, um was man sie bittet, ihr doch die Bitte keines Menschen lästig wird. Seht, meine Herren, wie aus dem einen Umstande, daß die Wittwe den Bettler nicht abfertigte, drei Aeußerungen hervorgingen: die eine mit ernstem Tadel; die zweite mit mäßigem Lobe; die dritte mit stichelndem Scherz. Um aber zur Sache in Betreff des Scherzes zurückzukehren, so gibt es meiner Ansicht nach drei Arten desselben, obgleich Herr Myszkowski sagte, es gäbe nur zwei: die eine ist die, welche auf einer langen, höfischen Erzählung des Geschehenen beruht; die zweite, die in einem einzigen gedrungenen Ausspruch liegt; ich aber füge noch eine dritte

hinzu, welche die witzigen und kurzen Aussprüche und die langen, regelmäßigen Erzählungen umfaßt und dazu noch den Scherz und gewisse lustige Streiche, die eher Lachen erregen, als dem Gesellschafter bedeutenden Schaden verursachen. In Hinsicht der ersten Art nun, wenn Jemand eine lange Erzählung durchführen soll, wird er sich eben so verhalten, als wenn er irgend ein Märchen erzählt. Hiefür gebe ich folgendes Beispiel: In Rom ging einst ein angesehener Edelmann aus Mantua mit seinem Gefolge im Saale des päbstlichen Palastes auf und ab, gerade zur Zeit, als der Pabst Alexander VI. gestorben und Pius III. gewählt worden war. Indem er nun bald von dem Tode und von der Regierung des frühern Pabstes sprach, bald von dem neuen, was er wohl für ein Hirt sein würde, begann er folgendermaßen: Meine Herren, zur Zeit des Dichters Catull sprachen die Thüren, obgleich sie keine Zunge hatten, und hörten, obgleich sie keine Ohren hatten; und so kam dann Dieß und Jenes unter's Volk. Freilich existiren jetzt keine so ausgezeichneten Köpfe mehr, wie zur Zeit Catull's; aber wer weiß, ob die Thüren nicht noch dieselbe Eigenschaft besitzen, wie früher; denn es gibt ja hier, in Rom, doch viele Thürpfosten aus altem Marmor. Ich möchte be-

haupten, daß diese beiden Thüren uns das sagen könnten, worüber wir im Zweifel sind. Da nun jeder der Zuhörer das Ohr hinhielt und wartete, worauf er seine Worte beziehen würde, und unterdessen das Hin- und Hergehen nicht aufhörte, blieb er plötzlich ein wenig stehen, blickte schnell zu einer der beiden Saalthüren hinauf und zeigte mit dem Finger eine Inschrift, die den Namen des Pabstes Alexander enthielt; am Ende aber stand V und I, was, wie jeder weiß, der sechste bedeutet. Da habt Ihr's, rief er, diese Thür sagt: Alexander Papa vixit. Ueber der andern Thüre zeigte er eine zweite Inschrift, wo nichts weiter stand als: N zwei PP und V, und sagte, das bedeute: Nicolaus Papa valet. Seht, meine Herren, ein Beispiel von einer Art zu scherzen, wie sie für einen Hofmann sich schickt; denn in dieser Hinsicht schadet es nichts, wenn man etwas der Art erfindet und zu einem wirklichen Faktum etwas von dem Seinigen dazuthut und ein wenig dazu lügt. Einer von Euch hat vielleicht einmal Herrn Johann Ocieski, den Unterkämmerer von Krakau und den Hofmeister der alten Königin, von Herrn Teczynski, dem Unter-Kämmerer von Sendomirien erzählen hören, wie sie einst in Venedig ihm eingeredet hätten, eine Katze habe ihre Jungen gefressen, die Teczynski weder sehen

noch auch ihr Gemiaue hören konnte. Könnte das wohl Jemand nacherzählen und witziger wiedergeben als Ocieski, wenn er den Zorn Teczynski's schildert, seine Worte anführt, und seine Klagen aufzählt? Endlich fügt er noch hinzu, wie der Wirth nach Tische mit der Rechnung kam (denn Teczynski wollte gerade an dem Tage von Venedig abreisen); auf dieser Rechnung waren nicht die einzelnen Speisen und Getränke aufgeführt, sondern es stand nur darauf: das Mittagessen vom Sonntag kostet so viel, das Abendessen vom Montag so viel. Was nun das ganze Mittagessen und Abendessen kostete, war zusammengerechnet und stand bei jedem Tage und vor der Summe stand das italienische Wort costa. Da die Rechnung italienisch geschrieben war, nahm Teczynski sie in die Hand und bat einen der anwesenden Polen, sie ihm zu übersetzen. Und da er flüchtig das „costa" sah, fragte er sogleich: und was Teufels ist das? Der ihm zunächst Sitzende sagte: Das heißt: für die weiße Katze; das: für die graue Katze; das: für die schwarze Katze*). Wie Teczynski dieß

*) Dieser Witz beruht auf der Aehnlichkeit des italienischen Wortes: costa d. h. kostet, und des polnischen kota (d. i. der Accusativ von kot, die Katze), welches Teczynski beim flüchtigen Hinsehen mit einander verwechselte.

hört, schleudert er die Rechnung zu Boden, und stürzt mit dem Säbel auf den Wirth los. Der Kern des Witzes liegt aber darin, daß derjenige, welcher den ganzen Vorfall erzählt, es versteht, das Gesicht, die Worte, den Charakter und das ganze Benehmen desjenigen wiederzugeben, von dem er spricht, so daß die Zuhörer sich selbst vergessen und den Hergang wirklich mit eigenen Augen zu sehen glauben. Wer überhaupt das recht versteht, der macht aus einem nicht besonders spaßhaften Vorfall doch einen solchen, wie z. B. der Graf von Tarnowo dieß vortrefflich kann, obgleich Andere sagen, daß er den Ruhm, ein guter Erzähler zu sein, daher habe, daß er bei Hofe durch ausgezeichnete Verdienste um den Staat gut angeschrieben, daß er früher Senator gewesen, daß er ein berühmter Feldherr und dazu ein großer Herr sei, so daß die Leute Alles loben, was er nur sagen möge. Doch darin liegt es in der That nicht, sondern einzig darin, daß die Natur, die ihn vorher mit andern großen Tugenden ausgestattet hatte, ihm auch noch diese Gabe verleihen wollte, wodurch er sich ein noch größeres Wohlwollen und eine größere Liebe bei den Menschen erwerben konnte. Diesen Herrn nun hörte ich einst erzählen, wie einmal zwei angesehene Männer in Moravien so weit kamen, daß sie sich schlagen sollten. Der Eine, der

sehr alt war, sollte seinen Sohn zum Stellvertreter stellen, und er ernannte denselben dazu, als man ihn auf dem Bernschen Landgericht zum Zweikampf verurtheilte. Der Sohn aber, der von seinem Vater himmelweit verschieden war, wollte auf keine Weise darauf eingehen, indem er sprach: Herr Vater, Ihr hättet mich vorher fragen sollen, wenn Ihr in der Hoffnung auf mich das Duell annehmen wolltet; denn ich, dessen seid versichert, werde mich nicht schlagen. Die Freunde und Verwandten, die diese Feigheit sahen, meinten, wenn der Alte selbst in die Schranken trete, so unterliege er sicher, und da sie überdieß bedachten, was für eine Schande dem Hause durch einen so nichtswürdigen Sohn erwachse, so fingen sie an, ihm zuzureden und ihn zu bitten, er möchte doch auf seine Ehre und auf seine Pflicht Rücksicht nehmen; auch beklagten sie das hohe Alter des Vaters, erinnerten ihn an die Wohlthaten, die er von ihm empfangen, und für die er nicht ein, sondern zehn Mal zu sterben verpflichtet sei. Es fehlte nicht an Worten, an Zureden, an rührenden Bitten, aber nichts vermochte das starre Herz zu rühren; kurz, er sagte: Ich werde mich nicht schlagen; und diese Worte wiederholte er einmal über das andere. Als die Freunde dieß sahen, traten sie zur Berathung zusammen, was mit

ihm anzufangen sei. Endlich, nach einer langen Unterredung, fanden und thaten sie Folgendes. Sie versprachen und schworen ihm zu, dafür zu sorgen, daß es nicht zum Kampfe kommen solle; nur um das baten sie ihn, daß er ein männliches Herz zeigen, sich bereit erklären und das Duell für den Vater annehmen solle. Nun, das will ich thun; aber daß ich mich schlagen sollte, das glaubt ja nicht. Darauf ging er mit den Freunden hin und nahm die Beleidigung des Vaters auf sich; sogleich wurde Zeit und Ort zum Zweikampf bestimmt. Als es zur Sache kam, stellten sich Beide zur rechten Zeit in Bern. Der muthige Sohn fing an zu fragen: Nun, werdet Ihr uns nicht bald versöhnen? Die Freunde antworteten: Wenn du gerüstet mit dem Pferde auf dem Platz halten wirst. Nun erst gab's Umstände genug mit ihm, da er auf keine Weise die Waffen anlegen und das Pferd besteigen wollte. Sie mußten ihm auf's Neue die Versicherung geben, daß er sich mit dem Gegner nicht schlagen solle. Mit Mühe brachten sie ihn endlich dahin, daß er sich gerüstet zu Pferde setzte; und als er nun auf dem Platze hielt, sprach er zu den Freunden: Jetzt ist's wirklich Zeit, meine Herren. Sie aber antworteten ihm: Nach dem dritten Zeichen mit der Trompete werden angesehene Männer zwischen Euch springen

und Euch trennen. Der Trompeter bläst zum ersten Mal; er fragt, ob das schon das zweite; er bläst zum zweiten; er fragt, ob das das dritte Mal sei; und nach dem dritten Male, wie er mit lauter Stimme anfing zu rufen: Um Gotteswillen, jetzt ist's Zeit, fingen die Freunde an, das Pferd unter ihm unbemerkt zu stechen und ihm zu sagen: Armer, du bist verloren, vertheidige dich. Der kühne Junge vergißt sich selbst, lenkt das Pferd, rennt an, zieht das Schwert, erlegt zuerst im Laufe den Gegner, dann, als das Pferd mit ihm über die Schranken setzt, mäht, haut und sticht er, was ihm unter dem Haufen der Zuschauer aufstößt, so daß der Getödteten und Verwundeten eine große Anzahl war und man kaum das Pferd mit ihm fangen konnte, so lange er noch einen Stummel in der Hand hatte.

Die Sache selbst ist schon komisch genug, denn wer sich die Dummheit und Feigheit des Burschen vorstellt, muß darüber lachen; aber wenn sie der Krakauer Herr erzählt, scheint sie noch tausendmal komischer zu sein. Ebenso die andere Geschichte von dem Fräulein, die zu ihrer Frau Nachbarin fuhr, um ihr den Besuch zu erwidern. Alle dergleichen Erzählungen gehören zur ersten Art der Scherze. Dazu gehört auch die genaue Darstellung und

Nachahmung von Jemandes Gewohnheiten und natürlichen Fehlern, worin unser Gabriel Grabowiecki vorzüglich ist. Denn wenn er den Deutschen als Polen darstellt, kann man sich nichts Komischeres denken, zumal da er dabei immer den dem Edelmann geziemenden Anstand beobachtet, und wenn er irgend etwas Freieres erzählt, es doch so schön einkleidet, daß kein Ohr dadurch beleidigt wird, worin sich sein scharfer Verstand (wie auch in andern wichtigen Dingen) recht deutlich zeigt. Denn wer die Leute so nachahmen wollte, wie der Possenreißer, mit verzerrtem Munde und ausgereckter Zunge, der würde selber für einen Possenreißer, wenn nicht noch für etwas Schlimmeres, gehalten werden. Für einen Possenreißer, dessen Handwerk es ist, ziemt sich dergleichen, aber der Hof-Cavalier würde sich dadurch große Schande zuziehen, denn er muß solche Dinge den Leuten so darbieten, daß der Zuschauer noch mehr darin findet, als er hört oder sieht; in Allem aber muß er Zucht und Anstand beobachten. Dazu füge ich noch, daß man bei diesem Verspotten und Nachahmen einer fremden Gestalt klug zu Werke gehen muß, damit aus dem Scherz nicht Feindschaft entsteht. Ferner hat der Hof-Cavalier darauf zu achten, zu welcher Zeit, an welchem Orte, und vor wem er Jemanden durchhechelt.

Auch das erregt unser Lachen nicht wenig (und dieß Alles gehört zur ersten Art des Scherzes), wenn man ein thörichtes Benehmen oder Reden, oder auch eine übermäßige Ziererei, was die Frauen Affektation nennen, geißelt. So erzählte mir unlängst Kmita, Marschall im Großfürstenthum Litthauen, von einer abenteuerlichen tartarischen Dummheit. Der tartarische Gesandte kam einst zum Bischof Janusz von Wilna, einem sehr wackeren Herrn. Da der Bischof gerade zu der Zeit seinen Hof nicht um sich hatte, mit dem er glänzend hätte auftreten können, machte er es so: Er ließ das Zimmer, in welchem er den Gesandten empfangen wollte, mit Netzen behängen (er war nämlich nicht daheim in seinem Palaste, sondern auswärts auf dem Fischfange) und den Gesandten dahin führen. Nachdem dieser seine Geschenke übergeben hatte: zwei Bogen vom Czaren und ein hellblaues Tuch von der Czarin, hatte er nichts weiter mehr anzubringen, als Complimente. Nachdem Janusz die Gesandtschaft angehört, ließ er einen großen Humpen alten Meths hereinbringen und hieß den Gesandten ihn auf die Gesundheit seines Herrn leeren. Als dieser ein paar tüchtige Züge gethan, fing er an, das Gesicht und den Anzug des Bischofs genau zu betrachten. Der Bischof hatte sich

nämlich prächtig gekleidet; er trug ein weites und reiches Gewand, und ein großes, viereckiges, altmodisches Barett; auch saß er erhöht wie auf einem Throne. Endlich, als der Meth den Tartaren aufregte und er unaufhörlich den Bischof mit weit aufgesperrten Augen anstierte, fragte ihn dieser mit sanften Worten, warum er ihn so genau betrachte. Der betrunkene Tartar antwortete: In unserer Horde hat sich das Gerücht von dir verbreitet, du hättest zwei Köpfe auf den Schultern, und darum hat mich mein Herr mit dieser lumpigen Gesandtschaft zu dir geschickt, um mich darnach umzusehen, ich aber sehe an dir nicht zwei Köpfe, sondern einen und einen guten. Den dritten Tag entließ der Bischof den Gesandten und schickte dem Czaren für die Bogen eine eiserne Kanonenkugel und der Czarin eine Elle kölnischer Leinwand zu Tüchern. Nicht unähnlich ist diesem auch das Folgende. Der Doctor Patricius, den Ihr Alle aus seinen gelehrten Schriften kennt, schickte einst seinen Diener Zabrzeski zu einer gewissen Person in einer wichtigen Angelegenheit. Als der Diener zurückkehrte, war der Herr gerade in seinem Kabinet mit einem Gaste in einer geheimen Unterredung begriffen. Er ging nicht hinein, sondern wartete vor der Thür und schlief auf der Bank ein. Da nun die

Unterredung mit dem Gaste zu Ende war, führte ihn Patricius heraus und fragte den Zabrzeski, was er ausgerichtet habe. Halb im Schlafe gab dieser zur Antwort: Mein Herr, er läßt Euch zu Tische bitten. Der Doctor dagegen: Aber sag' mir, was läßt er mir auf meine Frage erwidern, weßhalb ich dich geschickt habe? Zabrzeski antwortete: Ha! er will Euch selbst besuchen. Der Doctor, ärgerlich über eine solche Dummheit, daß er ihm das nicht gleich gesagt, und auch in Betreff des Mittagessens, damit er sich hätte zur rechten Zeit können entschuldigen lassen, um nicht für stolz gehalten zu werden, ging in sein Kabinet und fing an zu schreiben. Nach kurzer Zeit klopfte Zabrzeski. Der Herr fragt: Wer ist da? Er: Ich, Herr, Zabrzeski; ärgert Euch nur nicht, es hat mir das Alles geträumt, was ich Euch gesagt habe. Patricius, statt sich zu ärgern, mußte ungeheuer lachen. — Als einst ein Geistlicher in Italien sah, wie der Henker einen Verbrecher aus der Stadt trieb und ihn grausam mit Ruthen hieb, fühlte er Mitleid mit ihm, denn der arme Verbrecher, obgleich ihm der Nacken sehr zerfetzt war, ging doch ganz langsam, nicht anders, als wenn Jemand zum Vergnügen spazieren geht. Der Geistliche sprach daher zu ihm: Armer Schurke, so heb' die Füße

doch flinker und entzieh' dich schleunigst den Schmerzen und der Schande. Der Verbrecher wandte sich um, schaute zuerst eine Zeit lang, ohne ein Wort zu sprechen, den Geistlichen an, gleichsam als wundere er sich, dann sprach er: Wenn man dich mit Ruthen hauen wird, so wirst du gehen, wie dir's beliebt; und jetzt laß mich in Frieden, damit ich gehe, wie mir's beliebt. Bei einem andern Geistlichen, der noch dazu Abt war, befand sich einst der Herzog von Urbino, und man berieth sich darüber, wo man die Erde hinschaffen solle, die man beim Anlegen des Fundaments zu dem Palaste des Herzogs ausgegraben hatte. Das ist sehr leicht zu machen, sprach er, laßt eine große Grube graben und da ohne viel Kopfzerbrechen die Erde hineinschütten. Der Herzog lächelte und entgegnete ihm: Wo aber sollen wir die Erde hinthun, die bei dem Graben der Grube herausgeworfen wird? Laßt die Grube so groß machen, daß man diese und jene hineinschütten kann. Obwohl ihm nun der Herzog bewies, daß, je größer man die Grube mache, desto mehr Erde heraufgeworfen würde, so konnte das sein Verstand doch durchaus nicht begreifen, und er ließ es sich nicht einreden, daß es nicht möglich sei, eine so große Grube zu graben, in die nicht die alte und neue Erde zugleich

hineingehen sollte. Immer wiederholte er, wenn man ihm hart zusetzte: So laßt eine um so größere Grube graben.

Man sagt von den Venetianern, daß einer sterbe, ohne einmal in seinem Leben auf einem Pferde gesessen zu haben. So wollte auch einer einmal eine weite Reise zu Pferde machen. Er bat also einen Andern, der an einer Gesandtschaft nach Deutschland Theil genommen hatte, ihm doch Alles aufzuschreiben, was man zu so einer Reise brauche. Dieser, ohne auf die Reihenfolge Acht zu haben, schrieb im Allgemeinen auf, wie's ihm gerade einfiel, und fing das Verzeichniß an: Item, Sporen; item Stiefel; item, Mantelsack und was da weiter stand. Als der, welcher sich zur Reise rüstete, dieß Alles zusammengekauft hatte, fuhr er nach dem Städtchen Mestro am Ufer, von wo er die Reise antreten wollte. Den folgenden Morgen nimmt er das Verzeichniß zur Hand und liest: Item, Sporen; ruft also dem Diener, ihm die Sporen anzuschnallen. Der Diener sagt: Mein Herr, das ist nicht richtig; zuerst müßt Ihr die Stiefel anziehen. Der Herr sprach: Lehr' du mich nicht; der war weiter als du, der das geschrieben hat. Der Diener, ohne sich zu widersetzen, schnallt ihm die Sporen an. Man nimmt wiederum das Verzeichniß, wo in der zweiten Reihe

stand: item, Stiefel. Jetzt erst gib mir die Stiefel, sagt Jener. Als es an's Anziehen ging, was war zu thun? Die Füße mit den Sporen gehen auf keine Weise hinein. Ein Messer her, ruft der Venetianer, und schneidet die Stiefel auf. Darauf steckt er die Füße mit den Sporen hinein und spricht zum Diener: Nun, da siehst du, daß es hier richtig steht; denn der Stiefel bedeckt den Sporn, damit er nicht beschmutzt wird.

Ein anderer Venetianer hatte ein Pferd bestiegen, und indem er es fest an den Zügeln hielt, spornte er es, um es anzutreiben. Das Pferd geht rückwärts, bis man an ein Haus kommt. Da stemmt der Reiter den Fuß gegen einen Pfeiler, läßt unwillkürlich die Zügel los, und stößt das Pferd mit sich fort, so daß es vorwärts mußte. Der Satan, rief er, ist wie eine Gondel, geht nicht vom Flecke, wenn man es nicht vorwärts stößt.

Hierauf sprach Wapowski: Warum erzählt Ihr uns nicht auch die Geschichte von dem Florentiner?

Ich weiß nicht, erwiderte Dersniak, welche Ihr meint; erzählt sie doch selber.

Wapowski begann nun: Die Florentiner hatten in einem Kriege mit der Stadt Pisa alles Geld aus dem Staatsschatze ausgegeben, so daß sie nicht mehr wußten, wohin sie die

Hand ausstrecken sollten, und der Krieg dauerte fort und hatte eben erst recht begonnen. Es blieb nichts Anderes übrig, als zu berathen, woher und wie man Geld bekommen könne. Sogleich beriefen sie den Rath und befahlen einem Jeden, seine Meinung über die Herbeischaffung des Geldes zu sagen. Wie nun der Eine Dieß, der Andere Jenes gesagt hatte, kam die Reihe endlich an einen Alten, der mit sehr heiterem Gesichte also sprach: Ich habe zwei leichte Wege ausfindig gemacht, wie wir in kurzer Zeit eine große Summe Geld zusammenbringen können; und zwar so: Von unsern Einnahmen ist die sicherste der Thorzoll; jetzt haben wir zwölf Thore in der Stadt; lassen wir noch zwölf einrichten, so wird unsere Einnahme in demselben Verhälniß größer als früher. Der zweite Weg ist dieser: Man muß sogleich den Befehl geben, daß in drei oder vier unserer Städtchen Münzen geprägt werden, gerade so wie in Florenz selbst, und daß unausgesetzt Tag und Nacht gearbeitet werde, und nichts als lauter Dukaten, so werden wir gleich und ohne große Kosten Geld bekommen. Da hier Jeder über die kluge Erfindung lachen mußte, sprach Bojanowski:

Auch das war nicht die schlechteste, die ich selbst einst auf einer Reise von Krakau nach

Groß=Polen gehört habe. Ein Bauer, der gerade zu der Zeit in Krakau gewesen war, als die Gesandten der Herzoge von Pommern dem Könige im Namen ihrer Herren auf dem (Ringe) Markte huldigten, sprach zu den Andern im Wirthshause: Was habe ich da für viele schöne Sachen gesehen; wie der König in einem wunderschönen Anzuge hoch da saß, und die Herren niedriger um ihn her; wie viele schön gekleidete Leute, zu Pferde und zu Fuß, in Silber und Gold, habe ich da gesehen; und wunderschöne Musik habe ich gehört, so daß ich glaubte, ich wäre im Paradiese. Indem fragte ein anderer Bauer, was denn das Vorzüglichste gewesen sei, was er dort gesehen habe. Er antwortete: Man hatte da auf allen Seiten genug zu bewundern, aber von allen Dingen schien mir das das Wunderbarste: neben Andern, die auf Hörnern spielten, stand auch ein Kerl, der spielte auf einer doppelten Trompete, so daß er sie immer bald eine halbe Elle sich in den Hals stieß, bald wieder herauszog und wieder hineinstieß. Ich weiß nicht, ob es etwas Wunderbareres auf der Welt geben kann. Der dumme Bauerlümmel glaubte nemlich, daß der Theil der Posaune, der hin= und hergeschoben wird, in den Hals drang.

Darauf führte Dersniak seine Sache weiter

und sprach: Was die Großthuerei anbetrifft, so wird sie, wenn sie mäßig ist, dem Zuhörer zuwider; übersteigt sie aber das Maß, so muß man darüber lachen; z. B. wenn Jemand von seinem Edelmuth, von seinem Reichthum spricht. Ich besinne mich auf Einen, der um dreißig Dukaten Einsatz nicht Dame spielen wollte, indem er sagte: Was soll denn das, so niedrig zu spielen, wie um Läuse! Und wiederum, wenn Jemand über seinen Muth, über das Ansehen seiner Familie spricht; oder wenn die Frauen über ihre Reize, über ihre Gewohnheiten sprechen, was sie nicht essen, was sie nicht sehen, was sie nicht hören, woran sie nicht denken können; alle solche übertriebenen Ziererein, oder wie es die Frauen selber nennen, Affectationen, erregen stets Lachen.

Eine grobe Lüge dagegen, geschickt eingekleidet, bringt, wenn irgend Etwas, den Menschen zum Lachen. Heute vor drei Tagen erzählte mir einer der Unsrigen, daß Bauern, die von ihrem Dorfe nach einem Jahrmarkt gingen, der einige Meilen entfernt war, sich auf dem Wege verspäteten, so daß sie im Walde übernachten mußten. Da es um Lichtmeß herum war, wo die Wölfe heerdenweise gehen, so beriethen sie unter einander, wie sie die Nacht hindurch schlafen sollten, und daß die Wölfe nicht Einen von Ihnen fräßen.

Einer sagte: Machen wir ein Feuer an, und schlafen wir nicht. Man antwortete: Auch das geht nicht an, denn um so eher werden die Wölfe zu dem Feuer kommen. Ein Anderer platzt mit seiner Meinung heraus und sagt: Legen wir uns so in einen Kreis, daß der Eine des Andern Kopf berührt; wenn nun der Wolf Einen bei den Füßen anfällt, so wird's der neben ihm liegende Zweite fühlen. Die Andern tadelten auch diesen Vorschlag, indem sie sagten: Wenn wir einschlafen, so werden die Köpfe bald auseinander sein, und da können die Wölfe über uns herfallen und Zwei oder Drei aus unserer Mitte nehmen, und die Andern merken nichts. Nach langem Hin= und Herrathen schlug endlich ein Alter vor, auf hohe Bäume zu klettern und dort, ohne zu schlafen, den Tag zu erwarten. Und so thaten sie, zerhackten sogleich zwei kleine Kiefern und machten in ihnen Einschnitte, wie Stufen, stiegen auf ihnen auf eine hohe Kiefer und blieben dort die Nacht über, nachdem sie die zwei kleinen Kiefern zu Boden geworfen hatten. Den folgenden Morgen, da sie nicht Alle so kräftig waren (zumal sich unter ihnen einige alte Männer befanden), daß sie ohne Hülfe hätten hinabsteigen können, wählten sie unter sich einige der stärksten und größten; von diesen sollte der Erste sich

an einen starken Ast hängen und festhalten, der Zweite an sein Füße, der Dritte wieder an die Füße des Zweiten und so fort bis zur Erde; und an ihnen sollten dann erst jene Schwächeren, wie an einer Leiter hinabsteigen. Wie es nun dazu kam, daß die Andern schon an den Aneinanderhängenden herabkrochen, fing der oberste an zu rufen: Schnell doch! Hol' Euch der Geier! Mir ist's so schwer, daß ich mich kaum am Ast erhalte. Einer von denen aber, die herabkrochen, sprach: Bruder, maul' nicht, wenn dir's zu schwer ist, und du nicht mehr fest halten kannst, so spuck' dir in die Hände. Als derselbe diesem Rathe folgen wollte, stürzte er mit den Uebrigen zu Boden. Einer brach den Hals, der Andere den Arm, der Dritte das Bein; und kaum Einer oder Zwei kehrten unverletzt nach Hause zurück. — Eine andere, auch nicht sehr wahrscheinliche Geschichte erzählte einst ein Italiener als eine wahre. Er sagte nemlich, daß er einst in Portugal einen Affen gesehen habe, der sehr verschieden von denen gewesen sei, die man von den neuentdeckten Inseln zu uns bringt, und der sehr gut Schach gespielt habe. Einst spielte mit ihm vor dem Könige von Portugal ein Edelmann, der ihn von da mitgebracht hatte. Der Affe that ein paar meisterhafte Züge, trieb den Edelmann in die Enge

und setzte ihn zuletzt matt. Der gute Herr gerieth in Zorn, wie das wohl zu geschehen pflegt, wenn einer matt wird, ergriff seinen König, der sehr schwer war, wie in Portugal die Schachfiguren zu sein pflegen, und schlug damit den armen Affen an den Kopf. Der Affe sprang auf die Seite und fing an zu schreien, als wenn er vom Könige Gerechtigkeit für den empfangenen Schlag verlangte. Der Edelmann forderte ihn zum zweiten Male auf; er aber weigerte sich lange durch Zeichen, ließ sich indeß doch endlich bewegen und fing auf's Neue an zu spielen, so gut, daß er ihn wie früher in eine mißliche Lage brachte. Als er nun sah, daß er ihn mit einem Zuge matt setzen könne, verwahrte er sich sehr schlau, damit es ihn nicht wieder schmerze. Ganz leise langte er mit seiner rechten Hand, als wenn er etwas Anderes vorhätte, unter den linken Ellenbogen seines Herrn, den dieser, wie ein Weichling, auf ein weiches Kissen stützte, riß es ihm plötzlich unter dem Arm weg, setzte ihn mit der Linken schnell matt, und legte mit der Rechten das Kissen auf den Kopf, wie einen Schild gegen den Schlag mit der Schachfigur; dann machte er einen Satz vor dem Könige, zum Zeichen des Sieges.

Ihr habt nun wohl schon gesehen, was das

für eine Art von witzigen Erzählungen ist, die auf der vollständigen Darstellung des ganzen Herganges beruht. Gehen wir jetzt zu dem Witz über, der von einem einzigen, kurzen, gedrungenen Ausspruche abhängt. Und wie wir in der früheren langen und ausführlichen Erzählung, wie auch in der Nachahmung einer Person uns davor hüten sollen, daß wir uns in nichts den Anschein von Thoren geben, so soll sich der Hof-Cavalier auch in diesen kurzen Aussprüchen in Acht nehmen, daß man ihn nicht für giftig und für einen solchen halte, der nicht scherzen kann, ohne zu sticheln und einen herabzuwürdigen; denn eine solche Bosheit verdient härter gestraft zu werden, als mit Worten. Von den Witzen nun, die in einem kurzen Spruche liegen, ist der der feinste, der aus einem Worte oder aus einer doppelsinnigen Sache hervorgeht, so daß man sie anders zu nehmen hat, als sie ausgesprochen worden ist. Als einst die Hof-Cavaliere bei Herrn Nicolaus Tarlo, Fähnrich von Sendomirien, speisen sollten, fragte Einer den Andern, vor dem Könige stehend: Mein Herr, also beim Tarlo? Irgend Einer antwortete: Beim Tarlo, bis die Reihe an Herrn Rey kam; als man auch ihn fragte: Mein Herr, also beim Tarlo? machte er auf einen Schlag aus zwei Wörtern eins und sprach: Der Hen-

ker weiß sie, ich habe sie da nicht gesehen.*) Aber nicht immer kann ein Ausspruch so witzig sein; die Leute bewundern ihn oft mehr, weil er aus einem scharfsinnigen Kopfe kommt, als sie darüber lachen; und oft enthält einer auch nicht eine Spur von Lächerlichem in sich, sondern im Gegentheil Ernst und Würde. Als z. B. dem Scipio Africanus beim Schmause einige Male der Kranz auf dem Kopfe zerriß, sagte Licinius Varus: Wundere dich nicht, daß dir der Kranz nicht paßt; dein Kopf ist zu groß. Dieß gereichte dem Scipio zur Ehre, aber das Folgende einem Böhmen nicht besonders, von dem die Rede ging, er habe eine Burg, die er wegen einer unerträglichen Hungersnoth und wegen Wassermangel dem Feinde übergeben hatte, verkauft. Als derselbe einst Karten spielte, vergab er einige Male nach einander die Karten. Außerdem daß er das schönste Spiel zusammenwerfen mußte, hatte er auch noch eine bedeutende Summe als Strafe zu erlegen. Einer nun, der neben ihm saß, sprach, ihn bedauernd: Es ist doch wunderbar, daß es Euch ganz allein begegnet, zu vergeben.**) Wie ich schon

*) Ein Wortspiel: u Tarla, beim Tarlo; utarla, sie hat es abgemacht.

**) Vergeben und verkaufen heißt beides im Polnischen przedawac, und darauf beruht das Wortspiel.

oben gesagt habe, ein solcher Witz mit doppelsinnigen Worten gefällt am allermeisten; denn das ist kein gewöhnlicher Verstand, der einer Sache, die Alle in Einer Bedeutung nehmen, eine andere Bedeutung zu geben vermag; darum erregt ein solcher Spruch auch mehr unsere Bewunderung, als unser Lachen, außer wenn noch ein zweiter Witz dazutritt. Der gewöhnlichste Witz ist aber der, wenn Jemand auf seine Worte eine ganz andere Antwort bekommt, als er erwartete; und ist damit noch ein doppelsinniges Wort verbunden, so wird der Ausspruch noch weit witziger. Z. B. als man einst dem Könige eine Anzahl schöner Rappen aus Deutschland brachte und er aus dem Fenster auf sie herabsah und sich mit dem Stallmeister und Quartiermeister berieth, was er ihnen für Geschirre geben solle, zeigte Stanislaus Bialobocki, der in der Nähe stand und dieß hörte, auf einige Aussätzige, die vor dem Könige in einer Reihe neben einander standen und sprach: Da habt Ihr ja die rothe Ordnung fertig, und es kann nichts Reizenderes geben; laßt ihnen nur die Gesichter abschälen. Hätte Bialobocki im Allgemeinen gesagt: Aus jenen rothen Gesichtern laßt Euch Geschirr machen, so wäre es schon witzig genug gewesen, denn der König würde etwas Unerwartetes gehört haben; und auch

die Sache selbst, daß er sich aus Menschenhaut Geschirr sollte machen lassen, enthält etwas Komisches. (?) Indem aber Bialobocki dem Wort eine andere Bedeutung gab und auf die Reihe hindeutete, in der die Aussätzigen standen, so wurde der Ausspruch durch den doppelten Witz vermittelst des doppelsinnigen Wortes noch weit feiner*). So auch der folgende: Herr Koziel war einst bei seinem Freunde in Wizna zum Besuch. Mit diesem saß er die ganze Zeit über zusammen, ohne die Hausfrau aufzusuchen. Als es ihm endlich lästig wurde, ging er allein, ohne auf seinen Diener zu warten, um seine Hausfrau aufzusuchen, von der er nicht wußte, wo sie war. Indem er nun bald Den, bald Jenen fragt, trifft er auch einen Burschen und spricht zu ihm: Geselle, weißt du nicht, wo meine Frau ist? Der aber sprach: Und wer bist du? Er antwortete: ich bin Koziel, worauf der Bursche sogleich versetzte: Wenn du Koziel bist, so ist deine Frau im Stall. Hier bekam er eine unerwartete Antwort und das doppelsinnige Wort Koziel brachte das Lächerliche

*) rzad heißt nämlich das Geschirr, und auch die Ordnung, z. B. eine Säulenordnung, auf die hier hingedeutet ist.

hinein*). Dieß hat Kochanowski in seinen „Kleinigkeiten" trefflich in Versen dargestellt.

Da es nun viele Arten dieser doppelsinnigen Sprüche gibt, so muß der Hof-Cavalier darin vorsichtig zu Werke gehen und untersuchen, ob etwas witzig sein kann, oder ob es so ist, als wenn man Holz kaut, und was sich leicht brauchen läßt, was nicht; sodann muß er jede Erzählung aufmerksam anhören, um sich die geeigneten Ausdrücke auszuwählen, ohne, wie ich gesagt habe, Jemanden zu beleidigen. Nicht so, wie Jener, der seinen Freund, welcher an einem Auge blind war, gerade zu einer Zeit besuchte, als jeder seiner Gäste, die er zu Mittag eingeladen, schon seinen Platz eingenommen hatte; nur ein Stuhl stand noch am Ende des Tisches für den Wirth. Als der Wirth ihn, wie es sich geziemte, bat, bei ihm zu Tische zu bleiben, so antwortete er unverzüglich: Sehr gern, denn ich sehe hier doch einen leeren Platz für Einen, und zeigte mit dem Finger, nicht auf den Stuhl am Tische, sondern auf die Stelle, wo das Auge fehlte. Das war ein rohes, grundloses Sticheln, auch hätte man jedem Einäugigen dasselbe sagen können. Da man also glaubt, daß der Mensch lange über den Ausspruch

*) Koziel heißt nämlich auch der Ziegenbock.

nachgedacht haben kann, so erregt er wenig oder gar kein Lachen. Aus derselben Fabrik ist auch das, wenn einer keine Nase hat und Jemand sagt: Bruder, wo wirst du die Brille hinsetzen? oder: Womit wirst du im Sommer die Rosen riechen? Unter andern witzigen Sprüchen hat aber der viel Ansprechendes, wenn Jemand die Worte, mit denen man ihn angreift, umkehrt und den Andern mit seinen eigenen Waffen schlägt. Als den Doctor Roizius, einen Spanier und sehr gelehrten und mit der Antwort schnell fertigen Mann, der Arzt Jakubellus wegen seines schwachen Gesichtes mit den Worten aufzog: Domine Doctor, tu parum vides, antwortete der Spanier: Verum est, nam te video, qui es parum *). Ein Anderer stand vor Gericht neben seinem Freunde und sprach heftig für ihn; als der Prokurator der Gegenpartei zu ihm sagte: Was bellst du denn? antwortete er: Ich muß, denn ich sehe einen Spitzbuben. Auch ritt einst, ich weiß nicht durch welche Stadt, ein starkbeleibter Mann; ein Witzbold sah seinen großen Bauch und sprach: Andere Leute schnallen den Mantelsack hinter sich auf, und der hat ihn vor sich. Sogleich antwortete der Beleibte: Das muß man,

*) Deutsch: Herr Doctor, Ihr seht wenig. — Allerdings, denn ich sehe Euch, und Ihr seid wenig.

Freund, an einem Orte, der voller Diebe ist. Einst sprach auch einer der Unsrigen (von dem das Gerede geht, daß er einmal als Page statt der Ruthenstreiche im Korbe *) sitzen mußte) bei Tische zu Stanislaus Bialobocki: Lieber Herr, das Wasser war doch gut, durch welches Ihr die Katze zogt. Bialobocki antwortete: Ich weiß wirklich nicht, ob es gut oder schlecht war, denn es war gerade ein dummer Junge mit einem Korbe hineingesprungen, der trübte es so, daß ich es nicht in den Mund nehmen konnte. Ein anderer derartiger Korbritter sprach zu einem, der die Katze zog: Lieber Herr, wo zum Henker habt Ihr so schnell die Stricke her bekommen, die Ihr zum Ziehen der Katze brauchtet? Dieser antwortete: Also wißt Ihr nicht, daß dem Sparsamen Alles leicht ist? Seht, Herr, sobald die Katze abgethan ist, so lasse ich die Stricke sogleich aufhängen, trocknen und für ein anderes Mal aufheben; Ihr aber verderbt, zerreißt und vernichtet Alles, so daß weder Euch, noch einem Andern Eure Arbeit etwas nützt. Es gibt auch eine andere Art von Witz, wenn man an einem Worte einen Buchstaben zusetzt oder wegnimmt oder verändert; so wie einer, der den Doctor Retikus

*) Eine alte militärische Strafe; wie auch das gleich nachher erwähnte Ziehen der Katze.

bei seinem Namen nennen sollte, ihn Hereticus*) nannte. So saß einst unlängst Bogusz, Starost von Krasuostaw, unter mehreren Krakauer Domherren, und sprach über Dieß und Das; im Gespräch traf es sich, daß er das Wort Praestimonium**) gebrauchen sollte; er sagte aber dafür Prostibulum†). Freilich kann er nicht Latein, aber (wie er überhaupt in Allem sehr umsichtig ist) er wußte wohl, was das Wort für eine Bedeutung hat, und gebrauchte es absichtlich. Auch das ist witzig, wenn man seiner Sache einen Vers anpaßt, den man entweder verdreht, oder wenn man ihn in seiner Form läßt, auch nur ein Wort daran verändert; ferner, wenn man Stellen aus Büchern entlehnt, die in Aller Mund sind, und sie zu seinen Zwecken gebraucht. So hatte einer ein böses, abscheuliches, häßliches Weib; als man ihn nun fragte, wie es ihm ginge, sprach er: Wie wird mir's gehen, da Furiarum maxima juxta me cubat††).

Der Art ist auch Folgendes: Der Bischof von Krakau bereiste einst zur Fastenzeit seine Diözes und sprach zu einem sehr armen Pfar-

*) Ketzer.
**) Eine Sinekure.
†) Feile Dirne.
††) Deutsch: Da die größte Furie neben mir liegt.

rer, durch dessen Pfarrei er kam: Herr Pfarrer, es wird dazu kommen, daß ich bei Euch das Osterlamm werde essen müssen. Sehr wohl, antwortete der Pfarrer, nur laßt die Jünger weg. Witzig ist's auch, wenn Jemand im Gespräch einem Dinge eine andere Ursache gibt, als es in der Wirklichkeit hat. So hatte einst der Bischof von Kujovien, Zebrzydowski, einen sehr gefräßigen Kaplan, dem ein Geschwür ein wenig den Mund entstellt hatte, so daß er entzündet war. Nun traf es sich, daß der Bischof, ein sehr menschenfreundlicher Herr, einst im Gespräch den Kaplan fragte: Herr Wysocki, was hat Euch denn am Munde gefehlt? Lakiuski, der daneben stand, antwortete für Wysocki: Man hat ihm Schröpfköpfe gesetzt, um ihm die bösen Worte herauszuziehen. — Als einst im Rathe die Landboten die Herren der Krone zur Vaterlandsliebe anzufeuern suchten, erwähnte einer Scipio's und seiner Liebe für das Gemeinwohl. Gologorski, Kastellan von Galizien, antwortete: Wenn das ein solcher Scipio war, wie ich einen in der Nachbarschaft habe, so hatte er mit dem Teufel einen Bund geschlossen; denn meiner zwackt mich höllisch. Und ich glaube, daß auch jener römische seinen Beinamen vom Zwacken bekommen hat*).

*) Der Witz liegt in der Aehnlichkeit der beiden Wörter: Scipio und Szczypuc, zwacken.

— So erzählte auch unlängst ein Priester zweien andern (und ich als Dritter hörte zu), wie einer (die Person nannte er nicht) ihm in folgenden Worten gebeichtet habe: Ich weiß, daß ich ein Sünder bin, aber ich faste gern, gebe gern Almosen, besuche häufig die Kirche, höre die Predigt gern, und thue vieles Andere, was nicht jeder Christ thut. Hierauf bemerkte einer von den Zweien: Das war ja eine lächerliche Beichte; statt sich anzuklagen, rühmte er sich. Im Gegentheil, sprach der Andere, die Beichte war ganz in der Ordnung; er beichtete diese Sachen als Sünden, indem er dadurch, daß er dieß that, glaubte, gesündigt zu haben. — Hieher gehört auch Folgendes: Ein General beritt einst die Posten und kam dabei an eine scheinbar tiefe Furth; da er es nicht wagen wollte, hindurch zu reiten, sprach er zu seinem Trompeter: Reite durch! Der Trompeter nahm die Mütze ab und sprach sehr demüthig: Gnädiger Herr, haben Sie die Gnade, voranzureiten. Er meinte nämlich, der General habe ihm durch die Aufforderung, voranzureiten, eine Ehre erweisen wollen. Viel Aehnlichkeit hiermit haben die Witze, wenn Jemand nur das Wort an und für sich meint, nicht die Sache, durch die das Wort bezeichnet wird. Z. B. als ein Deutscher in Rom seinem Lehrer, Namens Philipp Beroald,

spät Abends begegnete und zu ihm sagte: Domine Magister, Deus det vobis bonum sero *), sprach Beroald sogleich: tibi malum cito **). Bei einem Schmause befanden sich auch einst zwei Brüder Tarlo, Stanislaus und Nicolaus; der eine ein tüchtiger Krieger, nur daß er wegen pecuniärer Verhältnisse nicht heirathen konnte; der zweite gelehrt und beredt. Da nun in froher Laune Herr Nicolaus sich ein wenig angetrunken hatte und ihm Jemand einen vollen Becher zutrinken wollte, sagte er: Wahrhaftig, mein Herr, ich kann nicht mehr trinken, denn ich habe schon den Kopf verloren; so pflegte er nämlich zu sagen, wenn er sich ein wenig übernommen hatte. Frau Kochanowska, eine würdige und sehr witzige Dame, die auch zugegen war, sprach: In meinem Leben habe ich nicht von ein und derselben Mutter zwei ungleichere Söhne gesehen †). Hieher gehört ferner Folgendes: In Leczyce war einst ein Starost, den ich nicht nennen will, vor Gericht zum Termin erschie-

---

*) Er wollte nämlich damit sagen: Gott gebe Euch einen guten Abend, sagte aber: Gott gebe Euch das Gute spät."

**) Deutsch: Dir das Böse bald.

†) Sein Bruder hieß nämlich wegen seiner Gelehrsamkeit „hlawa", altpolnisch: der Kopf.

nen und hatte zwei Diener bei sich, welche dicht neben dem Gerichtsboten stehen und darauf Acht haben sollten, daß er vor Gericht nicht verurtheilt werde. Als nun die Sache des Starosten an die Reihe kam, rief der Gerichtsbote: Edler Herr (hier nannte er seinen Namen), stellt Euch vor Gericht. Einer der beiden Diener, der seinen Herrn höher titulirt haben wollte, sprach zum Gerichtsdiener: Nicht edler müßt Ihr sagen, sondern hochwohlgeborner. Der Gerichtsbote wiederholte: Nicht edler, sondern hochwohlgeborner Herr, stellt Euch. Der andere Diener gerieth über den Gerichtsdiener in Zorn und sprach: Nicht hochwohlgeborner, daß dich der Henker, sondern gnädiger. Da verbesserte sich der Gerichtsbote: Nicht edler, auch nicht hochwohlgeborner, sondern gnädiger Herr Staroſt, stellt Euch vor Gericht *). Wie lächerlich ist es ferner, wenn, wie man zu sagen pflegt, die Sense an einen Stein trifft, d. h. wenn Jemand seinen Mann findet. So sagte einst ein großer Wucherer zu einem Verschwender: Wann wirst du doch einmal aufhören zu verschwenden? Jener antwortete: Dann, wenn du aufhören wirst, unehrlich zu erwerben. Da,

*) Die Schärfe des Witzes liegt in der Titulatur und läßt sich nicht genau wiedergeben.

wie früher gesagt wurde, eben von da, von wo die Sticheleien ausgehen, auch Lobreden ausgehen können, so gibt es für beide Arten, sowohl Behufs des Stichelns, als des Lobens, dieselbe Art von Witz, wenn man nämlich, indem man das Gesagte anerkennt und bekräftigt, in die Antwort etwas Anderes hineinlegt, als der Sprechende meinte. So lobte Jemand eine Frau wegen ihres Benehmens, ihrer Güte, ihrer Tugend, und endlich auch wegen ihrer Reize; als die Frau dieses letztere Lob mit den Worten ablehnte: Mein Gott, über meine Reize sprecht nicht, ich bin ja schon alt, antwortete jener: Damit tadelt Ihr mich noch nicht, denn wenn Ihr sagt, Ihr seid alt, so muß ich Euch mit den Engeln vergleichen, die Gott zuerst geschaffen hat, und die doch noch sehr reizend sind. Auch eine gute Metapher hat viel Angenehmes sowohl in der ernsten Lobrede, als auch im witzigen Tadel, besonders in der Antwort und wenn der Antwortende die Metapher auch zu Ende führt. Z. B. als einst ein Florentiner aus der Familie Strozzi aus Florenz verbannt war, ließ er durch seinen Boten, den er in andern Geschäften nach Florenz geschickt hatte, dem Herzog Cosmo gleichsam drohend sagen: Die Henne brütet auf den Eiern. Da der Bote dieß ausrichtete, antwortete der Herzog sogleich:

Sage du deinem Herrn von mir: Die Henne brütet schlecht, die man aus dem Neste wirft. In ähnlicher Weise antwortete einst ein Gelehrter einem berühmten Krieger. Als der letztere erfahren hatte, daß der Gelehrte in seinen Schriften unter andern berühmten Männern auch seiner Erwähnung gethan und seine Tapferkeit und seine Bravheit im Kriege sehr gerühmt habe, dankte er ihm zuerst für seinen guten Willen und setzte dann hinzu: Ihr habt es mit mir, Eurem Freunde, ebenso gemacht, wie die Kaufleute es mit dem Gelde machen; denn haben diese irgend einen falschen Dukaten, so legen sie ihn unter gute und geben ihn mit aus; so habt Ihr es auch gemacht. Ihr habt mich unter große Männer gelegt, damit ich auch für einen solchen gelten soll. Der Gelehrte aber erwiderte: Die Falschmünzer geben den falschen Dukaten in der Regel ein solches Aeußere, daß sie noch schöner aussehen, als die guten; gäbe es also auch solche falsche Menschen, wie die Dukaten sind, so könnte Euch Jemand für einen falschen halten, denn Ihr seid von weit besserem und glänzenderem Golde, als ein anderer. Hier ging aus einer und derselben Sache ein gewisser leichter Tadel und zugleich ein hohes Lob hervor. Dieß kann häufig eintreten, besonders in der ernsten Rede. Z. B. nach einer verlor-

nen Schlacht setzte sich ein Feldherr zu Tische und mit ihm eine große Anzahl Offiziere. Indem sie so aßen, sah er zwei wackere Männer vor sich stehen, die in der Schlacht ihre Schuldigkeit gethan hatten. Sogleich stand er auf und befahl auch den Andern, aufzustehen und jenen Platz zu machen, indem er sagte: Wären diese nicht, so würden wir jetzt sicher Alle nichts zu essen haben. Eben derselbe antwortete, als ihn ein Spanier, ein braver Mann, ermahnte, von einem Platze zurückzutreten, wo die Kugeln so häufig vorbeisausten: Wenn es Gott dir verliehen hat, daß du dich nicht fürchtest, so verlange nicht, daß ich mich fürchten soll. Als Ludwig, Herzog von Orleans, König von Frankreich wurde, sprach einer seiner Lieblinge zu ihm: Jetzt ist's Zeit, daß Ihr Rache nehmt für das Unrecht, das man Euch zugefügt hat, als Ihr Herzog von Orleans waret. Der König sagte: Es ist nicht Sache des Königs von Frankreich, das dem Herzog von Orleans zugefügte Unrecht zu rächen. Solche Aussprüche der Könige, Fürsten, Feldherren, Oberen und anderer berühmten Männer enthalten noch etwas Nützlicheres, als das Witzige. Die Griechen nennen sie Apophthegmata.

Ich will hier auch noch diejenigen witzigen Reden anführen, wenn Jemand, ohne nach

dem Lächerlichen zu trachten, etwas ernsthaft ausspricht. Als z. B. der Bruder des türkischen Kaisers Soleyman, Gein Ottoman, in Rom gefangen war und die Turniere mit ansah, die in Italien gebräuchlich sind, sagte er: Für ein Spiel ist das zu viel, für den Ernst zu wenig. Als man eben demselben sagte, der König Ferdinand von Neapel sei groß, kräftig, behend und gewandt im Springen, Ringen, Laufen und andern Belustigungen der Art, sprach er: Bei uns üben sich in solchen Dingen die Sklaven; die Herren aber lernen von Jugend auf Belohnungen austheilen; darin suchen sie die größte Ehre. Nicht sehr verschieden davon ist auch Folgendes (doch hat es einen Anstrich vom Komischen), was einst ein angesehener Mann sagte: Die Menschen besitzen nur diese drei Güter: Vermögen, Körper und Seele. Um's Vermögen hadern die Juristen, um den Körper die Mediciner, um die Seele die Theologen.

So ist jenes alte Wort, bemerkte Boianowski, beinahe wahr, daß ein guter Jurist selten einen Prozeß hat, ein guter Mediziner selten Arznei nimmt, und ein Theolog selten ein guter Christ ist.

Auch Jenes, versetzte Dersniak, stimmt nicht schlecht dazu, was Ihr vom Verstande sagtet: wenn Ihr ihn auf dem Wege fändet, so

würdet Ihr Euch nicht darnach bücken; denn, sagtet Ihr, wer Verstand hat, den lassen die Leute nicht schlafen. Der Eine klopft an, um sich Raths zu erholen; der Andere will Einen zu einer Gesandtschaft brauchen; da gibt's zu einigen, zu rathen, zu beschließen, und überall sucht man den klugen Kopf. Aber ich weiß, Herr Boianowski, auf wen dieß damals abgesehen war, wie auch das in Litthauen; doch das wißt Ihr ja Alle.

Da sprach Kostka: Ich allein weiß es nicht; ich bitte Euch, es zu sagen.

Hierauf erzählte Dersniak: Als Herr Boianowski zur Zeit, als der König nach Polen hinauszog, zu Wilna vom Schlosse herabkam, sprach ihn ein auf der Brücke sitzender Bettler so an: Lieber Herr, erbarmt Euch; möge Euch Gott der Herr in Glück und Gesundheit zurückkehren lassen; schenkt mir einen Groschen. Er, da er über etwas ärgerlich war, sprach zu dem Armen: Laß mich jetzt in Frieden; du bekommst nichts. Der Arme gerieth in Zorn, als Boianowski schon an ihm vorbei war, und sprach: So gebe Gott, daß du in deinem Leben nicht zurückkehrest. Als Boianowski dieß hörte, wendete er sich um, und da er den Bettler erkannte, der für einen solchen Fluch Prügel fürchtete, sprach er zu ihm: Da hast du nicht einen, sondern zwei

Groschen, und bitte Gott den Herrn, wie du eben anfingst, daß ich in meinem Leben nicht hierher zurückkehre. — Auch die Art lobe ich, fuhr Dersniak fort, wenn Jemand irgend eine Aehnlichkeit oder Vergleichung herausgreift und sie ausführlich der Sache anpaßt. So war z. B. einst einer verklagt worden, daß man ihm eine große Summe Geldes geborgt habe. Sein Advokat, der die Schuld leugnete, brachte Folgendes vor: Wo sollte er das Geld gelassen haben? Allen ist bekannt, daß bei ihm die größte Armuth herrscht. Darauf erwiderte sogleich der Advokat des Gegners: Ich behaupte ja nicht, daß er das Geld verwahrt habe, sondern ich sage, daß er, wie wenn ein Nackter Kirschen pflückt, Alles in den Bauch gesteckt habe. — Als der Hof-Cavalier Rylski, der einen etwas schiefen Mund hatte, Jemanden bald mit Diesem, bald mit Jenem zusetzte und endlich sagte: Willst du, so sage ich, wie du mit Siedlecki und Korzbok Kranich spieltest, so entgegnete der Gefoppte: Knack zuerst die Nuß, die du im Munde hast, und dann sage, was dir beliebt. — Auch das ist nicht ungereimt, wenn Jemand, um einen zu verkleinern oder für sich zu gewinnen, etwas sagt, was durchaus nicht wahr ist; wie z. B. Maik von einem sagte, er halte sich für so groß, daß er jedesmal, wenn er in die Kirche

des heil. Stanislaus auf dem Schlosse eintrete, sich bücke, aus Furcht, er könnte mit dem Kopfe oben an's Gewölbe anstoßen. Derselbe erzählte von einem Kleinen, er habe einmal gesehen, wie ihn ein Hühnergeier statt eines Küchleins ergriffen und nicht eher wieder losgelassen habe, als bis man ihm lange genug zugerufen. Der selige Zebocki erzählte von einem Geizhalse, der kein Getreide verkaufen wollte, als es theuer war, weil er auf eine noch größere Theurung hoffte. Als aber das Getreide je länger, desto mehr fiel, erhängte er sich aus Verzweiflung. Da sein Diener, der zufällig gerade in der Nähe war, ein ungewöhnliches Geräusch im Kabinet hörte, drang er hinein und schnitt seinen schon hängenden Herrn wieder ab. Bald darauf, als der Knauser wieder zur Besinnung gekommen war, verlangte er von seinem Diener, daß er ihm durchaus den Strick bezahlen sollte, indem er sagte: Wenn du mich vom Tode retten wolltest, so hättest du es thun können, ohne den Strick zu verderben. Ferner gehört hierher, wenn man, ohne es zu wollen, Jemanden durch ein harmloses Wort einen empfindlichen Stich versetzt; wie z. B. Stanislaus Bialobocki, der in sehr freundschaftlichem Umgange mit den Brüdern Karwicki lebte (denen es fast angeboren ist, daß jeder von ihnen sich ein gutes

Essen machen zu lassen versteht), um sie zu loben, sagte: Wunderbar, Ihr Alle seid gute Küchenmeister, ausgenommen Herr Jakob, der einzige unter Euch ist Mundschenk. Die Leute hielten nemlich Herrn Jakob, den jüngsten unter den Brüdern, für einen solchen, dem ein Trunk nicht leicht zuwider wird. Von der Art war auch die Antwort einer Kammerjungfer. Ein Wojewode, den zu nennen sich nicht ziemt, hatte die Gewohnheit, jedes Geschäft einige Tage, oder wenigstens auf morgen aufzuschieben. Da traf es sich bisweilen, daß er auf der Reise der Pferde wegen stillhalten ließ, so daß einmal auch die Kutsche, in der die Damen fuhren, hinter seinem Wagen stillhalten mußte. Die Kammerjungfer fragte den Diener, warum stillgehalten werde; dieser antwortete ihr: Der Pferde wegen hat der Herr halten lassen; worauf sie erwiderte: s' ist doch wunderbar, daß er das nicht bis auf morgen aufgeschoben hat. Einer lobte einen großen Spitzbuben, der fälschlich in dem Rufe stand, als sei er sehr freigebig, indem er sagte: Er besitzt wirklich eine außerordentliche Freigebigkeit; er verschenkt nicht nur das Seinige, sondern auch Fremdes.

Ich führe hier auch die Art des höfischen Witzes an, wenn man etwas Anderes sagt, als man sich denkt, nicht gerade um das

Gegentheil auszusprechen, wie wenn man z. B. einen Mohren weiß nennen, oder einen großen Kerl einen Zwerg, oder einen sehr Häßlichen einen Paris nennen wollte (obgleich auch das bisweilen sein Ergötzendes hat), sondern wenn Jemand ernsthaft spricht und die ganze Erzählung hindurch scherzt und es anders meint, als er spricht. So wollte z. B. bei uns einer, der sich mit seinem Bruder entzweit und sein Eigenthum verlassen hatte, mit einer großen Summe Geldes aus Polen nach Schlesien übersiedeln. Da sprach ein anständiger Mann zu ihm: Ich wundere mich wahrhaftig, wo du den Verstand gelassen hast; siehst du denn nicht, daß sich hier in Polen die Zahl der schlechten Menschen so vermehrt hat, daß du, wenn du noch länger unter ihnen wohnst, bald zu einem großen Vermögen kommen kannst? — So sagte unlängst einer einem Andern eine offenbare Unwahrheit; als dieser ihm zugehört, fing er an ihn zu bitten, er möchte das doch ja nicht glauben. Und als jener, der das Märchen erzählt hatte, zu fluchen und zu schwören anfing, daß es sich so verhalte, und durchaus verlangte, daß man ihm glauben solle, so sprach der Andere: Wenn es denn nicht anders sein kann, und Ihr durchaus von mir verlangt, daß ich Euch glauben soll, so will ich es Euch zu liebe schon thun;

denn ich würde Euch etwas Wichtigeres nicht abschlagen. — Eine solche Art des Witzes nennt man nach dem Griechischen Ironie, und sie steht einem großen Herrn sehr wohl an, sowohl in scherzhaften, als auch in ernsten Dingen. Deßhalb bedienten sich ihrer auch die Alten, angesehene und berühmte Männer, wie Cato, Scipio Aemilianus; vor Allen aber war Socrates darin ausgezeichnet und zu unserer Zeit der König Sigismund berühmten Andenkens, der Vater des jetzigen. Dieser zog einmal, als er sich waschen wollte, einige kostbare Ringe von den Fingern, um sie nicht zu benetzen, und gab sie einem in der Nähe Stehenden zu halten, ohne zu sehen, wem. Als der König nach dem Waschen nicht nach den Ringen fragte, glaubte der gute Mann, der König, der wichtige Sachen im Kopfe habe, werde nicht nur vergessen, wem er die Ringe gegeben, sondern auch, daß er sie überhaupt einmal an den Fingern gehabt habe, und behielt sie. Es vergeht ein Tag, der zweite, der dritte; es vergeht eine Woche, die zweite; ein, einige Monate, bis zu einem Jahre; und da der Ringe nie Erwähnung geschehen war, und er an den Fingern des Königs neue Ringe sah, so glaubte er, daß der Gewinn sicher und der gute Ruf unversehrt sei. Abermals nach einem Jahre, als

sich der König wieder einmal waschen wollte und schon anfing, die Ringe von den Fingern zu ziehen, streckte der brave Diener wieder die Hände darnach aus. Der König aber neigte den Kopf an sein Ohr und flüsterte im zu: Begnüge dich mit den ersten; diese gehören einem Andern. Ein witziges, kluges und wahrhaft königliches Wort; doch sagen Andere, es rühre nicht von unserem alten Könige her, sondern von Alfons von Aragonien, dem Großvater unseres Herrn. Auch das ist eine Art von Ironie, wenn Jemand das ungeziemende Benehmen eines Andern mit einem reizenden Namen belegt. Als z. B. Scipio Africanus, dessen ich vor Kurzem erwähnt habe, Censor in Rom war, d. h. derjenige Beamte, welcher die Geschäfte, Sitten und das Betragen sämmtlicher Römer, sowie ihre Verdienste um den Staat würdigen und sie entweder mit Ehre und Vortheil zu schmücken oder mit Schande zu brandmarken hatte, griff er auch einen Centurio in Hinsicht seines militärischen Benehmens an, weil er nicht an der Schlacht Theil genommen hatte, die unter der Anführung des Paulus Aemilius geliefert worden war. Als ihn der Centurio fragte, warum er ihm diese Schande angethan habe, er sei ja nicht aus der Schlacht entflohen, sondern zur Bewachung des Lagers zurückge-

blieben, antwortete Scipio: Mir sind die Centurionen zuwider, die allzu diensteifrig sind. Auch das gehört einigermaßen zur Ironie, wenn einer eine Sache anders ansieht, als sie wirklich ist, und nach dem Gegentheil fragt, um dadurch den Gefragten zum Geständniß zu bringen. So fragte einst Bialobocki, als ihm seine Frau das Essen versalzen hatte: Liebe Schwester, hast du dieß Gericht nicht gesalzen? Sie antwortete: Es sollte doch gesalzen sein, denn ich habe zwei Mal gesalzen. Da erst rief Bialobocki: Man merkt's, abscheulicher Affe; ich kann es vor Salz nicht essen. Nicht ganz unähnlich ist auch eine Frage Caspar Macieiowski's, Eures Oheims, Herr Lubelski. Als dieser einst einem Fräulein diente und erfuhr, daß das Fräulein ihm durch Przeclaw von Landskrone hatte einen Ring entwenden lassen, sprach er zu Przeclaw, als er ihm begegnete, stotternd (wie er redete): Bruder Kuku (denn so, höre ich, nannte er den Landskroner), mein Fräulein hat einen Ring verloren; du gehst immer so finster umher (so ging nämlich der Landskroner immer) und siehst auf die Erde, sage mir, ob du ihn nicht etwa gefunden hast? — Recht gut gefällt mir auch das, wenn Jemand, gegen die Erwartung der Zuhörer, einen in die Schlinge zieht, wie es Waclawek, ein Krakauer

Bürger, machte. Er hatte einen wichtigen Prozeß vor den Krakauer Rathsherren, in dem es um seinen Hals ging. Die Rathsherren hatten auf Verdachtgründe die Klage gegen ihn angenommen, daß er einst einen Bettler des Geldes wegen habe ermorden lassen, wofür Zeugen vorhanden seien. Das Gericht ließ die Zeugen kommen, und man fragte den ersten, was er darüber für Kenntniß habe? Der Zeuge sagte aus, er habe aus dem Munde einer gewissen Person davon gehört. Da sprach Waclawek zu ihm: Der, von dem du es gehört haben willst, kann es aus Haß oder Neid gegen mich gesagt haben. Der Zeuge ließ diese Worte gelten, indem er mit den Achseln zuckte. Vielleicht, sprach Waclawek weiter, hat Jener auch von einem Anderen gesprochen, und meiner hat er so Erwähnung gethan, daß du ihn nicht recht verstehen konntest. Auch das gab der Zeuge zu, da er das Unglück Waclawek's nicht wollte. Waclawek fuhr fort: Vielleicht hast du auch, was du, wie du sagst, gehört haben willst, in deinem Leben nicht gehört? Die letzte Frage erregte, da sie unerwartet kam, ein allgemeines Gelächter. — Auch darin liegt manchmal eine Art von Witz, wenn Jemand eine ganz andere Antwort bekommt, als er erwartete. So hatte z. B. der König Alfons von Aragonien,

dessen ich schon früher erwähnte, einst einem seiner Hofleute Alles das gegeben, wovon ihm, wie er sagte, geträumt hatte, daß er es vom Könige bekommen habe. Kurz darauf erzählte er dem Könige, wie ihm geträumt habe, als gäbe ihm der König eine bedeutende Summe Dukaten. Der König aber sprach: Von jetzt an glaubt den Träumen nicht mehr, denn sie treffen Euch nicht ein. Man erzählt sich auch, daß einst zu unserem alten Könige, als das große Siegel vakant war, ein angesehener Secretair gekommen sei und, um seine Gesinnung zu erforschen, zu ihm gesagt habe: Sir, fast der ganze Hof sagt, daß ich Großsiegelbewahrer werden soll. Der König antwortete: Darüber seid ganz ruhig; Ihr kennt ja die Leute und ihr Geklatsche. — Ein Herr hatte einst einen seiner Diener fortgejagt. Die Freunde desselben kamen zu jenem Herrn und beklagten sich über die Schande, die einem ihrer Verwandten zugefügt sei. Endlich fügten sie hinzu: und was wird der Arme, wenn er nach Hause kommt, seinem Vater sagen, warum er weggejagt worden ist, da er doch so tugendhaft, brav, wachsam, fleißig und thätig ist, wie nur möglich? Der Herr antwortete: Mag er sagen, daß ich hiervon nichts glaube. Auch Folgendes war nicht übel: Als ein Feldherr einst mit seiner Escorte an die Gränze kam,

übernachtete er in einem bischöflichen Dorfe, wo seine hungrigen Burschen das Pfarrerbrod sich schmecken lassen wollten. Als sie nun anfingen ihre Rotte einzuquartiren, kamen einige Bauern, um sich bei dem Anführer zu beklagen. Herr, sagten sie, deine Leute dreschen in unsern Scheunen unsern Haber. Der Anführer sprach: Hol' sie der Henker, das ist schon für die Pferde, und weiter antwortete er nichts. Andere kamen: Herr, dein Gesinde hat uns den Roggen genommen und drischt ihn schon. Er aber: Die Schurken, das ist schon zu Brod. In dem Augenblick trat ein Alter herein: Herr, sie haben mir meinen Pelz genommen. Der Anführer schüttelte mit dem Kopfe: Die schlauen Spitzbuben, da versorgen sie sich schon für den Winter. Und außer diesen Worten gab er ihnen keinen weitern Bescheid.

Hierher gehört auch der Fall, wenn du aus dem, was dir Jemand vorwirft, Dasjenige herausnimmst, das zu deinem, aber nicht zum Ruhme oder Vortheile des Andern dient. Als z. B. Fabius Maximus die Stadt Tarent genommen hatte und Livius Salinator, der sie einige Jahre vorher verloren, aber die Burg behauptet und dadurch große Dienste geleistet hatte, ihn bat, doch darauf Rücksicht zu nehmen, daß er ja durch seine Hülfe die Stadt

in seine Gewalt bekommen habe, antwortete Maximus: Wie sollte ich nicht darauf Rücksicht nehmen? Ich hätte sie ja nicht einnehmen können, wenn du sie nicht verloren gehabt hättest. Auch die Wendung ist nicht schlecht, wenn Jemand, den man für einen gescheidten Mann hält, etwas sagt, was an Thorheit zu gränzen scheint, wie Herr Laszez von Einem erzählte: Der Dummkopf baut sich ein nettes Haus und stirbt. Zu dieser Art gehört auch der Ausspruch Ocieski's, Hofmeisters der Königin: Da beeilt sich der Probst zu sterben, und hat mir noch zweierlei zu erfüllen. Dem ähnlich ist auch das, wenn einer, den man (wie gesagt) nicht für einen beschränkten Kopf hält, etwas thut, als wenn er es nicht verstände, obgleich er es recht gut versteht. Als man einen fragte, für was für einen Menschen er denjenigen halte, den man beim Ehebruch*) ertappe? antwortete er: Für einen Faulen. Von derselben Gattung ist auch das, was Scipio Nasica einmal dem Dichter Ennius antwortete. Nasica kam nämlich zum Ennius und rief vor der Thür stehend: Ist der Herr zu Hause? Das Mädchen antwortete: Nein! Scipio hörte aber, daß Ennius

*) Der Ehebruch heißt im Polnischen: cudzolostwo, d. h. ein fremdes Bett.

ihr befahl, so zu sagen. Bald darauf kam Ennius zum Scipio, und als er ebenfalls in's Haus trat und nach dem Herrn fragte, rief Scipio mit lauter Stimme: Der Herr ist nicht zu Hause. Darauf Ennius: Was hast du mich zum Besten? kenne ich denn nicht deine Stimme? Da sprach Scipio: Du bist sehr unverschämt; ich habe neulich deinem Mädchen geglaubt, als sie sagte, du wärest nicht zu Hause, und du willst jetzt mir selbst nicht glauben.

Witzig ist es auch, wenn man darüber auf Jemanden stichelt, worüber er selber gestichelt hat. So traf es sich z. B. einst am Hofe des Königs von Spanien, daß der König einen angesehenen Jüngling wegen eines unbedeutenden Vergehens in's Gefängniß zu stecken befahl. Als er über Nacht darin gesessen hatte und man ihn den folgenden Morgen frei ließ, kam er in den Palast, wo es voller Hofleute, Frauen und Jungfrauen war. Als dort bald der, bald jener über seine Unannehmlichkeit spottete, sprach zuletzt eine angesehene Wittwe zu ihm: Wahrhaftig, Euer Unglück hat mir sehr leid gethan, und ganz besonders darum, weil die Andern hier sicher glaubten, der König würde Euch hängen lassen. Der junge Mann antwortete sogleich darauf: Auch ich fürchtete mich nicht wenig

davor; doch hatte ich die Hoffnung, Ihr würdet mich für Euch zum Gemahl ausbitten. In Spanien und in andern Ländern gilt nämlich die Sitte, die auch bei uns einst galt, daß, wenn ein Verbrecher zum Richtplatz geführt wird und eine Hure ihn sich zum Manne ausbittet, man ihm das Leben schenkt. In derselben Weise antwortete auch einst der berühmte Maler Raphael zwei Kardinälen zu Rom. Diese kamen eines Tages zu ihm und setzten ihm bald mit Dem, bald mit Jenem zu, worüber er sich aussprechen und ihnen Rechenschaft geben sollte. Endlich tadelten sie ein Gemälde, auf welchem der heil. Petrus mit dem heil. Paulus abgebildet war, indem sie sagten, es sei sehr roth gehalten. Raphael sprach zu ihnen: Wundert Euch darüber nicht, ehrwürdige Herrn, ich habe das absichtlich gethan der Aehnlichkeit wegen; denn so sehen sie im Himmel aus, wie Ihr sie hier seht, nämlich roth vor Scham, daß solche Menschen, wie Ihr seid, ihre Kirche regieren. — Deßgleichen ist ferner ein solcher Ausspruch witzig, der etwas Lächerliches in sich verborgen hält; z. B. ein Freund beklagte sich bei einem Andern unter Thränen über sein Unglück, daß sich seine Frau im Garten an einem Baume erhängt habe; der Andere, der ihn trösten sollte, sprach: Lieber Bruder, ich bitte dich um

Gottes Willen, schenke mir ein Paar Reiser von jenem Baum, um sie in meinem Garten zu pfropfen.

Auch darüber, was Jemand im Zorne sagt, lacht man mitunter. Als Jemand zu einer großen Geldstrafe verurtheilt wurde, fing er an zu weinen. Sein Sohn fragte ihn: Warum weint Ihr, Vater? Der Vater antwortete: Soll ich nach einem solchen Urtheil singen? Das Gegentheil davon ist, wenn Jemand die Achseln zuckt, sich in Geduld fügt und ruhig spricht; z. B. wie ein Bauer eine Kiste trug, damit an den Cato stieß und rief: Vorgesehen! Cato sprach: Trägst du noch etwas Anderes außer der Kiste? — Ebenso liegt darin Witz, wenn Jemand unmerklich die Schlechtigkeit und Dummheit eines Menschen durchhechelt; z. B. vor Gericht bat einst ein Landmann um einen Advokaten, indem er sagte, er habe für Geld keinen bekommen können, und die Sache sei wichtig, er wolle sie nicht selber führen. Das Gericht stellte ihm einen Advokaten. Da dem Landmanne aber die Schlechtigkeit desselben nicht unbekannt war, sprach er zu den Richtern: Ich bitte Euch, Ihr Herren, gebt diesen Advokaten meiner Gegenparthei, und mir entweder einen andern, oder ich will mich wohl auch ohne einen solchen behelfen. Der Art war auch das, was Sobieski that, um

die Unachtsamkeit seiner Gäste zu tadeln. Als sie mehrere Tage außergewöhnlich mit vielen Pferden und Dienern bei ihm wohnten, fing er in ihrer Gegenwart an, sich die Stiefel anzuziehen, und als man ihn fragte, warum er das thue, sprach er: Wenn Ihr mich nicht verlaßt, so muß ich Euch verlassen. Noch besser ist aber das, was der König dem Pfarrer Narapinski sagte. Da dieser keine Mittagstafel beim Könige ausließ, sprach der König einst, da er sich wusch, zu ihm: Habt Ihr Euch gewaschen? Er antwortete: Ja, Ew. Majestät. Darauf der König: So geht nach Hause und eßt. — Nicht wenig Lachen erregt es ferner, wenn Jemand etwas schlecht angefangen hat und in der Absicht, seinen Irrthum zu verbessern, etwas sagt, was durchaus nicht zur Sache zu gehören scheint, sich aber in der That doch darauf bezieht, worauf er es abgesehen hatte, so daß er sich damit aus der Verlegenheit hilft. Ein großer Herr hatte eine Frau, die guter Hoffnung war, und sprach zu seinen Dienern: Wer mir die Nachricht bringt, daß meine Frau von einem Sohne entbunden worden ist, dem gebe ich Alles, was ich gerade anhaben werde, und das Pferd, auf dem er mich trifft. Kurz darauf wurde die Frau entbunden. Ein Diener, ohne zu fragen, was sie habe, ging zu dem Herrn

und sagte, die Frau habe einen Sohn. Der Herr erfüllte sogleich zum Theil sein Versprechen und eilte voll Freude zur Frau, wo er ein Mädchen statt eines Knaben fand. Er nahm das Kind auf die Arme, ließ den Diener rufen und fragte ihn: Daß dich der Henker, wo ist denn hier das, was die Männer haben? Der Diener, ein rechter Schelm, antwortete: Ei Herr, das wird sich Alles finden, laßt sie nur erst groß werden. Durch diesen Witz half er sich aus der Verlegenheit.

Von einem Barbier, einem großen Schalk, erzählt man Folgendes: Es kam einmal ein Bauer mit einem ausgeschlagenen Auge zu ihm. Obgleich er sah, daß er ihm durchaus nicht helfen konnte, so sprach er, um doch ein paar Mark von ihm herauszulocken, gleichwohl zu ihm: Schone nur das Geld für die Arznei nicht; du wirst sicher gesund. Der Bauer ist erfreut, wartet eine Woche, wartet die zweite, dritte, sieht aber keine Besserung, bis der arme Teufel nach einigen Wochen, da er sieht, daß die Sache sich in die Länge zieht, und sich auch nicht die geringste Besserung zeigt, anfängt, sich zu beklagen und dem Barbier sagt: Herr, Ihr führt mich wahrscheinlich an, und ich verliere Geld und Auge; denn ich sehe bis jetzt noch nicht das Geringste,

gerade als wenn ich es gar nicht im Kopfe hätte. Der Barbier, welcher sah, daß da nichts mehr zu rupfen sei, sprach zu ihm: Armer Unglücklicher, du mußt Gott dem Herrn für Alles danken und dich schon mit dem Einen begnügen, wenn es Gott dir noch erhalten will; denn bei dem kranken ist keine Hoffnung. Wie das der Bauer hört, fängt er an zu weinen, zu lamentiren und spricht: Barbier, du hast mich betrogen, mein Geldchen hast du mir gestohlen; es bleibt mir nichts übrig, als dich vor Gericht zu ziehen, und dafür zu sorgen, daß du für deine Bosheit den verdienten Lohn erhältst. Der Barbier antwortete: Ha! Bauer, du möchtest also auch wohl zwei Augen im Kopfe haben, wie der Edelmann und andere ehrliche Leute; geh zum Henker! Da Jener ihn so anschnauzte, erschrack der arme Bauer, schwieg und ging fort und glaubte sicher, noch in der Schuld des Barbiers zu bleiben.

Nicht schlecht ist es auch, wenn Jemand, in der Absicht, etwas zu entscheiden, worüber die Andern in Zweifel sind, etwas ganz Anderes, aber Wohlgeordnetes sagt. Z. B. es kamen einst junge Damen in Masken vor den König, indem sie ihren Tanz paarweise ausführen, faßt einer das mittlere Paar in's Auge, welches aus Herrn Wolski und einem

andern sehr Kleinen (ich besinne mich nicht mehr, wem) bestand und spricht: Ich möchte in der That wissen, was das für ein so ganz ungleiches Paar ist. Ein Zweiter, der neben ihm steht, sagt: Ich errathe es, wer sie sind; und da jener anfing, ihn zu bitten, er möchte es ihm sagen, sprach er: Das ist der Thurm, und das der Bauer *). Es gilt mitunter auch für Witz, wenn man Eines mit dem Andern nicht ganz passend verbindet, ungefähr in der Art, wie wenn es heißt: Wenn hier Tugend wäre und eine Zobelmütze.

Hier erwähne ich auch die Warnung in der Gestalt eines Rathes. Chalecki, in Litthauen Starost von Eyrkas, stand einst neben dem alten Könige zu Wilna im Palast, als man einen Bären mit Hunden hetzte. Da die Hunde den Bären etwas träge anfaßten, sprach der König: Man muß die Hunde gefüttert haben, daß sie den Bären nicht fassen wollen. Da sprach Chalecki: Drum laßt Eure Schreiber los, denen schadet es nichts, wenn sie sich auch, ich weiß nicht wie, vollgefressen hätten; sie greifen immer gut zu. — Bialobocki sagte einmal zu einem nicht besonders hübschen Hof-Cavalier, dem der König gerade eine Starostei

*) Schachfiguren.

gegeben hatte: Du, wenn du auf deine Starostei kommst, so mache alle deine Geschäfte sitzend ab, und wenn's möglich ist, lieber noch durch's Fenster, denn Gesicht und Bart hast du von der Art, daß du von oben für einen Riesen gelten kannst. Ein andermal, zur Zeit einer Pest, rieth er einem Doctor (der nichts verstand und darum schon viele Leute umgebracht hatte), Krakau nicht zu verlassen, indem er sagte: Du kannst hier eine große Summe Geld sammeln; und ist dir's wegen der Pest, so nimm ein Präservativ, so hast du nichts zu fürchten. Als der Doctor erwiderte: Gegen eine heftige Pest helfen mir Präservative nichts, sprach jener: Nun wenn sie dir nichts helfen, so werden sie denen helfen, die deine Hand umbringt.

Witzig ist es ferner, wenn einem das gesagt wird, was ihm eigenthümlich ist. In Gegenwart eines Geistlichen, der sehr darnach haschte, Testamente zu executiren, auch wenn er nicht dazu gewählt war, sprach einst Jemand, als der Schatzmeister dem Tode nahe war: Mein Gott, wißt Ihr nicht, daß der Schatzmeister sehr schwach ist? da wird für den Testaments-Executer kein schlechter Bissen abfallen. — So auch das, wenn man Jemanden etwas zuschreibt, wovon er weit entfernt ist. Als einst Doctor Kleparz mit einer sehr

schnarrenden Stimme predigte, sprach einer: Der Probst hat die ganze Nacht hindurch getrunken, es wäre ihm wohl besser gewesen, sich gut auszuschlafen, als schlecht zu predigen. Und Kleparz, weit entfernt sich zu betrinken, war in seinem Leben noch bei keinem Schmause gewesen. Ebenso, wenn man das dem Feinde selbst gibt, was er einem genommen hat. Z. B. einer, der von nicht sehr ehrlichen Eltern abstammte, sprach einst zu einem ehrlichen Mann: Du bist nach deinen berühmten Vorfahren sehr ausgeartet; der Andere antwortete: Du nach den deinigen durchaus nicht. Dahin gehört auch Folgendes. Zu einem dicken Manne sagte Jemand: Zu deinem Sarge wird nicht wenig Holz aufgehen. Dieser aber antwortete: Für dich nicht viel, denn da werden's drei Hölzer thun*).

Gleichermaßen erregt es Lachen, wenn Jemand auf etwas antwortet, was man nicht zu ihm gesagt hat. Ein einfacher Mann kam einst zu einem vornehmen Kastellan. Dieser war so aufmerksam, daß er, da er selbst gerade saß, auch ihn zum Sitzen einlud. Der Mann stand einen Augenblick still, dann sprach er: Wenn es Euer Wille und Befehl ist, gnädiger Herr, daß ich mich setze, so will

*) Er meinte den Galgen.

ich mich setzen, und er setzte sich. Auch das macht bisweilen Vergnügen, wenn Jemand über sich etwas aussagt, daran er nicht schuld ist. Ein Geistlicher bat nach dem Tode eines andern den Bischof um ein Beneficium. Da es ihm der Bischof abschlug und im Gegentheil schon einen Andern dafür bestimmt hatte, sprach er mit Unwillen zum Bischof: Ehrwürdiger Herr, wie soll das sein? ich habe jenem Geistlichen in jene Welt verholfen, und sein Beneficium soll ein Anderer haben? Lachen muß man gleichfalls, wenn Jemand etwas verlangt, was unmöglich ist. Einer lag auf dem Rasen, während die Andern neben ihm fochten, sprangen und rangen; da sprach er: Wenn es doch die einzige ritterliche Uebung wäre, so zu liegen, wie ich jetzt.

Hieher gehört auch die Antwort, die ein spanischer Arzt dem Herrn Radziwill, dem Wojewoden von Trock gab; zum Schlusse aber fügte er, da er ein gescheidter Mann war, etwas hinzu, was die Sache noch viel witziger machte. Der Arzt bat den Wojewoden Nicolaus Radziwill um einen guten Hund auf die Hasenjagd. Der Wojewode fragte ihn, was er für einen wolle, einen Hühnerhund oder einen Jagdhund. Der Arzt, der sich darauf nicht verstand, fragte, was man unter einem Hühnerhunde und unter einem Jagd-

hunde verstehe. Der Wojewode antwortete: Wollt Ihr einen der auffucht, oder einen der verfolgt? Der Spanier erwiderte: Ich will einen, der auffucht und verfolgt, denn es wäre eine große Unvernunft von mir, wollte ich für einen Hasen zwei Hunde füttern.

Noch bei mehreren anderen Gelegenheiten kann sich eine Veranlassung zum Witz finden, sowohl bei einer gut angebrachten Drohung, als auch bei einem rechtzeitigen Schweigen, einem Verwundern und vernünftigen Verwünschen, wenn Jemand es richtig anzuwenden versteht; auch in die Art und Weise, wie Jemand etwas thut, kann Witz gelegt werden. Doch es scheint mir an dem Gesagten genug zu sein, denn an der kurzen und gedrängten Art des Witzes werden alle Regeln desselben klar, und ich weiß nicht, ob nicht der Witz, der auf langen Erzählungen beruht, über die Grenze hinausgehen kann, die ihm gesteckt ist. Unter allen Arten des Witzes ist aber keine witziger als die, wenn man etwas wider Erwarten aufgreift, so daß der Zuhörer etwas Anderes hört, als er erwartete. Andere gehen darauf hinaus, daß etwas nicht recht verstanden oder anders ausgelegt wird; dann daß man etwas nachahmungsweise thut, Aehnlichkeiten auffucht, etwas scheinbar nicht zur Sache Gehöriges spricht, Jemanden an seine Verkehrtheit erin-

nert, und was es sonst noch für Arten von Witz gibt, die einen zum Lachen bringen, und die schon erwähnt worden sind. Wenn nun auch alle Arten des Witzes das Eigenthümliche haben, daß sie Lachen erregen, so bringen sie doch beim Menschen verschiedene Wirkungen hervor; denn die einen sticheln unmerklich, die andern offen; jene haben also eine anständige Heiterkeit, diese gewissermaßen etwas Unverschämtes; über einige muß man lachen, sobald man sie hört, über andere lacht man desto mehr, je länger man darüber nachdenkt. Endlich verfehlt der Witz bei Manchem auch seine Wirkung; bisweilen erregt er sogar Unwillen. Darum hat der Hof-Cavalier sorgfältig darauf zu achten, in welcher Stimmung sich diejenigen befinden, bei denen er seinen Witz anbringen will. Denn einem Traurigen verursacht jeder Witz noch größere Schmerzen, und es gibt noch andere Krankheiten, die, je mehr man sie heilen will, desto mehr an Kraft zunehmen. Der Hof-Cavalier hat also auf Zeit, Ort, Anstand und seine Stellung Rücksicht zu nehmen, er muß in Allem Maaß halten, und mit dem Witz sparsam umgehen; ferner muß er nicht boshaft und giftig sein und die Leute nicht ohne Ursache und aus offenem Haß verletzen, besonders wenn sie mächtig sind, denn das wäre eine große Uebereilung. Trifft es

Unglückliche und Niedrige, so ist's Grausamkeit; trifft's Lasterhafte, eine überflüssige Belustigung; trifft's endlich solche, die er nicht beleidigen wollte, so wäre es eine große Thorheit. Es gibt Einige, die es für ihre Pflicht halten, wo sie nur können, zu sticheln, ob es schlecht oder gut ist, darauf sehen sie nicht. Manche wollen lieber einen Freund verlieren, als einen Witz zurückhalten. Eine solche Sucht ist sehr tadelnswerth. Doch abgesehen von allem Diesem, muß derjenige, der witzig sein will, auch Anlage und Gewandtheit besitzen, und auch sein Aeußeres und sein Gesicht muß sich dazu eignen, denn je würdevoller und ernster dieß ist, desto wirksamer ist der Witz. Doch genug hievon. Ihr aber, Herr Myszkowski, die Ihr bei diesem meinem Wortschwall schlecht ausgeruht und die Zeit umsonst verloren habt, macht Euch wieder auf den Weg, um einen besseren Abend zu finden, als hier der Nachmittag war.

Sogleich erwiderte Myszkowski: Der Schwall gefällt mir so gut, daß ich mich länger dabei aufhalten will, als mein Wille war, denn die Sache ist noch nicht zu Ende, und ich werde mich gehörig ausruhen, bis Ihr den Theil, der die Scherze und die lustigen Streiche des Hof-Cavaliers betrifft, und den Ihr versprochen habt, zu Ende führt. Macht Euch

also daran und belehrt uns, wie Jemand einem Andern einen solch lustigen Streich spielen kann, denn was den Witz mit Worten betrifft, habt Ihr das Eurige gethan, und Jeder von uns hat nicht nur viel daraus gelernt, sondern er ist auch in dieser Hinsicht kühner geworden, da er das Beispiel so angesehener Männer vor Augen hat, wie Ihr deren hier erwähntet.

Hierauf fuhr Dersniak fort: Wenn Ihr dieß nicht habt vergessen wollen, so bleibt nichts weiter übrig, als es auszuführen. Ich sage also, daß ein Scherz nichts Anderes ist, als ein gewisser freundschaftlicher Betrug in einer unschädlichen, nicht gravirenden Angelegenheit. Wie bei den witzigen Reden, wenn Jemand etwas gegen Erwarten der Menschen ausspricht, so wird auch hier, wenn Jemanden etwas Unerwartetes begegnet, sogleich Lachen erregt. Aber die Scherze lobt man am meisten, bie am meisten frei sind von Unanständigkeit und Beleidigung, und in denen sich die größte Meisterschaft zeigt; diese hat der Hof=Cavalier anzuwenden, denn aus den schädlichen Scherzen pflegt Feindschaft und großer Haß hervorzugehen. Der Scherz nun und der Schabernack oder die lustigen Streiche sind von zweierlei Art (obgleich man jedes einzeln noch in viele Theile zerlegen könnte):

die eine besteht darin, wenn man geschickt und meisterhaft Jemanden hintergeht und zum Besten hat; die zweite, wenn man Jemanden eine Falle legt und ihn durch eine Lockspeise dahin bringt, daß er sich selber fängt. Zu beiden können die Fälle Veranlassung geben, die wir bei den witzigen Reden erwähnt haben. Für die erstere Art hier ein Beispiel: Der alte Gizicki, der einst einen großen Herrn, vielleicht den verstorbenen Szydlowiecki aus Krakau (mit dem er nach Beendigung des Krieges aus Preußen zurückkehrte) bei sich zu Hause aufnehmen sollte, sagte ihm unter anderen Dingen, worüber er ihn unterwegs befragt hatte, seine Frau sei sehr schwerhörig, so daß er ihr etwas ungeheuer laut zurufen müsse, ehe sie es verstände; es würde ihm daher nicht lieb sein, wenn er (der Krakauer) mit ihr zusammenträfe und sie anschreien müßte, wie einen Wolf. Der Krakauer sprach ihm sein Bedauern aus und fragte ihn, ob sie diesen Fehler von Geburt habe, oder ob er sich erst später gefunden, und wollte sie auf alle Fälle sehen. Ja, aber aus eben dieser Ursache werdet Ihr (sprach Gizicki), wenn ich nicht vorausfahre, sie nicht sehen können. Der Krakauer gab es zu, daß er von dem letzten Nachtquartier drei Stunden früher abfuhr. Als Gizicki nach Hause kam, sprach er eben=

falls zu seiner Frau, daß der Krakauer sehr schwer höre, und sie müsse daher recht schreien, wenn sie verstanden sein wolle. Der Krakauer kommt an und begrüßt die gnädige Frau mit sehr lauten Worten; die gnädige Frau, in der Meinung, der Krakauer höre nicht, dankt ihm sehr laut und bezeugt ihm mit vielen Worten ihre Freude über seine Ankunft. Als man später zu Tische ging, wollte der Krakauer, um Lebensart zu zeigen, und weil Gizicki nicht mit zu Tische saß, sondern sich bald hier, bald dort zu schaffen machte, um die Gäste zu bewirthen, sich fortwährend mit der Frau Gizicki unterhalten, und die Frau, die sich über die Anwesenheit des großen Herrn sehr freute, antwortete ihm sehr bereitwillig, so daß man im Zimmer Niemand so laut schreien hörte, wie die beiden. So dauerte es während der ganzen Mittagstafel. Nach Tische fragten die Diener Gizicki's, obgleich sie den strengsten Befehl hatten, dennoch, da sich der eine oder der andere ein wenig benebelt hatte, die Diener des Krakauer Herrn, ob ihr Herr schon lange taub sei. Jene antworteten: Unser Herr hört recht gut, aber eure Frau ist taub. Als diese nun anfingen zu lachen, merkten die Diener des Krakauers sogleich, daß Gizicki ihren Herrn zum Besten habe, und warnten deßhalb ihren Herrn. Der

Krakauer war im ersten Augenblick aufgebracht, doch bald mußte er sehr lachen, da er sah, daß Gizicki den Gonella gut hatte nachmachen können. Einen solchen Schabernack spielte auch einst Kaspar Zebrzydowski mit Cistoph Krupski, die beide am Hofe unseres Königs in hohen Ehren stehen und der Gesellschaft, da sie beide nicht ohne Kopf und Zebrzydowski überdieß noch gelehrt ist, bald diesen, bald jenen harmlosen Streich spielen. Als diese einst in Wilna waren, zu einer Zeit, da der Haber sehr theuer, und zuletzt gar nicht mehr zu haben war, schickten sie zwei unbekannte Bursche, die sie vorher wohl unterrichtet hatten, im Namen des Kastellans von Wilna, Herrn Wierzyl, von einem Hof-Cavalier zum andern und schenkten ihnen Anweisungen, dem auf 50, dem auf 30, dem auf 20 Maaß Haber, nach eines jeden Stellung, und jeder sollte ihn sich vom herrschaftlichen Hofe, dicht bei Wilna, der das Paradies hieß, abholen lassen. Als Zebrzydowski und Krupski dieß in's Werk gesetzt hatten und mit den Hof-Cavalieren, die über die Anweisung, da es ein theures Jahr war, sehr erfreut waren, auf dem Schloß zusammentrafen, fingen sie an zu fragen: Wie viel Maaß sind dir angewiesen, wie viel dir? Manchem war es unangenehm, daß er weniger als der andere bekommen sollte. Wer

nun gerade keine eigenen Arbeitspferde hatte, der miethete ein Lohnfuhrwerk, oder bat wohl auch einen der Rathsherren um Pferde und schickte nach dem Paradiese nach Haber. Dort aber waren schon welche vorausgesandt, die diese Wagen weiter schicken sollten. Der erste kommt nach dem Paradiese und fragt, wo der Haber ausgegeben werde. Der abgeschickte Bursche sagt ihm: Da das Fuhrwerk, welches den Haber aus Litthauen bringt, heute hier noch nicht anlangen konnte, so ist er in Suderwa geblieben, fahrt also dahin, man wird ihn euch nach eurer Anweisung abliefern. Und das sagte er Jedem, der nach dem Paradiese kam. Jener erste Bursche, der nach Suderwa (was vom Paradiese eine gute Meile entfernt ist) nach Haber kam, fragt auf dem Schlosse und überall, und da er keine Auskunft über den Haber erhält, läßt er umkehren und nach Hause fahren, indem er den Wagen gut zudeckt, um nicht zu zeigen, wie er angeführt sei. Kaum ist er von Suderwa fort, so jagen die andern um die Wette heran und fragen ihn: Ist Haber da? Ja wohl! antwortet er: Nur gerade auf's Schloß, da wird man ihn euch zumessen. Sie kommen an, sehen, daß sie genarrt sind, kehren ebenfalls um, und wem sie noch begegnen, dem machen sie sichere Hoffnung auf Haber.

So trieben sie es alle und brachten die leeren Wagen nach Hause zurück. Den andern Morgen waren die einen entrüstet und schimpften: Das hat mir der Satan gethan, die andern lachten, besonders da die Sache an den Hof kam; denn der König erfuhr von Allem und es machte ihm nicht wenig Spaß, indem er auf diejenigen stichelte, die sich über diesen Scherz ärgerten. — Auch wie jene Beiden zum Herrn Chwalzewski zu Tische eingeladen wurden, was Ihr ja recht gut wißt, war sehr witzig, denn der eine kam fast um vor Hunger und mußte (da er die Diener und die Pferde zurückgeschickt hatte) sich zu Fuß nach Hause schleppen. Solcher Scherze und Streiche, wenn auch nicht immer so komisch, fallen viele am Hofe vor; doch sind das die gelungensten, die den Menschen zuerst in Furcht setzen und dann Alles in Lachen und Kurzweil verwandeln; wie Skotnicki Lula und Pukarzewski, zwei angesehene Hof-Cavaliere am Hofe des alten Königs, einander gegenseitig anführten. Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Pukarzewski bat den Skotnicki zum Abendessen und bewirthete ihn dergestalt, daß er bald die Besinnung verlor. Als er nun so weit war, daß er nicht mehr auf den Füßen stehen konnte, entfernte er seine Bedienten, indem er die einen in's Wirthshaus schickte,

die andern einschloß. Den so entschlafenen Herrn ließ er durch seine eigenen Diener in einen schon dazu eingerichteten Keller tragen, ihn in Ketten legen und die Thüre mit einigen Vorlegeschlössern verschließen und eine Wache davor stellen. Skotnicki, der grausam betrunken und überdieß noch in die frische Luft gebracht war, fühlte keine Spur davon. Nachdem er so einige Stunden wie todt geschlafen, erwacht er am Morgen und ruft: Was geht vor? Wer Teufel hat mich so eingesteckt? Um Gotteswillen, wo bin ich? Ist Jemand hier, der melde sich, ich bitte. Als ihm auf sein erstes Rufen nichts geantwortet wird, fängt er auf's Neue an mit lauter Stimme zu rufen: Ist Jemand hier? ich bitte um Gotteswillen, der melde sich. Da erst läßt sich die unterrichtete Wache vernehmen: Ich bin hier, was willst du? Skotnicki aber spricht: Und wer bist du, lieber Bruder? Er antwortet: Die Wache für dich, damit du nicht ausbrichst. Skotnicki dagegen spricht: Aber ich bitte dich um Gotteswillen, durch wen und aus welcher Ursache bin ich in diese Eisen gelegt? Die Wache antwortet: Weißt du es wirklich nicht? Du wirst es erfahren, wenn man dich am Tage auf den Richtplatz führt. Da sprach Skotnicki: O heilige Jungfrau Maria! schwieg ein wenig und fuhr dann fort:

Aber allerliebster Bruder, um Gottes Barmherzigkeit willen bitte ich dich, sage mir, was habe ich gethan, denn ich, das schwöre ich dir beim lebendigen Gott, weiß weder, noch besinne ich mich, daß ich auch nur das Geringste gegen Jemand verbrochen hätte. Die Wache aber sprach: Also weißt du nicht, daß du einem ehrlichen Mädchen Gewalt angethan und ihren Vater, da er sie vertheidigen wollte, getödtet hast? Da erst fängt Skotnicki an zu schreien: O ich Unglücklicher! bin ich dazu auf diese Welt geboren! Verfluchte Trunkenheit, wozu hast du mich verführt, daß ich so traurig und schimpflich den Kopf lassen muß! Warum hast du, lieber Herr, mich nicht lieber in der Schlacht fallen lassen, in der ich focht, damit ich nie dem Henker in die Hände gerathen wäre! Ha, Pukarzewski, Freund, mir so mit deinem Weine zuzusetzen! Daß man dich lieber in Stücke geschnitten, ehe ich daran gedacht, zu dir zu Gaste zu kommen. O meine armen Freunde, jetzt werdet Ihr Ehre an mir erleben; darum habt Ihr mich bei Hofe eingeführt, damit ich Euch mit dieser Schmach und Schande erfreue. Dieses Lamentiren dauerte eine halbe Stunde; endlich fragte er die Wache: Aber mein liebes Brüderchen, wie viele sind eurer, die mich hier bewachen? Da antwortete ihm ein Anderer

von der Wache, nicht der frühere: Unserer sind sechs. Darauf Skotnicki: Wenn mir nur einer von euch die Barmherzigkeit erweisen, und einen meiner Bedienten holen wollte. Man antwortete ihm: Glaubst du denn, daß diese frei sind? Sie sind in einem eben solchen Gefängniß, wie du. Skotnicki sprach auf's Neue: Ach, ich unglücklicher Mensch, was muß ich erleben! Nachdem er sich lange in dieser Weise verflucht, bat er einen von ihnen, wenn der Tag angebrochen sei, ihm Herrn Macieiowski zu rufen, der von Allem wußte und bereit war. Dieser nun, als er mit andern Genossen hereinkam, setzte ihm so zu, daß der arme Skotnicki fast vor Furcht starb. Endlich jedoch erbarmten sie sich seiner, und nachdem sie zu dem einen und dem andern Herrn geschickt hatten, brachten sie die Sache dahin, daß er auf Ehrenwort aus der Haft entlassen werden sollte, um die Gegenpartei zu versöhnen; bevor er sie aber versöhnt, sollte er dem Könige nicht vor die Augen treten, und könnte er die Partei nicht versöhnen, so solle er in das Gefängniß zurückkehren. Als er dem Herrn Macieiowski für seine gütige Verwendung zu danken anfing, konnten sich die Andern des Lachens nicht länger enthalten, und die Sache kam an den Tag. Skotnicki mußte, abgesehen von der Angst,

mit der sie ihn gehörig gequält, sich noch lange schämen, wenn der oder jener der Ketten Erwähnung that. Da man ihn nun oft damit neckte, so dachte er auch oft daran, wie er den Scherz dem Pukarzewski wieder heimgeben könne. Einst, etwa ein Jahr später, sah er den Pukarzewski betrunken und bat ihn in seine Behausung; dort machte er ihn vollends fertig, so daß er weder Hand noch Fuß rühren konnte. Darauf schickte er seinen Burschen (denn Pukarzewski hatte nur einen bei sich) nach den andern Dienern in's Wirthshaus und befahl einem Barbier, zu dem er Vertrauen hatte, dem Pukarzewski den halben Mund mit Heftpflaster zu verkleben. Der gehorsame Barbier brachte dieß schnell zu Stande, klebte die Lippen mit Heftpflaster zusammen, legte ein Pflaster darüber, verband den Kopf mit Tüchern und trug ihn auf ein anderes, besseres Lager, das Skotnicki in der Stube hatte einrichten lassen. Die Diener kamen mit dem Burschen spät herbei, denn das Wirthshaus lag weit ab, sehen ihren Herrn mit verbundenem Kopfe daliegen, sehen, wie der Barbier seine Instrumente zusammennimmt und die Salbe einsteckt und fragen, was geschehen sei. Die Andern sagten ihm, denn Skotnicki selbst betrübt über den Unfall saß am Bette Pukarzewski's und weinte, daß einer,

der da gewesen, während der Bursche nach den Bedienten ging, den Herrn über's ganze Gesicht verwundet habe. Die Diener wollten zwar ihren Herrn rächen, aber man wußte nicht, wo sich der Verbrecher versteckt hatte, und Skotnicki selbst sagte, sie möchten es lassen, denn es sei Sache ihres Herrn, sobald er wieder hergestellt sei, sich zu rächen. Sie ließen es also bleiben, und einige kehrten in's Wirthshaus zurück, andere blieben bei ihrem Herrn. In der Nacht darauf erwacht Pukarzewski, sieht seinen Kopf verbunden und spricht mit halbem Munde: Zum Teufel, was ist mir geschehen? Bursche, bist du hier? mache Licht! Sogleich springt der Bursche auf, läuft zu seinem Herrn und fragt: Was befehlt Ihr, Herr? Liegt Ihr nicht gut? Pukarzewski antwortet: Bah! nicht gut liegen! aber was Teufel ist mir am Mund? Der Bursche antwortet: So erinnert Ihr Euch nicht daran, daß Euch gestern einer verwundet hat? Der Herr entgegnete: Ich erinnere mich nicht im Geringsten daran; auch fühle ich durchaus keinen Schmerz. Da sprach der Bursche: Um Gotteswillen, Herr, sprecht nicht so viel, denn der Barbier hat uns befohlen, darauf zu achten. Als nun der Tag herankommt, fragt er, was vorgegangen sei, und man erzählt ihm den ganzen erdichteten Vorfall, und sein eigener Bursche bekräftigt es, weil er vom Herrn Schläge fürchtet, wenn er gesagt hätte, daß er ihn in der Zeit habe verlassen gehabt. Der Barbier kommt, um den Verband zu erneuern, nimmt ihm die Tücher vom Kopf und Pukarzewski spricht: Lieber Barbier, die Wunde schmerzt mich nicht im Geringsten; wie kommt denn das? Der Barbier antwortet: Seht, Herr, der Körper ist vor der Hand sehr erschöpft; aber nach dem dritten oder vierten Tage werdet Ihr sie schon fühlen. Pukarzewski sprach: Hol ihn der Henker, er hätte auch können wo anders hintreffen, nicht in's Maul; ich liebe ja verheirathete Frauen nicht, und doch hat mich der Herr Gott mit einer solchen Wunde heimgesucht! Der Barbier zupfte ihn ein wenig, zog die Charpie unter dem Heftpflaster hervor, legte ein neues Pflaster auf, verband ihn und bat sodann um Bezahlung für den ersten gestrigen Verband. Pukarzewski ließ ihm ein paar Dukaten geben und bat, ihn nur recht schnell zu heilen. Der Barbier sagte: Ihr werdet bei Gott bald gesund sein, nur müßt Ihr nicht sprechen, und so ging er fort. Die Zeit der Mittagstafel kommt heran; Fleisch zu essen wagt Pukarzewski nicht, um durch das Kauen das Pflaster nicht zu lockern; nur ein wenig Bouillon trank er, und legte

sich wieder nieder. Nach Tische kommen seine Freunde, denen Skotnicki schon Alles erzählt hatte, um ihn zu besuchen; sie erkundigen sich nach seiner Gesundheit; er spricht mit halbem Munde und bittet sie, es ihm nicht übel zu nehmen, daß er nicht zu sprechen wage, da der Barbier es ihm verboten habe. Der Eine fragt ihn Dieß, der Andere Jenes; er aber nickt nur mit dem Kopfe und schweigt. Dieß dauerte so lange, daß sie sich durchaus nimmer länger halten konnten und zu lachen anfingen. Jetzt fällt dem Pukarzewski ein, daß das sicher ein Streich von Skotnicki sei; er reißt den Verband ab, wirft ihn zu Boden und befiehlt, ihm die Pflaster abzunehmen. Es gab genug zu lachen, besonders darüber, daß er dem Barbier mehr geglaubt habe, als sich selbst, da er doch gefühlt, daß es ihm nicht im Geringsten wehe gethan. Andere sagen, es sei gar kein Heftpflaster gewesen, sondern nur die Haut von einem in der Brühe gekochten Schlei, mit der ihm Skotnicki nicht nur den halben Mund, sondern auch beide Augen habe verkleben lassen. — Hieher gehört auch jener Streich Lukas Tecki's. Dieser umgab, als der König auf der Wache übernachtete, die ganze Stube, in der die Frauenzimmer schliefen, mit brennenden Fackeln, schrie Feuer und machte einen solchen Lärm, daß die Damen

die Besinnung verloren und nicht wußten, was sie thaten.

Herrlich aber ist der Streich, den zwei Italiener einem dritten spielten, was folgendermaßen zuging. Drei Freunde machten zusammen eine Reise und übernachteten miteinander in einer Herberge. Nach dem Abendessen (wie das besonders an langen Abenden zu geschehen pflegt) machten sie ein Spiel. Noch hatten sie nicht lange gespielt, so sprang der Eine vom Tische auf, weil er keinen Groschen mehr im Beutel hatte, und fing an zu schimpfen, Vater und Mutter zu verfluchen, zuletzt alle Heiligen und die Jungfrau Maria. Nachdem er so alle möglichen Flüche und Schimpfreden ausgestoßen, worin die Italiener Meister sind, legt er sich schlafen. Die zwei Andern spielen weiter. Bald, wie sie sahen, daß jener schon im tiefen Schlafe liege, beschlossen sie, ihm folgenden Streich zu spielen: sie löschen die Lichter aus, verscharren das Feuer im Kamin, schließen die Fenster, und fangen an, als wenn sie noch im Spiel begriffen wären, mit lauter Stimme mit einander zu sprechen, zuletzt mit einander zu zanken, indem der Eine dem Andern vorrechnet: Da hast du nicht angegeben; der Andere dagegen: und du hast das Aß angesagt; kurz, sie machten einen solchen Lärm, daß der Andere erwachen mußte.

Da er hört, daß die Beiden spielen, und mit einander sprechen, als sähen sie die Karten ganz gut, öffnet er ein wenig die Augen, und da er kein Licht sieht, ruft er: Nun, was macht ihr denn noch? die ganze Nacht hört das Geschrei nicht auf. Mit diesen Worten legt er sich wieder hin, um weiter zu schlafen. Die beiden gaben ihm gar keine Antwort, sondern haderten über die Karten, wie in der reinsten Wirklichkeit. Wie das so eine Zeit lang dauert, wird er noch munterer, der gute Geselle, und da er sieht, daß sie kein Licht haben und es auch im Uebrigen ganz finster ist, Spiel und Streit aber dessen ungeachtet seinen Weg geht, fängt er an, sich zu wundern und spricht: Aber zum Teufel, wie könnt ihr denn im Finstern die Karten sehen? Einer antwortet: Bist du denn blind? Zwei Lichter stehen ja vor uns. Du hast wohl mit dem Gelde auch das Gesicht verloren. Jener springt jählings in die Höhe, sperrt die Augen auf, und da er durchaus nichts sehen kann, wird er sehr verdrießlich und spricht: Entweder bin ich betrunken, oder blind, oder ihr lügt. Die beiden aber standen vom Tische auf und sprachen: Er macht sich noch lustig über uns, der gute Herr, wie erst, wenn er gewonnen hätte, was würde er uns da für Nasen gedreht haben! Als er aber seine

Worte wiederholte und sprach: Was ich da sage, ist wahr, ich sehe keinen von euch Beiden, da erst fingen sie an, sich zu verwundern, und der eine sagte: Hol ihn der Henker, er scherzt wirklich nicht; reich doch einmal das Licht her, leicht ist dem armen Teufel etwas an den Augen geschehen. Jetzt nahm er es für gewiß an, daß er erblindet sei, fing an zu klagen, zu weinen und sprach: Ich Unglücklicher, ich bin blind. O allerheiligste Jungfrau, erbarme dich meiner, und vergib, daß ich dich geschmäht habe! Die beiden aber stehen an seinem Lager, fangen an, ihn zu trösten, und sprechen: Es ist doch nicht möglich, daß du nichts sehen solltest, du bist wohl nicht recht richtig im Kopf und bildest dir ein, daß du nichts sehest. Wehe mir, antwortete er ihnen, hier ist an Verrücktheit nicht zu denken; aber ich sehe wirklich nicht die Spur, nicht anders, als wenn ich kein Auge im Kopfe hätte. Sie dagegen sprechen: Aber lieber Gott, du hast ja ein klares Auge; so sieh doch, lieber Bruder, wie schön seine Augen sind, und wie gut er sie öffnet; wer sollte da denken, daß er nicht damit sieht! Der Aermste aber weinte je länger, desto mehr und flehte Gottes Barmherzigkeit an. Endlich gaben sie ihm den Rath, er solle das Gelübde thun, sich auf einer Wallfahrt barfuß nach Loretto zur heil.

Jungfrau durchzubetteln, und Gott werde ihn vielleicht erhören. Wir aber, sagten sie, werden für einen guten Arzt sorgen, und auch um andere Bedürfnisse brauchst du dich nicht zu bemühen, so lange wir einen Groschen im Beutel haben. Sogleich kniet er auf dem Bette hin, und mit großer Andacht und Reue über die Sünde, daß er nach dem Verlust seines Geldes die Jungfrau Maria geschmäht, gelobt er unter Thränen, sich auf einer Wallfahrt nach Loretto barfuß durchzubetteln und dort silberne Augen zurückzulassen, wenn sie ihm das frühere Augenlicht von Gott dem Herrn erbitten wolle; überdieß versprach er am Mittwoch kein Fleisch und am Freitage keine Butter zu essen, und am Sonnabend wolle er bis zum Tode bei Wasser und Brod fasten, zur Ehre und zum Ruhme der Jungfrau Maria. Nachdem er dieß gethan, gingen die zwei in ein anderes Zimmer, zündeten die Lichter an, kamen über den Witz lachend zurück und sprachen: Eigentlich solltest du Das nun Alles erfüllen, da du auf deine Bitten erhört worden bist. Der Arme jedoch konnte vor großer Furcht weder lachen, noch auch nur sprechen; sondern er saß da und wunderte sich, und es fehlte nicht viel, so hätte er das für wahr genommen, was sie zum Scherz ersonnen hatten.

Was jedoch die zweite Art des Scherzes betrifft, wo sich der Mensch selbst fangen soll, so weiß ich nicht, welch ein besseres Beispiel es hierfür gibt, als das, wie jener geizige Jäger es auf einen Raub abgesehen hat, oder ein großer Schelm sich einem Burschen als Mädchen verkleidet anbietet, oder was man sonst der Art einem Andern für Fallen legt. So kannte ein Hof-Cavalier des alten Königs an einem Genossen die Schwäche, daß er eine große Sucht nach der Schwarzkünstlerei besaß und fest daran glaubte; er besprach sich also mit einem alten Weibe, das nicht weit vom Krakauer Schlosse Ilzeckische *) Töpfe verkaufte. Indem er ihr alle Töpfe bezahlte, befahl er dem Weibe, sie sammt und sonders mit einem Stocke zu zerschlagen, sobald er ihr von dem Schlosse her aus dem Fenster ein Zeichen geben würde. Zugleich zeigte er ihr das Fenster, an welchem er stehen würde, und das Zeichen sollte ein entfaltetes Tuch in seiner Hand sein. Als er dieß angeordnet hatte, ging er auf's Schloß, schritt in einem großen Vorsaal auf und ab und lauerte auf den Genossen, der auch bald darauf herein trat. Nachdem sie einander guten Tag geboten, fragte der später Gekommene, warum er so auf dem

*) In Ilzeck gefertigte.

Vorsaal herumgehe und nicht in's Zimmer trete. Der Andere antwortete ihm: Da ist noch nichts zu suchen; denn der König ist noch in seinem Kabinet und wird auch noch so bald nicht herauskommen. Laß uns also lieber hier umhergehen, oder treten wir an's Fenster, und sogleich trat er an das bezeichnete Fenster. Der Genosse, der auch sah, daß er allein im Zimmer nichts zu thun habe, trat zu ihm, und indem sie bald über Dieß bald über Jenes sprachen, kamen sie im Gespräch auf die Schwarzkünstlerei, und der, welcher Geschmack an ihr fand, fing an, diese Wissenschaft sehr zu erheben, als ginge nichts über sie, und bedauerte nur, daß er nicht damals geboren worden sei, als man sie in den Schulen zu Krakau gelehrt habe. Der Zuhörende sprach: Was gäbest du, wenn es Jemand unternähme, dich darin zu unterrichten? Jener erwiderte: Ich gäbe wahrhaftig hundert, auch zweihundert Gulden; auch noch höher ginge ich hinauf. Wenn du das verwirklichen wolltest und verschwiegen wärest, sprach der Andere, so wollte ich dir Einen nennen, der es von Twardowski*) gelernt hat und so viel kann, als er selbst konnte; und er ist im Stande, es dich zu lehren. Sogleich schwor jener bei Allem,

*) Der polnische Faust.

was heilig ist, und gab Hand und Ehrenwort, Niemanden auf der Welt etwas davon zu sagen und den Mann nicht zu verrathen. Nun, ich selbst bin ein Schüler Twardowski's, ich kann dich mehr lehren, als du glaubst; nur halte mir dein Wort, das du mir gegeben hast. Einen Quark kannst du, antwortete jener, du würdest dich ganz anders befinden, wenn du etwas von dieser Wissenschaft verständest. Der Andere dagegen: Es bedarf nicht viel, ich will dir sogleich zeigen, ob ich etwas kann. Befiehl mir etwas recht Schweres zu thun, und du wirst sogleich sehen, ob ich etwas kann oder ob ich lüge. Und willst du, so thue ich dieß: Du siehst jene Frau, welche Töpfe verkauft (und er zeigte sie von oben), die wird, wenn ich einige Beschwörungsformeln hersage, sogleich mit dem Stocke alle ihre Töpfe zerschlagen. Da erst fing jener recht an zu widerstreiten und sagte, daß er das nimmer bewerkstelligen könne. Also wetteten sie um 30 Dukaten. Hierauf drehte sich unser schelmischer Schwarzkünstler einige Male im Kreise herum, fing wirklich an, Beschwörungsformeln zu murmeln, und sprach auch von Zeit zu Zeit einige unverständliche Worte laut aus, damit jener glauben sollte, er rufe die Teufel. Darauf zog er ein Pergamentblättchen hervor, auf dem einige seltsame Buchstaben

gemalt waren, und blickte bald auf diese, bald sehr scharf auf die Erde, und sprach dann: Jetzt sieh! Zugleich ließ er ein Tuch unmerklich aus der Hand fallen, so daß es herabhing. Die Alte, die das Zeichen gewahrte, ergriff sogleich einen Stock und fing an, ihre Töpfe zu zertrümmern, bis sie sie sämmtlich zerschlagen hatte. Jener, der das mit ansah, erstaunte darüber, bedauerte aber nicht das verlorene Geld, sondern wollte sein Schüler werden und versprach, ihm das zu geben, was er erwähnt hatte. Der, welcher gewonnen, erzählte noch denselben Tag Alles dem Könige. Am folgenden Tag fing der König mit jenem Hof-Cavalier, der die Wette verloren, von der Schwarzkünstlerei zu sprechen an, und gab ihm zu verstehen, daß er wohl gern einen solchen Menschen hätte, der sich darauf verstände. Sogleich erzählte der gute Herr, seinen Schwur vergessend und in der Meinung, sich dadurch bei seinem Könige recht verdient zu machen, von jenem Hof-Cavalier, seinem Freunde, wie ausgezeichnet derselbe in dieser Wissenschaft sei, und brachte auch die ganze Historie mit den Töpfen vor. Der König ließ den erwähnten Hof-Cavalier sogleich rufen und sprach zu ihm, am Fenster stehend und nach jener Frau hinüber schauend, die sich wieder mit Töpfen versehen hatte: Höre, wäre es nicht möglich,

noch einmal so etwas Vorzügliches in der schwarzen Kunst zu leisten, und wär' es auch nur, daß die Alte noch einmal die Töpfe zerschlüge. Der Hof-Cavalier antwortete: Gnädiger Herr, ich müßte mich dann noch einmal mit ihr besprechen. Als der, welcher verloren hatte, dieß hörte und aus dem Lächeln schloß, daß der König Alles wisse, mußte er sich sehr schämen, und seit dieser Zeit schwieg er von der Schwarzkünstlerei, indem er fürchtete, es möchte ihm noch etwas Schlimmeres begegnen. — Auch das ist ein lustiger Scherz, wenn Jemand, damit man ihn abhalte, wirklich etwas thun will, wozu er gar nicht Lust gehabt hat. So machte es Stanislaus Lipnicki aus Wlostowo, ein Hof-Cavalier unseres Königs, der bei dem alten Könige Kämmerer war. Dieser war dem Kirchenbeamten Jarosz einige Gulden schuldig, die er ihm nicht zur versprochenen Zeit zurückzahlen konnte. Er stellte sich also einen oder einige Tage vor dem festgesetzten Zahlungstermin auf die Lauer, um des Kirchenbeamten ansichtig zu werden, wenn er aus seinem Kabinet käme. Da traf es sich zufällig, daß er absichtlich zu ihm kam. Als dieß Lipnicki sah, legte er sich einen Strick um den Hals und schlang ihn um einen Balken, als wolle er sich erhängen. Da tritt Jarosz zu ihm herein, ergreift ihn und spricht: Unglück-

licher, was thust du? Lipnicki erwidert: Laß mich, ich bitte dich; denn ich habe mir einmal vorgenommen, es zu thun. Jener dagegen: Aber was zwingt dich denn dazu? Warum thust du das? Lipnicki antwortet ihm: Die Zeit rückt heran, ich habe kein Geld, so will ich lieber sterben, als mein Wort nicht halten. Da wurde Jarosz mitleidig und sprach: Lieber Bruder, ein Jahr, auch zwei will ich warten, nur das thue nicht. Mit diesen Worten löste er ihm den Strick vom Halse und versprach, ihm das Geld auf längere Zeit zu stunden.

Noch viele andere Streiche könnte man aufzählen und Leute anführen, die darin eine große Gewandtheit besitzen; denn so etwas sieht man fast alle Tage und der Hof=Cavalier kann sich Vieles der Art aussinnen, wenn er die Veranlassung zu den Scherzen da sucht, wo wir sie für die witzigen Reden angezeigt haben; doch mag es an dem Aufgezählten für jetzt genügen. Jene Fallen, oder das Speisen mit etwas Eckelhaftem, mit Raben= oder Wolfs=Fleisch oder andern schmutzigen Dingen hat nichts Komisches in sich. Ebensowenig wollen mir solche Scherze gefallen, die auf einen Diebstahl hinausgehen, wie ihn einst ein Schuljunge in Padua an einem Bauer verübte. Derselbe kaufte bei dem Bauer ein Paar Kapaunen und befahl ihm, sie ihm

nach Hause zu tragen, indem er ihm noch überdieß ein Frühstück versprach. Der Bauer glaubt ihm und trägt die Kapaunen hinter ihm her. Der gute Junge führte ihn an einen Thurm, der abgesondert von der Kirche stand, so daß man rundherum gehen konnte, und gerade über von dem Thurm, auf der andern Seite, war eine Pforte, durch die man in ein enges Gäßchen kam. Da er schon ausgesonnen hatte, wes er thun wollte, sprach er zu dem Bauer: Bruder, ich habe um diese Kapaunen mit einem Genossen gewettet, welcher sagt, daß dieser Thurm vierzig Schritt im Umfange habe, und ich sage, es ist nicht wahr. Ich hatte nun gerade zu der Zeit, wie ich dich traf, eine Schnur zum Messen gekauft, um, noch ehe ich nach Hause komme, zu wissen, wer von uns Beiden gewonnen hat; drum laß dich's nicht verdrießen, zu warten, bis ich gemessen habe. Mit diesen Worten zieht er eine Schnur aus dem Aermel, gibt dem Bauer ein Ende in die Hand und spricht: Gib her; dabei nimmt er ihm die Kapaunen aus der Hand und befiehlt ihm, mit beiden Händen die Schnur an die Mauer zu drücken, indem er nach der Seite um den Thurm geht, wo die Pforte nicht zu sehen war. Er geht und geht und zieht die Schnur herum. Und als er auf die Seite kam, wo

geradeüber die Pforte war, schlug er einen Nagel in den Thurm und schlang die Schnur herum, dann schlüpfte er heimlich mit den Kapaunen in das enge Gäßchen und verschwand. Der arme Bauer stand lange genug auf der Stelle und wartete, bis der Junge den Thurm ausgemessen hätte; endlich, nachdem er einige Male gerufen hatte: Junger Herr, habt Ihr bald zu Ende gemessen? und niemals eine Antwort erhielt, wollte er nachsehen, was dort vorginge; und wie er um den Thurm herumkam, fand er statt des Jungen den in den Thurm geschlagenen Nagel, der ihm an Zahlungsstatt für die Kapaunen geblieben war. Eine ähnliche Büberei verübte ein Kerl gegen unsern guten Jakob Borowski, als er ihm die Wurzel einer Wasserlilie statt einer Alraunwurzel verkaufte. Doch war Borowski damals noch ein Schulknabe und leicht zu berücken; jetzt weiß ich nicht, ob sich Jemand dessen unterfangen würde. Aber solcher Streiche hat der Geistliche Buczynski viele verübt, unter denen sich auch einige finden, die sehr nach dem Galgen schmecken. Darum sollen die Schwänke und Scherze der Hof-Cavaliere durchaus keine Aehnlichkeit mit denen des Geistlichen Buczynski haben, sondern sie sollen Anstand und Sitte bewahren und den Genossen zu keinem wesentlichen Schaden oder Nachtheil gereichen. So viel

nun hatte ich über den Witz zu sprechen; jetzt, Myszkowski, macht Euch auf den Weg!

Als Dersniak hier endigte, sprach Kryski: Mir scheint, Herr Dersniak, als hättet Ihr etwas Nothwendiges ausgelassen.

Und was wäre dieß? fragte Dersniak. — Kryski antwortete: Das, daß der Hof-Cavalier in Betreff der Frauenehre keine Scherze treiben und sie nie berühren soll; denn ich lobe die Antwort jenes Spaniers nicht, der auf eine Wittwe wegen ihres unsittlichen Lebenswandels stichelte, indem er sagte, er habe Hoffnung auf ihre Fürbitte gehabt.

Dersniak erwiderte: Ich habe gesagt, daß der Witz und die Scherze nicht beleidigen sollen, und hierin habe ich Männer und Frauen eingeschlossen. Wenn aber eine Frau unter Stichelreden etwas sagt und der Mann es ihr mit Zulage zurückgibt, so kann ihm das Niemand übel nehmen; denn wie dem Einen so ist auch dem Andern seine Ehre lieb. Darum weiß ich in der That nicht, warum, wenn die Wittwe auf den Jüngling wegen seines übeln Rufes sticheln durfte, er ihr nicht hätte eine ähnliche Antwort geben dürfen.

Ich dagegen behaupte, sprach Kryski, daß er das nicht hätte thun sollen; denn einer Frau kann es in gewisser Hinsicht eher freistehen,

auf einen Mann wegen seines unsittlichen Lebenswandels zu sticheln, als dem Manne auf eine Frau zu sticheln, und zwar darum, weil wir Männer uns selber das Gesetz gegeben haben, daß es uns keine Schande und Unehre bringt, wenn wir ein etwas lockeres Leben führen; bei den Frauen aber gilt dieß für einen großen und schimpflichen Leichtsinn, so daß, wenn einmal das Gerede über ihre Sittenlosigkeit laut wird, sei es wahr, oder nicht, die Arme fortwährend in diesem Rufe bleibt. Da also ein Scherz in Betreff ihrer Ehre für die Frau so gefährlich ist, so mag der Hof-Cavalier seine Sticheleien gegen etwas Anderes richten, als gegen das, wodurch sie in ewige Schande gebracht werden kann. Endlich sagt Ihr ja selbst, daß der Witz keine nachtheilige Beleidigung sein solle; deßhalb darf der Cavalier nie über die Ehre einer Frau scherzen, denn diese leidet wie das Auge nicht das geringste Stäubchen.

Als hier Dersniak antworten wollte, fiel ihm Boianowski in die Rede: Das Gesetz, das wir, wie Ihr sagt, uns selbst gegeben haben, ist nicht ohne Grund zu loben, und es liegt vielleicht mehr Vernunft darin, als man glaubt. Da nämlich das Weib das unvollkommenste Geschöpf ist, und daher wenig oder gar keine Ehre hat, im Vergleich mit der Ehre

des Mannes, so war es nothwendig, da sie aus sich selbst nichts Gutes thun kann, sie durch Furcht vor der Schande im Zaum zu halten, daß sie, gewissermaßen gezwungen durch dieses Band, doch wenigstens etwas Gutes thun muß. So war auch die Tugend der Enthaltsamkeit diesem Geschlechte nothwendiger, als irgend einem andern, wegen der Sicherheit in Betreff der Nachkommenschaft: es blieb also den Männern nichts übrig, als solche Wege zu suchen, alle Vernunftmittel anzuwenden, alle Kunstgriffe zu gebrauchen, damit die Frauen enthaltsam lebten; dagegen es ihnen nachzusehen und zu erlauben, daß sie in allen übrigen Dingen wenig oder nichts taugen und immer das Gegentheil von dem thun, was sich geziemt. Und da es ihnen freisteht, in Dem oder Jenem über die Schnur zu hauen, und es ihnen keine Schande bringt, wenn sie ein Cavalier in Betreff dieser Mängel tadelt und auf sie sticheln, die, wie ich sagte, ihnen erlaubt sind und ihnen also nicht zur Schande gereichen, so sind dieselben auch nicht unanständig und erregen niemals Lachen; denn Dersniak hat gesagt, daß die Leute nur über das lachen, was eine Unanständigkeit in sich enthält.

Darauf sprach Lubelski: Daß Ihr, Herr Boianowski, über die Frauen klagt, weil sie

sich in Euch nicht verliebt haben, darüber wundere ich mich nicht im Geringsten; im Gegentheil würde es mich mehr wundern, wenn sie Euch, als ihren Hauptfeind, nicht noch einst zerrissen, wie jene Mänaden den Orpheus.

Boianowski erwiderte: Ich weiß nicht, warum ich deßhalb über sie klagen sollte; ich möchte ihnen eher dafür danken, daß sie, indem sie mich nicht lieben, mich mit ihrer Freundschaft verschont haben. In Betreff des Zerreißens aber fürchte ich nichts, denn unsere Polinnen sind nicht so hitzig. Darum wünschte der selige Hieronymus Laski, Wojewode von Sieradz (um einen so großen und berühmten Mann in dieser geringfügigen Angelegenheit zu erwähnen), einst bei einem Mahle, daß der Himmel den Polinnen mehr Feuer verleihen möchte. Was sodann Eure Behauptung anbelangt, daß ich der Hauptfeind der Frauen sei, so bin ich dieß wirklich nicht. Aber Ihr könnt mir wenig ausgezeichnete Männer nennen, die die Frauen in Ehren gehalten hätten; wenn gleich sie ein andermal, aus einer gewissen geheimen Ursache, sich schmiegen und ihnen zu gefallen wünschen.

Hierauf versetzte Kryski: Herr Boianowski, nicht nur den Frauen geschieht in dieser Hinsicht Unrecht, sondern auch den Männern, die sie in Ehren halten. Wie ich sehe, bedarf

es hier eines, der Haare auf den Zähnen hat, um das den Frauen angethane Unrecht auf sich zu nehmen (denn der Mann kann sich selbst verantworten) und sie gegen Euch, einen so großen Gegner, männlich vertheidigen zu können. Und wenn es Herrn Lubelski beliebte, würde er vielleicht in diesem Kreise einen finden, der dieser Aufgabe gewachsen wäre.

Sogleich erwiderte Lubelski: Ihr habt Recht, Kryski: wirklich ist hier einer unter uns, der den Ruhm hat, daß er stets die Ehre der Frauen vertheidigt; damit er nun einen solchen Ruhm nicht umsonst genieße, so übertrage ich ihm diesen Dienst. Mit diesen Worten wandte er sich zu Kostka und sprach: Von Euch rede ich, Kostka. Hier gibt es eine Gelegenheit, zu zeigen, wie gewogen man jenem Geschlechte ist. Uebernehmt also männlich eine so gerechte Sache und schlagt Herrn Boianowski, einen furchtbaren Gegner der Frauen, auf's Haupt. Thut Ihr dieß, so werden Euch nicht nur die Frauen sehr verpflichtet sein, sondern auch alle diejenigen, die ihnen den Sieg wünschen.

Hierauf antwortete Kostka: Es ist mir in der That lieb, daß Boianowski sich damit erhoben hat, daß er sagt: Die Frauen seien die unvollkommensten Geschöpfe und besitzen

wenig oder gar keine Ehre, im Verhältniß zur Ehre des Mannes, und daß sie daher auch in dieser Hinsicht bei weisen Männern nicht in Ehren stehen, was sich Alles ganz anders verhält. Denn unter den würdigen Männern gibt es deren wenige, die die Frauen nicht lieben oder sie nicht in hohen Ehren halten sollten; und ihre Ehre und Tugend ist in nichts geringer, als die Ehre der Männer. Käme es aber darüber jetzt zum Streit, so würde die Sache der Frauen an einem sehr schwachen Faden hängen, und ich weiß nicht, wie ich es anfangen sollte, sie zu vertheidigen. Diese Herren haben nämlich den Hof-Cavalier mit so großen Vorzügen dargestellt und ihn fast in den Himmel erhoben, daß Jeder, der dieß in Erwägung zieht, sogleich urtheilen muß, daß die Frauen dieß Ziel nimmer erreichen können. Darum müssen die Sachen zuvor in's Gleiche gebracht und dann erst darüber gesprochen werden, ob Eins vor dem Andern etwas voraus hat. Diese Ausgleichung aber ist nicht anders möglich, als wenn man einen so scharfsinnigen und beredten Mann findet, wie Herr Kryski und Herr Myszkowski; Einem von Ihnen muß aufgetragen werden, eine Hof-Dame nach allen ihren weiblichen Vollkommenheiten mit Worten zu zeichnen, so wie sie den Hof-Cavalier nach allen männ-

lichen Vollkommenheiten dargestellt haben. Und dann übertragt, wenn Ihr wollt, die Vertheidigung der Frauen dem, welcher, wenn er auch nicht geradezu beredt, doch wenigstens nicht ganz unwissend ist. Ich hoffe, daß dieser, da er die Wahrheit auf seiner Seite hat, augenscheinlich wird zeigen können, daß die Frauen in keiner Tugend den Männern den Vorrang lassen.

Lubelski dagegen sprach: Auch das ist nicht unangemessen; doch ich glaube, jetzt ist's schon spät und es bleibt nichts übrig, als die ganze Sache auf morgen zu verschieben. Indeß will ich dafür keinen Andern suchen, als Euch, Kostka. Schildert Ihr uns die Hof-Dame, so gut Ihr könnt; denn das wird (wie ich meine) weder Herrn Kryski, noch Herrn Myszkowski beleidigen, wenn Ihr sie in Hinsicht der Vollkommenheit dem Hof-Cavalier zur Seite stellt.

Es wird mich das nicht nur nicht beleidigen, sagte Myszkowski, sondern je größere Vollkommenheiten Herr Kostka für die Hof-Dame auffindet, desto dankbarer werde ich ihm sein; und in Betreff Kryski's bin ich, seinen früheren Aeußerungen zufolge, derselben Ansicht.

Ich weiß wirklich nicht, erwiderte Kostka, ob es für die Frauen wünschenswerth sein wird,

daß Ihr ihre Ehre und ihren ganzen Schmuck so auf's Spiel setzt; denn ich bin doch wahrlich weder Kryski noch Myszkowski, die durch ihre Beredsamkeit einen solchen Hof-Cavalier gezeichnet haben, wie er weder jemals gelebt hat, noch leben wird. Wenn es jedoch einmal beschlossen ist, daß ich diese Bürde auf mich nehmen soll, so will ich vor Allem festsetzen (wie auch die beiden Herren), daß es Jedem freistehen soll, in Allem zu widersprechen, worin er anderer Meinung sein wird; denn das werde ich für meine einzige Hülfe halten, und es wird mich nicht im Geringsten beleidigen. Erst durch einen solchen Streit und die Läuterung meiner Ansicht wird sich die Vollkommenheit der Hof-Dame herausstellen, die es in Wahrheit gibt.

Ich hoffe, sprach Lubelski, daß Eure Rede von der Art sein wird, daß sich dagegen wenig wird einwenden lassen. Schildert uns eine solche Hof-Dame, daß diese Weiberfeinde, Boianowski und Dersniak, nicht zu behaupten wagen, daß sie in irgend etwas dem Hof-Cavalier nachstehe. Herr Myszkowski könnte es auch bei dem Schmuck bewenden lassen, mit dem er den Hof-Cavalier beschenkt hat; denn wir sehen, daß es genug, wenn nicht schon zuviel ist.

Myszkowski antwortete: Ich habe auch

wenig oder nichts mehr dazuzufügen; denn was ich noch vorräthig hatte, ist mir in der Zeit, während Dersniak über den Witz sprach, Alles entfallen.

Lubelski erwiderte: Und wenn Ihr auch noch Vieles hättet (was ich nicht glaube), so wird morgen noch Zeit genug sein, diese doppelte Sache abzumachen. Mit diesen Worten stand er auf und machte dem Gespräch ein Ende.

Drittes Buch.

Wir lesen in den Büchern, daß Pythagoras durch seinen außerordentlichen Scharfsinn bewies, Herkules (der viele Jahre vor ihm gestorben war) sei ein großer Riese gewesen; und dieß that er auf folgende Weise dar. Als Herkules vor Zeiten den Stall des Augias, des Königs von Elis, gereinigt hatte, richtete er zu Ehren Jupiters in jenem Lande die olympischen Spiele ein, an denen alle fünf Jahre die gesammte griechische Jugend Theil nahm. Er maß dazu einen Platz von 625 Fuß ab (nach dem Maße seines Fußes), wie auch später in Griechenland viele Plätze zu verschiedenen Uebungen immer zu 625 Fuß abgemessen wurden. Da aber die spätern Plätze kleiner waren, als der, welchen Herkules abgemessen hatte, so ersah Pythagoras in

Berücksichtigung des Verhältnisses leicht, um wie viel der Fuß des Herkules größer gewesen sein mußte, als die Füße anderer Menschen. Und da er auf diese Weise die wirkliche Länge des Fußes gefunden hatte, brachte er die übrigen Glieder damit in's richtige Verhältniß und erhielt das Maß für den ganzen Körper, daß nämlich Herkules in demselben Verhältniß andere Leute an Größe übertroffen haben mußte, als der von ihm abgemessene Platz größer war, als die andern Plätze. Auf gleiche Weise kann jeder Vernünftige aus diesen wenigen Worten schließen, was Macieiowski für ein Mann gewesen sein muß, mit dem solche Männer umgingen; denn wenn diese ohne Nachdenken, gleichsam in Folge einer Naturgabe, in einer kurzweiligen Unterhaltung so sprechen konnten, wie erst, wenn es zum Nachsinnen und zu ernsten Dingen kam? Ich weiß sicher, daß mit mir ein großer Theil Polens ihre Würde und ihre ausgezeichneten Eigenschaften anerkennt. Auch das wird mir Niemand übel auslegen, daß ich ihnen, die der Tod billigerweise hätte verschonen sollen, unsterblichen Ruhm zu verschaffen strebe und denselben der Mit- und Nachwelt bekannt mache, damit sie immerdar im Gedächtniß der Menschen leben. Vielleicht werden sich einst welche finden, die unserem

Jahrhunderte den Preis zuerkennen und uns um solche Männer beneiden werden; denn so machen es die Nachkommen in der Regel, daß sie eine größere Meinung von den Männern der Vorwelt haben und sich ihre Tugenden und ihren Werth noch schöner ausmalen, als es in den Büchern steht. So auch jetzt, wenn einer von uns die alten Geschichten liest, so glaubt er, mögen auch die Thaten auf's Musterhafteste beschrieben sein, doch nicht, daß in jenen Männern nicht noch etwas Größeres verborgen gewesen sein sollte, als der Schriftsteller auszudrücken im Stande war. Es möge daher ein Jeder wissen, der einst diese Bücher liest (wenn sie es verdienen, daß ehrliche Leute sie in die Hand nehmen), daß der Bischof Macieiowski und die Männer, die ich hier anführe, weit vortrefflicher gewesen sind, als ich sie hier zu schildern vermochte, und besäße ich so viele Beredsamkeit, als sie Würde besaßen, so bedürfte es anderer Zeugen nicht; auf mein bloßes Wort sollte mir Jeder glauben, der sie nicht gekannt hat

Als es zu dem dritten Gespräche kam, ging der Bischof, da er nach Tische ein kurzes Schläfchen machen wollte, in sein Kabinet, nachdem er, wie früher, Herrn Lubelski sein Amt übertragen und befohlen hatte, daß die

begonnenen Gespräche zu Ende gebracht werden sollten.

Nachdem er sich entfernt, wartete ein Jeder, wer wohl zuerst den Auftrag, zu sprechen, erhalten würde, ob Herr Myszkowski, daß er die Rede über den Hof-Cavalier zu Ende führe, oder Herr Kostka, daß er die Hof-Dame schildere.

Da begann Lubelski: Nun, Herr Kostka, Jeder möchte die Dame schön aufgeputzt sehen; werden aber jene Reize, in die Ihr sie kleidet, bedeutend und augenscheinlich sein, so wird Jeder von uns glauben, daß Ihr eifersüchtig auf uns seid und ihr nicht traut.

Kostka erwiderte: Hätte ich sie so schön, so wollte ich sie ohne allen Putz zeigen, wie Paris die drei Göttinnen zu sehen wünschte; wenn sie mir aber nicht einige ehrliche Frauen, die ich hier jetzt nicht sehe, werden ankleiden helfen, so weiß ich sicher, daß sie Niemanden hier gefallen wird. So lange also die Meinung über sie herrscht, daß sie wunderschön sein soll, so ist's besser, sie gar nicht zu zeigen und lieber das anzuhören, was Herr Myszkowski noch über den Hof-Cavalier zu sagen hat, denn ich bin sicher, daß wir dort etwas Vorzüglicheres zu hören bekommen, als ich zu sagen vermag.

Darauf sprach Myszkowski: Was ich noch

dazuzufügen habe, ist nicht so nothwendig, daß sich der Hof=Cavalier nicht ohne dasselbe sollte behelfen können. Im Gegentheil gehört es nicht einmal recht zu der Sache, von welcher die Rede ist; denn ich wollte sagen, was man früher in Polen unter einem verstand, der den Ritterschlag bekommen hatte, zu welchem Zweck diese Einrichtung getroffen war, und warum man ihm erlaubte, Gold um Hals und Finger zu tragen, und so lange das Gold noch nicht so billig war, Messing zum Pferdegeschirr, zu Sporen und Steigbügel zu verwenden. Ich wollte auch der heidnischen Höfe erwähnen, wie des Hofes des türkischen Kaisers, des Schah's von Persien u. s. w. und der ritterlichen Uebungen und Gebräuche an jenen Höfen; ob sie uns in Manchem ähnlich sind, oder wir uns in Manchem von ihnen unterscheiden. Aber ich sehe, dazu ist jetzt nicht die Zeit; Jeder wird jetzt lieber Euch, als meine überflüssige Untersuchung hören wollen.

Im Gegentheil, Herr Myszkowski, fiel Boianowski hier ein, das, was Ihr sagen wolltet und noch Anderes, ist weit nothwendiger als eine Hof=Dame, zumal da Alles, was dem Hof=Cavalier beigelegt worden ist, ihr auch wohl ansteht: denn auch sie soll auf Zeit und Ort Acht haben; auch sie soll in Allem

Maß halten und den Anstand beobachten, wie der Hof=Cavalier. Darum wäre es besser, Ihr sagtet uns etwas über den Herrendienst, d. h. in welcher Art und wie der Hof=Cavalier seinem Herrn dienen soll, wenn er ihm etwas in Betreff seiner eigenen Person auf=trägt, als daß Eins mit dem Andern vermischt wird und ehe wir mit dem Hof=Cavalier fertig sind, das Gespräch über die Hof=Dame beginnen soll.

Da sprach Lubelski: Ich glaube, jeder Herr wird einem so ausgezeichneten Hof=Cavalier derlei Nebendienste erlassen, und wenn Ihr sagt, daß nicht Eins mit dem Andern vermischt werden soll, so erwidere ich dagegen, daß kein Hof, selbst der des größten Herrn nicht ausgenommen, ein rechter, d. h. ein glänzender, wohlversehener und heiterer sein kann, wenn es keine Frauen daran gibt. So kann auch ein Gespräch über den Hof=Cavalier nicht vollständig sein, wenn nicht auch über die Frauen gesprochen und nicht Eins mit dem Andern verbunden wird, denn das schöne Geschlecht vergrößert den Werth des Hofes; es erhebt das Herz des Mannes, so daß jeder, der liebt, zu Allem bereitwilliger wird, daß er kühner, lebendiger ist, als der, den die Liebe nicht berührt hat.

Hier bemerkte Wapowski: Wer etwas von

dem Getränk wünscht, von dem die Menschen verrückt werden, da ist es.

Lubelski erwiderte dagegen: Herr Kostka, laßt Euch nicht zum dritten Male erinnern, sondern beginnt sogleich Eure Rede.

Darauf begann Kostka: Ich weiß sehr wohl, lieber Herr, daß ich meiner Aufgabe schwerlich genügen werde; leichter würde es mir fallen, das Bild einer mächtigen Fürstin zu entwerfen, die über den Erdkreis zu herrschen verdiente, als fest zu stellen, wie eine Hof-Dame in jeder Hinsicht beschaffen sein soll; denn eine Hof-Dame, die Allen insgesammt, ohne ein „Aber," gefiele, und von der man ein Muster aller Tugenden und Sitten, mit Schönheit verbunden, nehmen könnte, gibt es und hat es nie gegeben; große Frauen aber, fürstlichen und königlichen Standes hat es genug gegeben und gibt es jetzt noch einige auf der Welt, die man sich beim Schildern solcher Vollkommenheiten zum Muster nehmen könnte. Dennoch, wenn es nicht anders sein kann, will ich angeben, wie die Hof-Dame meiner Ansicht nach beschaffen sein soll. Und wenn sie nun so dasteht, wie sie mir gefällt, und ich eine vorzüglichere zu ersinnen nicht vermag, so mag diese mir bleiben, wie jene aus Elfenbein dem Pygmalion blieb.

Was nun zuerst das anbetrifft, was Herr

Boianowski sagte, daß Alles, was sich für den Hof-Cavalier schicke, auch für die Hof-Dame anständig sei, so bin ich darin anderer Meinung; denn es gibt einige Dinge, die beiden gleich nothwendig sind, andere dagegen schicken sich mehr für die Frau, als für den Mann; noch andere gibt es, die dem Manne geziemen, die aber die Frau stets vermeiden muß. Vor Allem soll sich die Frau in Gestalt, Wort und Benehmen vom Manne unterscheiden, denn wie der Mann in jeder seiner Handlungen zeigen soll, daß er wie eine Eiche ist, so soll dagegen sich bei der Frau eine verhältnißmäßige Zartheit und weibliche Feinheit zeigen, so daß man weder im Stehen, Gehen, Reden, noch in irgend einer Handlung etwas Männliches an ihr sehe. Dann erst, wenn die Hof-Dame dieß berücksichtigt, können ihr die Eigenschaften des Hof-Cavaliers (wenn gleich nicht alle) dienlich sein; wie daß sie von Adel sei, sich vor Ziererei in Acht nehme, in Allem, was sie beginnt, Anmuth zeige, gute Sitten habe, nicht wenig Kenntnisse und viel Scharfsinn und Ueberlegung besitze, nicht stolz, intriguant, zänkisch, hochmüthig, lügenhaft oder unsittlich sei, von Niemanden schlecht spreche und sich nicht nur die Gunst der Fürstin oder Königin, an deren Hofe sie mit ihrem Gemahl sich aufhält, sondern auch die aller andern

dort lebenden Menschen zu erwerben verstehe. Noch viele andere Eigenschaften des Hof=Cavaliers passen auch für die Hof=Dame. Schönheit dagegen und wohlgestaltete Glieder sind der Frau nöthiger, als dem Manne, denn derjenigen geht viel ab, die nicht schön ist. Dazu soll sie noch vorsichtiger sein als der Mann, und ein scharfes Auge darauf haben, daß man ihr nichts Schlechtes nachreden könne; kurz sie soll so auftreten, daß man nicht nur nichts Unanständiges an ihr erblickt, sondern daß sie auch nicht einmal in den leisesten Verdacht kommen kann. Denn es ist der Frau nicht gegeben, wie dem Manne, sich herauszubeißen und die bösen Zungen der Menschen zu zügeln. Es gibt auch noch andere Tugenden, die sich sowohl beim Hof=Cavalier, als bei der Hof=Dame finden sollen, wie Klugheit, ein hoher Sinn, Mäßigkeit und einige andere; dazu kommt, daß die Hof=Dame auch Vieles mit andern achtbaren Frauen gemein hat, denn alle insgesammt müssen eheliche Tugenden, Schamhaftigkeit, Güte, Ueberlegung, Ordnungsliebe und wissenschaftliche Bildung besitzen. Aber die Hof=Dame soll vor Allem durch etwas Eigenthümliches sich auszeichnen, und wie Herr Kryski dem Hof=Cavalier eine Profession, die ritterliche Beschäftigung, vorschrieb, so empfehle ich der Hof=Dame vor

Allem, daß sie menschenfreundlich, angenehm und beredt sei. Sie soll auf eine ehrbare und anmuthige Weise mit Rücksicht auf Zeit und Ort einen Jeden unterhalten können, der sich mit ihr in ein Gespräch einläßt, so daß sie die Persönlichkeit eines Jeden berücksichtigt und weiß, mit wem sie spricht. Doch dazu sind ihr schöne Sitten, Bescheidenheit, Anstand (von dem sie sich im Benehmen nimmer entfernen darf) und ein scharfer Verstand nöthig, so daß ein Jeder erkenne, daß sie eben so unterhaltend, witzig und menschenfreundlich, als klug, schamhaft und gesetzt ist. Darum darf sie weder nach der einen, noch nach der andern Seite das Maß überschreiten, sondern sie soll sich gewissermaßen zwischen zwei Gegensätzen in der Mitte halten und durchaus nicht über eine gewisse Gränze hinaus gehen. Z. B. wenn sie sich zufällig bei einem nicht gerade sehr würdigen Gespräch befindet, soll sie nicht sogleich aufspringen und sich davon entfernen, um sich als eine gesetzte Dame von strenger Lebensart zu zeigen; denn ein Anderer könnte denken, daß sie es darum thue, um etwas zu verdecken, wovon sie glaube, daß es die Leute merken, überdieß kann ein so ungestümes Benehmen Niemanden gefallen. Ebenso wenn sie sich kühn und witzig zeigen will, so spreche sie nicht unanständig und schamlos, denn aus

so einer ungemessenen und ungezügelten Kühnheit schließen die Menschen gern Böses, wenn die Frau mitunter auch nicht schuldig ist. Sollte aber Jemand in ihrer Anwesenheit sich solche Reden erlauben, so höre sie dieselben mit Scham und Erröthen an. Andere Damen haben auch die Gewohnheit, daß sie es sehr gern hören, wenn man von andern Frauen schlecht spricht, und es auch gern selber thun, darum leiten sie die Männer oft selbst auf diesen Gegenstand und erkundigen sich nach fremder Liebe. Und wenn sie etwas der Art erfahren, so treten sie die Sache breit, schreien, daß es alle Welt hört, wiederholen unter einander jeden Umstand mit einer wunderbaren Freudigkeit und unter Lachen, und übertreiben den Werth der Geschenke, wenn eine Dame deren bekommen hat, so daß es den Anschein gewinnt, als wären sie eifersüchtig auf sie. Darum wird ein verständiger Mann, obgleich er sich stellt, als höre er es gern, von solchen eine schlechte Meinung bekommen und ihren Werth gering anschlagen, und zwar mit Recht, denn in Folge eines solchen Gesprächs kommen die Damen auf einen Punkt, wo nichts Anderes übrig bleibt, als schlecht von ihnen zu denken. Ein Anderer glaubt vielleicht gar, sie wollen ihm damit andeuten, er solle sich weiter mit ihnen einlassen, woraus ihnen große

Schande und üble Nachrede erwächst. Der Hof=Dame sei also diese Sitte fremd, und wenn sie so etwas von einer andern Frau hört, so betrübe sie sich lieber, anstatt zu lachen, und glaube solchen Worten nicht. Immer wird man von denjenigen Frauen, die es für ein Wunder halten, daß eine Frau ausschweifend leben sollte, eine gute Meinung haben, denn Jeder von uns urtheilt so: Wenn diese einen Fehltritt für etwas so Furchtbares und Unerhörtes hält, so denkt sie sicher nicht daran, zu sündigen. Daraus folgt, daß eine solche Frau bei allen Menschen in großen Ehren stehen muß; denn ihre Würde, verbunden mit Güte, ist wie ein fester Schild gegen alles Unsittliche; und man schätzt ein geneigtes Wort, das geringste Zeichen der Huld von einer solchen Frau höher, als die größten Bewerbungen und die offenbarsten Gunstbezeugungen einer andern, die dabei wenig Schamhaftigkeit beobachtet. Selbst wenn eine tugendhaft ist, so bringt sie sich doch durch ein freches Lachen, durch zu freie Reden in einen unvortheilhaften Ruf. Wie aber jeder Mensch, welcher will, daß es ihm nicht an Worten fehlt, um einigermaßen über etwas scherzen zu können, vorher nicht wenig Kenntnisse im Kopfe haben muß, so muß auch die Hof=Dame, abgesehen von ihrer na=

türlichen Umsicht, mit der sie sich in allen Verhältnissen benehmen soll, auch viele nützliche Kenntnisse besitzen, damit sie, wenn sie anständig unterhalten will, auszuwählen vermag, was sie mit irgend welcher Person (wie ich eben gesagt habe) zu sprechen hat, und daß ihr nicht unwillkürlich ein Wort entschlüpfe, wodurch jene beleidigt werden könnte. Ferner hat sie sich vor unvorsichtigem Eigenlobe in Acht zu nehmen, oder davor, daß sie ihre Rede nicht bis zum Widerwillen ausdehnt. Wichtige und ernste Dinge soll sie in eine kurzweilige Unterhaltung nicht hineinziehen, und ebensowenig in eine ernste Unterredung Scherze. Auch anständige Uebungen soll die Frau nicht vernachlässigen, und wenn sie etwas nicht versteht, soll sie sich nicht den Schein geben, als verstände sie es; worin sie aber ihren Werth sieht, dessen mag sie sich bescheiden zu ihrer Ehre bedienen und sich in keiner Sache zieren (wie das bereits gesagt worden ist). Wenn die Leute eine solche Frau betrachten, mit ihren anständigen Sitten, ihrer angenehmen, gebildeten Unterhaltung, ihrer Würde und ihrer Anmuth in Allem, was sie beginnt, so müssen sie auch Alles Uebrige mit Bewunderung loben, und leicht wird sie ein Anderer jenem großen Hof-Cavalier gleichstellen, dessen Modell jene Herren uns gezeigt haben.

Hierauf schwieg Kostka, als wäre er zu Ende und wüßte weiter nichts zu sagen.

Da sprach Boianowski: Ihr habt uns etwas in der Luft gezeigt, was weiter Niemand sieht, als Euer eigenes Auge, und auch das bildet sich wahrscheinlich nur ein, daß es etwas sehe; oder Ihr habt nicht gewollt, daß wir es vollständig verständen, denn ich habe Euch nicht begriffen. Ihr verlangt von dieser Dame, daß sie viele Kenntnisse besitzen soll: nun weiß ich nicht, was das für Dinge sein sollen; sie müssen genannt werden; ferner soll die Frau gewisse anständige Uebungen treiben: auch diese kenne ich nicht. Dazu, sagt Ihr, müsse sie folgende Tugenden besitzen: Weisheit, Hochherzigkeit, Mäßigkeit; ich weiß aber nicht, wozu die Dame diese Tugenden gebrauchen soll, ob zu ihrer häuslichen Einrichtung, zur Erziehung ihrer Kinder, zur Verwaltung des Einkommens und des Vermögens ihres Gemahls, oder zu der Profession, die Ihr derselben eigenthümlich zugewiesen habt, d. h. daß sie mit einer freundlichen und angenehmen Unterhaltung Jeden erfreuen könne. Und dann bedenkt doch recht, was das für hohe Tugenden sind, die Weisheit, die Hochherzigkeit und Mäßigkeit; hütet Euch, sie zu geringfügigen Diensten zu verwenden, damit sie sich später nicht schämen dürfen.

Herr Boianowski, erwiderte Kostka, Ihr könnt nichts Anderes, als gegen die Frauen zu Felde ziehen. Ich glaube genug gesagt zu haben, besonders für Eure klugen Ohren; denn das sieht hier doch Jeder ein, daß die Frau nicht in den Fall kommen wird, im Turnier aufzutreten, und daß es ihr nicht ziemt, ein Pferd zu tummeln oder zu fechten und zu ringen, was lauter Uebungen der Männer sind.

Bei den Griechen, bemerkte Dersniak, war es vor alten Zeiten Sitte, daß die Frauen mit den Männern nackt sich im Ringkampf übten, aber diese gute Sitte ist zugleich mit andern verschwunden. Doch habe ich Frauen gekannt und es gibt deren noch, die mit Schwert und Dolch so gut umzugehen wissen, wie irgend ein Mann; auch im Reiten und Tummeln eines Pferdes geben sie einem Reiter nichts nach. Die Jägerinnen erwähne ich gar nicht, von denen Polen voll ist.

Darauf erwiderte Kostka: Ich schildere diese Dame nach meinem Geschmack, und darum will ich nicht, daß sie sich mit männlichen Uebungen, die Kraft erfordern, befasse; aber auch nach dem Tanze (der die einzige, für die Frauen anständige Leibesübung ist) soll sie keine zu große Sucht an den Tag legen, sie soll nicht zu heftige Sprünge machen und

keine Selbstgefälligkeit zeigen, sondern man soll auch hier ihre Zartheit und eine gewisse angeborne Feinheit, die diesem Geschlechte so wohl ansteht, wahrnehmen. Ferner verlange ich, daß jeder Schritt mit Demuth und Schamhaftigkeit verbunden sei, denn diese beiden Tugenden zieren die Frau hinreichend. Dazu sei der Anzug anständig, und es sei keine Uebertreibung darin zu merken. Daß es den Frauen erlaubt ist, sich zu putzen und für ihre Schönheit Sorge zu tragen, auch das ist für sie eine angemessene Hülfe. Die Hof-Dame muß sich selber hinlänglich kennen, um zu wissen, was sie schmückt und was sie entstellt. Wenn sie ein heiteres Gesicht und lebhafte Reize besitzt, muß sie glärzende und heitere Farben wählen; eine andere dagegen, die von Natur ernster ist, wird diesen würdigen Ernst durch den Putz und ein entsprechendes Benehmen bedeutend erhöhen. So auch, wenn sie ein wenig zu voll oder zu mager, weiß, blaß oder brünett ist, soll sie dafür Mittel haben und sich nicht mit Schminken und Wassern, sondern mit Putz und Reinlichkeit zu helfen wissen, jedoch so versteckt und unmerklich, daß es den Anschein gewinnt, als kümmere sie sich um den Aufputz gar nicht. Wenn sodann Herr Boianowski fragt, was das für Dinge seien, in denen die Hof-Dame Kenntnisse besitzen,

und wenn er überdieß wissen will, wozu sie jene Tugenden, Weisheit, Hochherzigkeit, Mäßigkeit und andere gebrauchen soll, ob zu den Vergnügungen des Hofes oder zur häuslichen Ordnung, so antworte ich hierauf also: Die Hof=Dame bedarf, außer ihrer natürlichen Einsicht, auch eines durch die Bücher geschärften Verstandes. Darum soll sie lesen, soll ein ihrem Geschlecht entsprechendes Instrument spielen können; endlich würde mir's nicht unlieb sein, wenn sie auch einige Kenntnisse von dem Allem besäße, was jene Herren von dem Hof=Cavalier verlangen; nicht um es anzuwenden (obgleich es ihr ganz wohl anstehen wird, mitunter harmlos zu scherzen), sondern um unterscheiden zu können, wer unter mehreren Personen darin am vollkommensten ist, und um nach Bedürfniß loben und tadeln zu können. Obgleich es scheint, daß jene erhabenen Tugenden: die Weisheit, Hochherzigkeit und Mäßigkeit, der Frau zu den Vergnügungen des Hofes wenig nützen, so will ich dennoch, daß die Hof=Dame damit geschmückt sei, nicht sowohl zum Vergnügen (obwohl sie auch dazu mitunter zu Statten kommen), sondern zu ihrer Vollkommenheit, damit sie, im Besitz aller Vorzüge, jener Glückseligkeit theilhaftig werde, die einzig auf einem tugendhaften Lebenswandel beruht.

Es nimmt mich Wunder, sprach Boianowski lächelnd, daß Ihr von den Frauen nicht verlangt, daß sie auch als Gesandtinnen auf dem Reichstage erscheinen, daß sie richten, ein Heer anführen, die Männer dagegen die Spindel drehen sollen, da Eure Dame so viele Haupttugenden besitzen, so viel lesen und verstehen soll.

Und warum nicht? versetzte Kostka; auch das wäre vielleicht so übel nicht. Plato, ein großer Philosoph, trägt, obgleich er, wie aus seinen Schriften zu ersehen, den Frauen nicht sehr gewogen ist, doch denselben die Vertheidigung und Bewachung der Stadt auf, den Männern dagegen die übrigen Kriegsgeschäfte. Und glaubt Ihr, daß sich nicht auch unter ihnen solche finden sollten, die ein Heer zu führen verstehen? Doch habe ich das nicht von ihnen verlangt, denn ich schildere jetzt eine Hof=Dame, nicht eine Königin. Aber mir scheint, Ihr sucht Streit, um Eure gestrigen Aeußerungen wieder auf's Tapet zu bringen, worin den Frauen grausames Unrecht geschieht. Ihr äußertet nämlich gestern, die Frau sei das unvollkommenste Geschöpf, sie besitze wenig oder gar keine Würde, in Vergleich mit der Würde des Mannes, und sie sei nicht im Stande, aus sich selbst Gutes zu thun.

Wer aber diese Ansicht hat, der befindet sich in einem großen Irrthum.

Ich will nicht wiederholen, entgegnete Boianowski, was gestern gesagt wurde, und obgleich ich weiß, daß Ihr mich schon bei einigen Damen verklagt habt, hege ich doch die Hoffnung, daß sie lieber werden bei der Wahrheit beharren, obgleich sie ihnen ein wenig in's Gesicht schlägt, als das annehmen wollen, was Ihr ihnen (um Euch einzuschmeicheln) darbietet, denn es kann gar nicht anders sein, als daß Ihr in dieser Hinsicht übertrieben habt. Es genügte, zu sagen, daß die Hof=Dame schön, achtbar, gesetzt, umsichtig, gefällig und menschenfreundlich sein, daß sie unterhalten, aber sich nicht in ein schlechtes Licht setzen solle und Anderes der Art. Allein Ihr habt sie so hoch gestellt, habt ihr solche Tugenden und Kenntnisse vorgeschrieben, daß selbst Sokrates und Kato und alle anderen Philosophen ihr nachstehen. Endlich, da Ihr so viel aufzähltet, was selbst bei Männern jener früheren Zeit nicht zu finden ist, so war es kaum mehr anzuhören, geschweige denn, daß man darauf hätte eingehen können. Ich will, wie gesagt, nicht erwähnen, was gestern gesprochen wurde, aber das behaupte ich, was ich von gelehrten Männern gehört habe, daß

die Natur, die immer nur gern das Vollkommene hervorbringe, wenn sie könnte, immer nur lauter Männer auf die Welt setzen würde, und wenn eine Frau geboren werde, so geschehe dieß durch irgend einen Irrthum, oder eine gewisse Mangelhaftigkeit, und gegen den Willen der Natur. Sowie nämlich ein Anderer blind, lahm oder buckelig geboren wird, wie der Baum mitunter eine Frucht hervorbringt, die nie reif wird, so können wir auch von den Frauen sagen, daß sie nur von Ungefähr und des Spasses halber auf die Welt kommen. Um Euch von der Wahrheit dieser Ansicht zu überzeugen, dürft Ihr nur die Handlungen der Frauen und die der Männer beobachten; daraus werdet Ihr ersehen, wer vor den andern den Vorrang hat. Dennoch, da die Frauen an ihrer Unvollkommenheit nicht schuld sind, sollen wir sie nicht verachten und ihnen nicht die Ehre versagen, die sie verdienen; sie aber höher zu stellen, als sie hinauf können, halte ich für eine große Thorheit.

Kostka wartete hier, ob Boianowski etwa weiter spräche; da er nun sah, daß er schwieg, gab er ihm Folgendes zur Antwort: Ich weiß nicht, Herr Boianowski, worin Ihr diese Unvollkommenheit der Frauen findet, außer etwa darin, daß sie nicht die Kraft und Rüstigkeit

der Männer besitzen; aber deßhalb sind sie noch nicht unvollkommen, denn wenn die Kraft und Rüstigkeit allein den Werth bestimmen würde, so stände immer der Soldat, der drein schlägt, höher, als der Feldherr, der die Leute führt. Und doch sehen wir, daß es sich anders verhält. Meint Ihr aber ihren Verstand, so behaupte ich, daß die Frau Alles so gut lernen kann als der Mann, und daß ihr Scharfsinn nicht um ein Haar geringer ist als der unsrige. Im Gegentheil lehrt uns die Philosophie, daß der einen schärfern Geist besitzen muß, der einen zartern Körper hat; und da dieß bei den Frauen der Fall ist, so bleibt nichts weiter übrig, als anzunehmen, daß sie geeigneter zum Erfassen der Kenntnisse sind, als die Männer. Doch gehen wir weiter. Ihr hießt mich die Handlungen der Frauen und die der Männer betrachten, und daraus sollte ich ersehen, wer vor dem Andern den Vorzug habe. Ich wünschte dagegen von Euch, daß Ihr sorgfältig die Wirkungen der Natur, unserer Aller Mutter, betrachtetet, nach welchem Zwecke sie wirkt; und wenn Ihr genau beobachtet, werdet Ihr es nicht anders finden, als daß sie mit Nothwendigkeit und zum Ruhme und nicht von Ungefähr und des Spasses halber solche Wesen auf die Welt setzt, wie die Frauen sind. Denn was in ihnen anders ist, als in

den Männern, ist Alles zu unserm Wohle. Die Natur hat den Frauen nicht die Kraft, nicht die Strenge des Mannes verliehen; da sie dieß selbst fühlen, müssen sie furchtsamer, vorsichtiger, besonnener sein als wir; und darum erziehen sie die Kinder, so lange sie klein sind; die erwachsenen üben die Väter. Was der Mann durch seine Stärke und Thatkraft an Vermögen erwirbt, das erhält die Frau durch Wirthschaftlichkeit und Emsigkeit, worin sie nicht weniger Lob verdient, als der, welcher gut zu erwerben versteht. Wenn Ihr überdieß in die Geschichte der alten und neuen Welt blickt (obgleich die Männer die Thaten der Frauen stets dürftig gelobt haben), so werdet Ihr Euch überzeugen, daß zu wackern Thaten die Frauen immer ebenso bereit gewesen sind, als die Männer. Es hat ihrer gegeben, die Kriege geführt und große Siege errungen haben; die Königreiche regierten und Alles thaten, wie die Männer; und unter ihrer weisen Regierung wurde Niemand in seinem Rechte gekränkt, noch vom Feinde geplündert, noch von Nachbarn bedrückt.

Wendet Ihr Euch zur Wissenschaft, so berichten die Geschichtschreiber viel darüber und zählen viele auf, welche die Philosophie verstanden, andere, die gute Gedichte machten; endlich erwähnen sie auch solche, die vor Ge-

richt auftraten, sich für Jemandes Unschuld verwandten und durch ihre große Beredsamkeit Manchen vom Untergange retteten. Da also der Mann in Wirklichkeit nicht vollkommener ist, als die Frau, und die Frau auch in Betreff ihrer Eigenschaften ihm in Nichts nachgibt, wie das schon gezeigt worden ist, so weiß ich nicht, warum Ihr ihm so sehr das Wort redet und ihn über die Frau stellt. Wenn Ihr aber sagt, daß die Natur, die immer nach Vollkommenheit strebt, wenn sie könnte, lauter Männer auf die Welt setzen würde, und wenn eine Frau geboren werde, so geschehe dieß durch einen Irrthum oder eine gewisse Mangelhaftigkeit und gegen den Willen der Natur, so stimme ich dem nicht bei; denn ich weiß nicht, warum die Natur nicht sollte Frauen schaffen wollen, da ohne sie das Menschengeschlecht untergehen müßte, und die Natur doch für nichts größere Sorgfalt trägt, als daß jedes Ding in seiner Wirklichkeit erhalten werde. Darum setzt sie durch die Verbindung der beiden, des Mannes und der Frau, Kinder in die Welt, welche die Wohlthaten, die sie in der Kindheit empfangen, ihren alten Eltern erwidern; denn sie dienen ihnen und lassen sie nicht nothleiden; endlich erneuern sie sie gleichsam, indem sie auch ihrerseits wieder Kinder zeugen, von denen sie für das

Alter dasselbe hoffen, was sie ihren Eltern gethan haben. So und in dieser Weise den Kreislauf fortsetzend, gibt die Natur uns Sterblichen Unsterblichkeit. Da nun die Frau ebenso nothwendig ist wie der Mann, so kann ich nicht finden, warum das Eine zum Ruhme, das Andere durch einen Zufall solle geboren werden. Allerdings strebt die Natur stets zur Vollkommenheit, und darum bringt sie den Menschen hervor, aber nicht lieber den Mann als die Frau, denn wenn lauter Männer geboren würden, so würde die Natur nicht mehr zur Vollkommenheit streben. Wie nemlich aus den beiden Bestandtheilen, dem Körper und dem Geiste, etwas Vollkommenes hervorgeht, als Vereinigung beider, nämlich der Mensch, so entsteht auch aus der Verbindung zweier Personen, des Mannes und der Frau, dasjenige, was das Menschengeschlecht nicht untergehen läßt. Denn wenn es anders wäre, müßte es sicher untergehen; und aus dieser Fortpflanzung durch Paare folgt, daß nicht Eins ohne das Andere bestehen kann. Endlich ist auch das kein rechter Mann, der kein Weib hat, und das nicht eine rechte Frau, die ohne Mann lebt. Da dieß die alten heidnischen Philosophen einsahen, daß nemlich ein Geschlecht in sich nicht vollkommen sei, so legten sie ihrem Gott beide Geschlechter bei; da-

rum sagt Orpheus, Jovem esse masculum et foeminam (Jupiter sei männlich und weiblich); und in der heiligen Schrift lesen wir, daß Moses sagt: Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und er schuf sie ein Männlein und Fräulein. Wenn die Dichter von den Göttern sprechen, so setzen sie oft ein Geschlecht für das andere und mischen Alles unter einander.

Darauf erwiderte Boianowski: Ich will mich mit Euch nicht in ein tiefes Gespräch einlassen; und wenn ich's auch wollte, so kann ich es nicht. Denn das halte ich für ein wirkliches Zeichen der männlichen Vollkommenheit, daß jede Frau gern ein Mann sein möchte, und darnach würde sie sich sicher nicht sehnen, wenn sie nicht sähe, daß der Mann in Allem besser sei, als die Frau.

Die Frauen, antwortete Kostka, sehen in uns nichts Besseres, Herr Boianowski; doch die Armen möchten gern um der Freiheit willen Männer sein, sie möchten gern unserer strengen Obergewalt entgehen, die wir uns über sie angemaßt und mit der wir sie über Gebühr geknechtet haben.

Das eben, versetzte Boianowski, kann man nicht anders als eine Unvollkommenheit nennen, daß sie sich in der Regel zum Voraus

vor etwas fürchten; der Mann aber besitzt diese schmachvolle Furchtsamkeit nicht.

Was Ihr eine Unvollkommenheit nennt, erwiderte Kostka, ist die Folge einer guten Eigenschaft, nämlich des schnellen und scharfen Verstandes; denn die Frau sieht in der Regel die Gefahr früher als der Mann. Es gibt sehr viele Männer, die weder irgend ein Leiden, noch den Tod fürchten, und doch halten wir sie nicht für muthig und kühn; denn sie thun dieß blind und ohne Ueberlegung, indem sie in ihrer Stumpfheit die Gefahr weder sehen, noch kennen. Ebenso verhält sich's mit dem Wahnsinnigen; denn was er thut, thut er bewußtlos. Der wahre Muth kommt aus einem gesetzten Verstande, wenn der Mensch seine Ehre höher schätzt, als alle Gefahren der Welt, und wenn er auch den Tod vor sich sieht, doch so fest und kräftig mit vertrauensvollem Herzen und Gemüth bei seinem Vorhaben verharrt, daß ihn jene Gefahr nicht im Entferntesten davon abzuhalten vermag. Solcher Menschen hat es, wie die Geschichte lehrt, keine geringe Zahl gegeben, und darunter Frauen genug, die in Muth und berühmten Thaten den Männern nicht nachstanden. Auch in unserer Zeit könnte man deren eine nicht geringe Zahl aufzählen.

So haben, spottete Boianowski, jene berühm-

ten Thaten damals begonnen, als die erste Frau, nachdem sie selbst gesündigt hatte, auch unsern Vater Adam zur Sünde verführte; und so kommen gewissermaßen wie ein Erbtheil Tod, Schmerz, Noth, Arbeit, Elend und alle Uebel dieser Welt über uns.

Wollt Ihr in die Sakristei, sprach Kostka, so will ich Euch auch dahin folgen. Wißt Ihr denn nicht, daß diesen Fehltritt wieder eine Frau gut gemacht und uns ungleich mehr Gutes erworben hat als Eva Böses? Aber ich will jetzt nicht erwähnen, wie die Jungfrau Maria vor allen Menschen auf der Welt heilig und gesegnet ist; denn diesen heiligen Namen in unser geringfügiges Gespräch zu mischen, geziemt sich nicht. Auch die Frauen will ich nicht erwähnen, die sich für den Namen Christi martern ließen; ebensowenig die, welche durch ihre Ueberredungskraft viele Götzendiener bekehrt haben; denn ich weiß, daß Ihr mir darauf antworten werdet, das habe der heil. Geist durch sie gethan. Wahr ist's; ich aber sage dagegen, das ist die größte und ruhmvollste Tugend, von der Gott der Herr durch seinen Geist Zeugniß gibt; denn in ein böses Herz kommt der Geist Gottes nicht. Auch gab es noch viele andere heilige Frauen, deren Namen nicht so berühmt geworden sind. Der heil. Hieronymus erwähnt mit Verwunderung einige

seiner Zeit und rühmt ihre Gottseligkeit so sehr, daß er den heiligsten Mann nicht mehr hätte loben können. Und wie viele gibt es, über welche die schriftlichen Nachrichten verloren gegangen sind, oder die keinen fanden, der ihre Tugenden in Schriften verherrlichte, während Andere aus Neid, wie ich früher sagte, sie nicht verherrlichen wollten. Doch das gehört an einen andern Ort. So viel sage ich nur, Herr Boianowski, daß Ihr mir nicht einen Mann von vorzüglichen Eigenschaften zeigen könnt, neben den ich Euch nicht sogleich eine Frau, Tochter, Schwester oder eine Verwandte stellen könnte, die ihm gleich oder noch berühmter gewesen, als er. Ueberdieß waren viele Frauen Ursache zum Guten, nicht nur für ihre Männer, sondern für ihr ganzes Volk insgesammt; oft verstanden sie es auch, deren Fehler zu bessern und zum Guten zu kehren. Vermögen also die Frauen alle die Tugenden auszuüben, wie die Männer, wie man das oft hat sehen können, so weiß ich nicht, wie Ihr daran Anstoß nehmen könnt, daß ich von der Hof-Dame so viel verlangte. Denn wie viele Männer es auf der Welt gegeben hat, oder jetzt noch gibt, die jenem Hof-Cavalier gleichen, den jene Herren geschildert haben, so viele Frauen hat es immer gegeben und gibt es

noch, die von der Hof=Dame, die ich schilderte, wenig verschieden sind.

Boianowski entgegnete hierauf: Wenn ich Euch jetzt fragte, was das für so berühmte Frauen gewesen, die mit großen Männern blutsverwandt und an Tugenden ihnen gleich wären; oder welche Veranlassung zum Guten sie gegeben und welche Fehler der Männer sie wieder gut zu machen wußten, so würdet Ihr sie mir sicher nicht herzählen können.

Ihr habt Recht, ich würde es nicht können, antwortete Kostka; denn wollte ich sie alle herzählen, so würde ich dazu viel Zeit gebrauchen; und je tiefer ich in die Geschichte einginge, desto mehr würde sich ihre Zahl vergrößern. Rühmlich spricht die Geschichte von der Gemahlin des Marcus Antoninus, von der Schwester des Augustus Octavia; ferner von der Porcia, der Tochter des Cato, der Gemahlin des Brutus; ferner von der Caja Cäcilia, der Gemahlin des Tarquinius, von der Cornelia, der Tochter des Scipio; und solcher gab es eine große Anzahl in Rom. Gehen wir zu andern Nationen. Was that Alexandra, die Gemahlin des jüdischen Königs Alexander? Als diese nach dem Tode ihres Gemahls die allgemeine Aufregung sah, wußte sie es durch ihre Weisheit dahin zu bringen,

daß die Leute, die, um sich wegen der Grausamkeit Alexanders zu rächen, seine Kinder ermorden wollten, ihren gerechten Zorn fahren und sich besänftigen ließen. So viele Menschen Alexander während einer langen Zeit durch zahlreiche Grausamkeiten gegen sich und seine Kinder aufgereizt hatte, so viele söhnte sie in einer Stunde mit ihren Söhnen wieder aus.

Erzählt uns, wie sich das verhielt, sprach Lubelski.

Als Alexandra, fuhr Kostka fort, ihre Kinder in so großer Gefahr sah, ließ sie den Leichnam Alexanders auf den Markt tragen. Dann berief sie die Einwohner um sich und sprach: Ich weiß, daß Ihr eine gerechte Ursache zum Zorne gegen meinen Gemahl habt, denn das hat er durch die grausamen und unerträglichen Bedrückungen verschuldet, mit denen er euch geplagt. Darum, und damit Ihr seht, daß ich ihn nie dazu veranlaßt, sondern im Gegentheil, so viel ich vermochte, ihn von einer solchen Grausamkeit abgebracht habe, ließ ich ihn auf den Markt werfen, damit er seine Strafe empfange, da in seinem Leben weder ich, noch Ihr ihn strafen konntet. So thut denn mit ihm, was ihr wollt; sei es, daß Ihr ihn den Hunden zum Fraß vorwerfen oder eine andere Grausamkeit an ihm verüben wollt, wie er an Euch, das stehe Euch

Alles frei; nur für die unschuldigen Kinder bitte ich, habt Mitleid mit ihnen; denn diese sind nicht nur an nichts schuld, sondern konnten die Bosheit ihres Vaters auch nicht einmal wissen. — Diese Worte der Königin hatten eine solche Kraft, daß der Rachedurst in den entflammten Herzen der Menschen erlosch, so daß sie die Kinder nicht nur einstimmig zu Königen ausriefen, sondern auch den Leichnam Alexanders auf eine ehrenvolle Weise bestatteten. Eine große Umsicht besaß diese Frau, daß sie Allem so weise vorbeugte. Und was ihren Muth und ihre Hochherzigkeit betrifft, auch darin stehen andere Frauen nicht niedriger als die Männer. Wir lesen in der Geschichte von den Schwestern und der Gemahlin des Mithridates, die den Tod weniger fürchteten als Mithridates selbst. So fürchtete sich auch die Gemahlin Asdrubals weniger, als Asdrubal selbst. Ferner Harmonia, die Tochter Hiero's, die nicht leben wollte, als sich die Aufrührer gegen ihren Vater und sein ganzes Haus verschworen, und nachdem sie sich der Stadt Syrakus bemächtigt, Grausamkeiten an ihnen verübten.

Dersniak erwiderte hierauf: Das geschieht auch bisweilen aus Trotz, wie jene gute Frau, die ertrinkend mit der Hand die Bewegung machte, als wenn man scheert, da sie

vom Wasser verhindert das Wort „geschoren" nicht mehr aussprechen konnte.

Einen Trotz, sprach Kostka, der für eine gute Sache auftritt, müssen wir Festigkeit nennen; z. B. den Trotz der Epicharis, einer Frau gewöhnlichen Standes. Denn diese war so standhaft, daß sie, obgleich sie von einer großen Verschwörung gegen das Leben des Nero wußte, sich durch die ausgesuchtesten und grausamsten Martern peinigen ließ, ohne gegen Jemanden auszusagen, während andere ehrliche Leute gegen Brüder, Verwandte und die theuersten Freunde aussagten. Und was meint Ihr? war nicht auch jene standhaft, der zu Ehren die Athener eine Löwin (weil sie Leona hieß) ohne Zunge aus Erz gießen ließen, die sie zum ewigen Gedächtniß aufstellten, und zwar darum ohne Zunge, damit jeder wußte, daß sie ein Geheimniß zu bewahren verstand. Denn während auch sie diejenigen kannte, die sich gegen die Tyrannen in Athen verschworen hatten, wurde sie doch dadurch nicht in Schrecken gesetzt, daß man zwei große und berühmte Männer, ihre Freunde, hinrichtete, und obgleich sie selbst außerordentlich gemartert wurde, sagte sie doch gegen Niemanden etwas aus.

Es scheint kein Grund vorhanden zu sein, bemerkte Lubelski, diese geschichtlichen Merk-

würdigkeiten so im Sprunge abzumachen. Herr Boianowski und Dersniak sähen das vielleicht gerne; aber Ihr werdet Euch bei den Frauen um so mehr Dank verdienen, wenn Ihr durch Eure Beredsamkeit diesen ausgezeichneten Tugenden lieber etwas zufügt, statt sie zu verkürzen; und darf nichts dazu gesetzt werden, so theilt sie wenigstens so ausführlich mit, wie möglich.

Wenn Ihr es befehlt, erwiderte Kostka, will ich es thun. Ich will Euch von einer Frau erzählen, und Herr Boianowski wird mir zugeben müssen, daß, was sie gethan hat, selten ein Mann auf sich nimmt. In der Stadt Messina herrschte die Sitte (die wahrscheinlich aus Griechenland dahin gebracht worden war), daß man auf dem Rathhause Gift aufbewahrte, damit es Jeder nehmen könne, der dem Gericht zeigte und bewies, daß er eine triftige Ursache habe, dieß Leben zu verlassen, d. h. wenn ihn entweder ein allzu großes Unglück getroffen hatte, in welchem er nicht weiter leben wollte, oder auch wenn er sich in sehr glücklichem Zustande befand und er, bevor ihn das Unglück erreichte, in diesem Glücke sterben wollte. Es traf sich nun einst, daß sich Sextus Pompejus in dieser Stadt befand.

Hier unterbrach ihn Boianowski mit den

Worten: So beginnt Ihr also das Märchen? ich glaube es wird lang sein.

Ihr seht, sagte Kostka zu Lubelski, daß mich Boianowski nicht will sprechen lassen. Ich wollte erzählen, daß eine Frau in Gegenwart des Sextus Pompejus, nachdem sie dem Gericht gezeigt hatte, daß sie eine hinreichende Ursache zum Tode habe, das Gift mit solcher Herzhaftigkeit und so freudigem Gesichte nahm, daß sowohl Sextus Pompejus, als auch alle übrigen Anwesenden, wie sie die Frau im Augenblicke des Todes ihren festen, ruhigen und unbesorgten Sinn bewahren sahen und die klugen Ermahnungen, die sie den Ihrigen gab, hörten, in Erstaunen geriethen, und was jene nicht weinte, mußten diese weinen.

Da sprach Dersniak: Ich erinnere mich, einst eine Rede gelesen zu haben, in der ein armer Mann die Richter bittet, daß man ihm zu sterben erlaube; er zeigt in dieser Rede seine triftigen Gründe, daß er eine Frau von so abscheulichem Charakter habe, so daß er lieber das Gift nehmen (von dem Ihr sagt, daß es auf dem Rathhause aufbewahrt wurde), als fortwährend ihre bittern Worte anhören wolle.

Wie viele arme Weiber gibt es, erwiderte Kostka, die Ursache genug hätten, zu bitten, daß es ihnen freistände zu sterben, nicht so-

wohl wegen der bittern Reden der Männer (denn das wäre am leichtesten zu ertragen), wohl aber wegen unerträglicher Noth; solcher kenne ich einige, die schon auf dieser Welt die Hölle haben.

Wollet Ihr nicht auch erwähnen, sprach Boianowski, wie viele Männer es gibt, die sich unaufhörlich nach dem Tode sehnen, weil sie das nicht ertragen können, was sie von den Frauen zu leiden haben?

Was können denn, entgegnete Kostka, die Männer von den Frauen so Böses zu leiden haben, wogegen es nicht sogleich eine Arznei gäbe? Könnten sich die Frauen so leicht helfen, wie die Männer, so stände es gut mit ihnen; aber die Armen können sich gar nicht helfen: wollen sie nicht aus Liebe, so müssen sie aus Furcht fügsam sein und müssen sich ihren Gatten schmiegen.

Ihr habt ganz Recht, sagte Boianowski, wenn die Frauen noch etwas Gutes thun, so geschieht's nicht aus Güte, sondern aus Furcht; denn selten ist eine zu finden, die in ihrem Herzen nicht einen geheimen Groll gegen ihren Mann hegte.

Im Gegentheil, sprach Kostka, so viel wir in der Geschichte lesen, sind die Männer stets mehr von den Frauen geliebt worden, als die Frauen von ihren Männern. Wann hat je-

mals ein Mann so viel Liebe gegen seine Frau gezeigt, als Kamma gegen ihren Mann?

Boianowski erwiderte: Von dieser Kamma habe ich noch nichts gehört; und was sie für eine Liebe gezeigt hat, weiß ich nicht.

So hört denn, sprach Kostka: Kamma war die Frau des Synalas, eines angesehenen Mannes in Galatien. Sie war nicht nur ungewöhnlich schön, sondern besaß auch andere vorzügliche Eigenschaften und Sitten, und dazu liebte sie ihren Mann außerordentlich. Da traf es sich, daß sie ein gewisser Synorax lieb gewann, ein hochgestellter und mächtiger Mann in jener Stadt. Da dieser auf keine Weise dazu kommen konnte, sie sich in Liebe geneigt zu sehen, so meinte er, die einzige Ursache ihrer Sprödigkeit sei die, daß sie ihren Mann wahrhaft liebe, und ließ den Synalas ermorden. Hierauf fing er um so mehr an sich zu bemühen und keine Anstrengung, keine Kosten zu scheuen, um sie sich geneigt zu machen. Da ihm auch dieß nicht glückte, trieb ihn die Liebe so weit, daß er zuletzt den Beschluß faßte (obgleich sie ihm dem Stande nach nicht gleich war), sie zur Frau zu nehmen. Er schickte Freunde zu ihr, um ihr seinen Wunsch mitzutheilen. Die Freunde, die das Ansehen des Herrn kannten und glaubten, daß es ihnen genug einbringen

würde, fingen an, Kamma zuzureden, sie möchte keine Schwierigkeit machen und keinen Widerstand leisten, indem sie zuletzt sagten, daß sie nicht im Stande sein würden, sie gegen die Macht und die Gewalt des Synorax zu schützen. Die Frau, die über den Tod ihres Mannes einen unerträglichen Schmerz empfand und an nichts weiter dachte, als wie sie seinen unschuldigen Tod rächen könne, willigte endlich ein, nachdem sie sich lange hatte bitten lassen. Sie ließ also dem Synorax eine bejahende Antwort überbringen, der mit großer Freude sogleich anfing, für die Beschleunigung der Sache Sorge zu tragen. Kurz: die Zeit der Vermählung kam heran. Sie gingen zusammen in den Tempel der Göttin Diana; dort nahm Kamma eine Schaale mit einem Getränk, das sie selber bereitet hatte, trank zuerst die Hälfte aus, und reichte die andere (wie das bei der Vermählung Sitte war) dem Synorax, der sie freudig leerte. Als dieß Kamma sah und sich freute, ihren Plan ausgeführt zu haben (denn unter das Getränk war Gift gemischt), kniete sie vor dem Altare der Diana nieder und sprach also: Heilige Göttin, die du mein Herz und meine Gesinnung siehst, dich allein nehme ich zum Zeugen, daß ich nach dem Tode meines Mannes aus keinem andern Grunde so lange auf

dieser Welt geblieben bin, als um sein unschuldiges Blut zu rächen; diese einzige Hoffnung hielt meine Hand zurück, daß sie nicht schon längst an diesem elenden Körper eine Grausamkeit beging. Da ich nun aber den lang erwarteten Tag erlebt habe, an dem der boshafte und freche Mensch seine Strafe erhalten hat, so gehe ich mit großer Freudigkeit aus dieser Welt, um die heilige Seele meines Gatten aufzusuchen, den ich, da ich ihn mehr als mich selbst liebe, im Leben wie im Tode zu lieben nimmer aufhören werde. Und du, Verruchter, der du gehofft hast, mein Gemahl zu werden, laß dir statt des ehelichen Bettes eine Bahre, und statt der Hochzeitsfeier eine Leichenfeier von deinen Freunden bereiten. Als Synorax dieß hörte und das Gift in ihm schon anfing zu wirken, stürzte er auf den Wagen und befahl, davon zu jagen, in der Hoffnung, daß vielleicht durch die Erschütterung das Gift aus ihm entweichen würde; aber weder dieß, noch andere Heilmittel wirkten. Kamma hatte das Glück, daß Synorax sein Leben noch eher lassen mußte, als sie selbst. Als man ihr dieß erzählte, legte sie sich mit fröhlicher Gesinnung auf das Bett und sprach diese letzten Worte: Synatas, Synatas, mein theuerster Gatte! da ich deinen Tod nicht bloß beweint, sondern auch

an unserm gemeinschaftlichen Feinde gerächt habe, weiß ich nicht, was ich noch um deinetwillen zu thun habe, als in jene Welt dir nachzueilen, und darum nehme ich Abschied von dieser boshaften Welt und diesem Leben, welches, so süß es mir mit dir war, so bitter und lästig ohne dich geworden ist. Nimm also, mein Herr, diese Seele mit Freudigkeit zu dir, wie sie mit Freudigkeit dir zueilt. Dieß sprechend verschied sie mit ausgebreiteten Armen, als wolle sie ihren Gatten umfangen. Was meint Ihr, Herr Boianowski, verdient diese Frau, daß wir freundlich ihrer erwähnen?

Ich glaube, antwortete Boianowski, Ihr habt hier Jemanden zum Weinen bringen wollen; aber es gibt hier keine Weiber und keine den Weibern ähnliche Männer. Und hätte sich das auch wirklich so zugetragen, wie Ihr erzählt, so gibt es doch jetzt solche Frauen nicht mehr auf der Welt.

Ich will Euch zeigen, versetzte Kostka, daß es auch jetzt noch solche gibt. Vor nicht langer Zeit, als ich in Italien war, lebte ein Mann zu Pisa; ich kann mich wirklich nicht mehr besinnen, aus welcher Familie er stammte, aber Tomaso war sein Name. Als dieser einst in einem kleinen Boote nach der Insel Sizilien schiffte, wurde er von den Mauren

gefangen genommen, von denen die Leute im Boote so plötzlich überfallen wurden, daß sie weder entfliehen noch andere Mittel zu ihrer Rettung anwenden konnten. Denn obwohl sie sich tapfer vertheidigten (in welchem Kampfe Tomaso den leiblichen Bruder eines mauritschen Anführers erlegte), so mußten sie doch unterliegen, da jener eine große Anzahl und derer im Boote sehr wenige waren. So fielen sie alle, die Todten, die Verwundeten und die Gesunden, sammt dem Boote in Feindes Hand. Tomaso wurde dem Anführer, dessen Bruder er erlegt hatte, als Gefangener übergeben. Dieser, ein durch den Verlust seines Bruders erbitterter Mensch, weidete sich, wie er nur konnte, den ganzen Weg über an dem Unglücklichen, und nach ihrer Ankunft in der Berberei beschloß er, ihn in einem strengen und grausamen Gefängnisse bis zu seinem Tode festzuhalten. Als die Nachricht davon nach Pisa kam, so bemühte sich Jeder für seinen Freund, seinen Verwandten oder seinen Bruder, bis er ihn aus dem Gefängnisse befreite. Nur der einzige Tomaso war so unglücklich, daß man ihn weder loskaufen noch auswechseln lassen wollte. Wer aus der Sklaverei nach Hause zurückkehrte, wußte nicht genug von dem schweren Gefängniß und dem

Elend zu erzählen; und das war noch die größte Last, daß er keine Hoffnung hatte, noch einn al befreit zu werden. Endlich, da er jede Bemühung zur Erlangung seiner Freiheit aufgab und auch seiner Gattin, die Argentina hieß, keine weiteren Schwierigkeiten verursachen wollte, erregte Gott einen seiner Söhne und gab ihm den Gedanken ein, sich nach der Berberei zu wagen, und dort entweder unterzugehen oder seinen Vater in Freiheit zu setzen. Derselbe Gott, der ihm den Muth gab, verlieh ihm auch die Klugheit und das Glück, daß er seinen Vater eher nach Livorno, nicht weit von Pisa, brachte, als man in der Berberei die Flucht des Gefangenen gewahr wurde. Von da schrieb nun Tomaso an seine Gattin, wie ihn Gott aus der Sklaverei gerettet habe, und daß er sie am folgenden Tag wieder sehen werde. Die tugendhafte Frau, voll unerwarteter Freude, daß sie durch die Tugend und Bravheit des Sohnes ihren Gatten wieder sehen sollte, den sie, da sie ihn außerordentlich liebte, schon als todt beweint hatte, hatte kaum den Brief gelesen, da blickte sie noch einmal gen Himmel, rief den Namen ihres Gatten aus, und sank todt nieder. Schreckliches Unglück, das sich in das höchste Glück mischen muß! Man könnte sich diese

tugendhafte Frau zum Muster nehmen, seine Wünsche mäßigen und sich nie nach übermäßiger Freude sehnen.

Hier sprach Wapowski lächelnd: Wer weiß, ob die nicht auch vor Schreck gestorben ist, da sie sah, daß der Mann, der ihr vielleicht schon zuwider war, wieder nach Hause zurückkehren sollte?

Kostka antwortete: Gewiß nicht vor Schreck, denn ihr Lebenswandel war achtbar, und ihre Liebe zum Gatten war allen Leuten bekannt; aber das kann eher Ursache ihres Todes gewesen sein, daß ihr die Zeit des Wartens bis zum folgenden Tage zu lang schien; da sie also diesen Aufschub nicht ertragen konnte, so flog sie mit der Seele dahin, wohin sie mit dem Körper nicht konnte, um die Glut in ihrem Herzen so schnell als möglich zu kühlen.

Ja, sagte Boianowski, das glaube ich auch, daß es eine Folge ihrer übermäßigen Liebe war; denn das ist Sitte der Frauen, und sie können nicht anders, als entweder übermäßig lieben oder hassen; aber das Uebermaß ist nicht gut. Ihr seht, was es ihr für Früchte gebracht hat; sie hat sich selbst, dem Manne und den Kindern geschadet, denn sie hat ihnen die Freude, die sie über die glückliche Befreiung empfinden sollten, in Traurigkeit und Alles

in Galle verwandelt. Und auch durch diese Frau beweist Ihr Eure frühere Behauptung nicht, nämlich die, daß die Frauen für die Menschen die Ursache vieles Guten sein sollen.

Ich habe, erwiderte Kostka, diese Frau auch nur als Beispiel angeführt, damit Ihr augenscheinlich sehet, daß es Frauen gibt, die ihre Männer lieben. Was aber die betrifft, die viel Gutes auf der Welt gestiftet haben, wollte ich diese zählen, so würden wohl die Zahlen nicht reichen, zumal wenn ich mit der älteren Geschichte beginnen wollte, die jetzt wie ein Märchen aussieht. Ich gehe nun zunächst zu denen über, die durch die Erfindung von Wissenschaften und wunderbaren Handwerken bei den Menschen zu so hohen Ehren kamen, daß sie sie für Göttinnen hielten, wie die Pallas, Ceres; dann die Sibyllen, durch deren Mund Gott den Menschen die Zukunft enthüllte. Es gab auch solche, die große Männer in den Wissenschaften unterrichteten, wie Aspasia, Diotima; den großen Dichter Pindar unterrichtete eine Frau; die Wahrsagerin Nikostrata, die Mutter des Evander, lehrte den Latinern die Buchstaben; wie gut Korinna und Sappho dichteten, ist Keinem verborgen. Um jedoch nicht so ferne Dinge zu erwähnen, daß die römische Republik so mächtig wurde,

dazu haben die Frauen nicht weniger beigetragen, als die Männer.

Ich möchte doch gern hören, wie das zugegangen, sprach Boianowski.

Kostka fuhr fort: Nach der Zerstörung Troja's zerstreuten sich einige Trojaner hierhin, andere dorthin, wie das bei einem solchen Unglück zu geschehen pflegt. Unter diesen segelte auch ein Theil lange Zeit auf dem Meere umher, bestand große Mühsale und Gefahren und kam endlich an die Stelle, wo die Tiber sich in's Meer ergießt. Sie stiegen an's Ufer des italienischen Landes und fingen an, sich nach Nahrungsmitteln umzusehen. Während dieser Zeit traten die Frauen, die im Schiffe geblieben waren, zu einer Berathung zusammen, wie man diesem Umherschiffen ein Ziel stecken und es dahin bringen könne, daß die Trojaner endlich einmal einen bestimmten Winkel der Erde zu ihrem Wohnsitze wählen, da ihr Vaterland der Feind in Besitz genommen hatte. Nach einer kurzen Unterredung kamen sie darin überein, alle Schiffe anzuzünden, indem sie meinten, das werde sowohl ihnen selbst, als auch ihren Männern zum Guten ausschlagen. Sobald nun eine unter ihnen, die Roma hieß, das ihrige anzündete, thaten auch alle übrigen deßgleichen. Als die Trojaner aus der Ferne das Feuer

erblickten, eilte ein Jeder so schnell als möglich zur Rettung herbei, und auch die Frauen, den Zorn derselben fürchtend, eilten ihnen entgegen; die Einen umarmten und küßten ihre Männer, die Andern ihre Väter, Brüder und Verwandten, und besänftigen ihren Zorn und ihre Heftigkeit. Daher schreibt sich in Rom seit uralten Zeiten die Sitte, daß die Frauen ihre Verwandten beim Begegnen küßten. So nahmen die Trojaner zum Theil aus Noth, zum Theil, weil sie von den Latinern, die seit alten Zeiten in jenem Lande wohnten, gut aufgenommen wurden, dankbar an, was die Frauen gethan hatten; sie schlossen Brüderschaft mit den Latinern, und wohnten mit ihnen gemeinschaftlich an dem Orte, wo später Rom erbaut wurde. Seht, wie auf solche Weise die Trojanerinnen die Ursache waren, daß Rom entstand. Wie es sodann anfing zu erstarken und sich auszubreiten, wie viel haben ihm da die sabinischen Frauen genützt! König Romulus, der durch den Raub der Sabinerinnen alle Nachbarstaaten gegen sich aufgebracht, hatte zu thun, sie alle abzuhalten und alle Feinde zurückzutreiben. Und da er muthig und tapfer war, so half er sich bald heraus und errang über alle den Sieg, nur über die Sabiner nicht, und mit ihnen hatte er den größten Kampf zu bestehen; denn ihr

König Titus Tatius, der ein guter Feldherr und ein großer Mann war, brachte es dahin, daß auf beiden Seiten viel Blut vergossen wurde. Endlich, als wieder eine furchtbare Schlacht beginnen sollte, als schon Jeder mit gezogenem Schwerte auf den Feind eindringen wollte, da stürzten jene Sabinerinnen zwischen ihre Väter und ihre Männer und baten sie unter Thränen, Mitleid mit ihrem eigenen Blut zu haben, daß sich der Schwiegersohn des Vaters, der Vater des Schwiegersohnes erbarme, indem sie hinzufügten, daß, wenn sie eine solche Verwandtschaft verachten und ihren heftigen Sinn nicht ändern wollten, sie lieber an ihnen ihre Schwerter stumpf machen möchten. Denn das, sagten sie, ist besser, als daß wir als Wittwen oder Waisen, und ohne Brüder und Verwandte auf der Welt leben und stets daran denken müßten, daß unsere Kinder von denen gezeugt sind, die unsere Väter ermordet haben, oder daß wir Unglücklichen von Vätern entstammen, die unsere Männer hingeschlachtet haben. Endlich zeigten Einige ihren Vätern ihre Kinder auf den Händen und sagten: Wenn Ihr so sehr nach Eurem Blute lechzt, da habt Ihr es; labt Euch daran, nachdem Ihr ihr unschuldiges Leben hingemordet habt. Bei solchem Weinen und Schelten kamen die Leute zur Besinnung,

und die Frauen erreichten durch ihre Klugheit, daß nicht nur die beiden Könige Romulus und Tatius sich zur ewigen Freundschaft durch einen Eid verbanden, sondern (was noch wichtiger ist), daß die Sabiner nach Rom übersiedelten und so aus zwei Nationen Eine machten. Durch diese Eintracht wuchs Rom an Macht und Kraft; und dafür benannte Romulus, als er die Römer in 30 Rotten theilte, zum Andenken an diese That die Rotten nach den Namen der Frauen.

Nun, Herr Boianowski, glaubt Ihr jetzt, daß die Frauen den Männern die Ursache von etwas Gutem werden? Oder glaubt Ihr nicht, daß sie dazu mitwirkten, daß Rom zu jenem Ruhm, jener Macht und Größe gelangte?

In der That, erwiderte Boianowski, das Benehmen dieser Frauen verdient Lob; wolltet Ihr aber eben so gern ihre Fehler und Vergehen aufzählen, wie ihre berühmten Thaten, so würdet Ihr es sicher nicht übergangen haben, wie sie damals eine Frau verrieth, indem sie den Feinden einen Weg zur Einnahme der römischen Burg zeigten, so daß die Römer um ein Haar sämmtlich umgekommen wären.

Da nennt Ihr mir nur Eine Frau, versetzte Kostka; ich dagegen zeige Euch eine unzählbare Menge guter Frauen. Ja ich kann

außer den erwähnten solche Frauen zu Tausenden zählen, durch die Rom viel Gutes zu Theil geworden ist. Denn auch jene Tempel der Götter und Göttinnen, die mit so vielem Kostenaufwande erbaut wurden, verdankten ihre Entstehung berühmten Thaten der Frauen; so war auch jenes Heiligthum, welches die Sklavinnen in Rom stifteten, ein Denkmal davon, daß die Sklavinnen Rom aus einer großen Gefahr befreit hatten, in die es durch Feindes Verrath kommen sollte. Doch um das Alles zu übergehen, war das nicht eine wichtige Sache, die eine Frau in's Werk setzte, daß sie die Verschwörung des Catilina, womit sich Cicero so oft rühmt, entdeckte? Und zuletzt könnte man das ihr beilegen, was sich Cicero, wenn er seine Verdienste um die Republik erwähnt, sich allein zueignet. Was ich auch früher erwähnte, daß die Frauen sehr oft die Fehler der Männer verbessert haben und schiefstehende Sachen vom Abgrunde retteten, auch das ist nicht schwer zu zeigen; doch ich fürchte bereits, daß meine lange Rede den Herren zuwider ist, und wahrscheinlich Herrn Boianowski und Herrn Dersniak am meisten. Da ich überdieß Eurem Befehle, soweit ich konnte, genügt habe, Herr Lubelski, so ziemt es mir, dem das Wort zu lassen,

der trefflichere Dinge zu sagen haben wird, als ich.

Hierauf sprach Lubelski: Vielleicht hört Boianowski und Dersniak und auch wohl Wapowski Euch nicht gern; wir Uebrigen aber, die wir hier anwesend sind, hören sehr gern zu. Darum bleibt nicht auf dem halben Wege stehen; denn wenn Ihr Niemanden seinen Ruhm beneidet und ihm benehmt, was sein Eigenthum ist, so werden dadurch, daß Ihr die Thaten und berühmten Handlungen der Frauen nennt und schildert, sich Viele von ihnen bessern.

Wenn es nicht anders sein kann, fuhr Kostka fort, so will ich von einigen ganz kurz sprechen; und schon deßhalb will ich mich nicht (wenn ich es auch könnte) darüber weitläufiger verbreiten, um mir Herrn Boianowski nicht noch mehr zu entfremden. Die Einwohner von Chios mußten einst mit Frau und Kind, wegen eines gewissen Vergehens und auf Befehl ihrer Gottheiten, ihre Stadt verlassen und dem Vaterlande Lebewohl sagen. Indem sie sich hierauf in der Welt umhertrieben, und da ihrer keine geringe Anzahl war, eroberten und besetzten sie die Stadt Leukonia, welche ihnen früher gehört hatte. Zu der Zeit hatten sie aber die Choronäer

mit Hülfe der Eretrier inne. Nicht lange darauf nahmen die Choronäer zu ihrer Rettung ein nicht kleines Heer von den Eretriern und kämpften so lange gegen die Chier, daß zuletzt den Chiern nichts weiter übrig blieb, als unter gewissen Bedingungen die Stadt Leukonia zu übergeben. Sie übergaben dieselbe auch auf die Bedingung hin, daß ihnen erlaubt wurde, in einem Unter- und Obergewande, ohne sonst noch etwas mitzunehmen, die Stadt zu verlassen. Als dieß die Frauen erfuhren, fingen sie an, ihre Männer zu schelten, indem sie sagten, einem wahren Männerblute ziemt es nicht, unter gewaffnete Feinde unbewaffnet zu gehen, wie Schafe unter die Wölfe. Und da sich Jene mit dem Eide entschuldigten, der sich nicht mehr ändern ließe, so zeigten ihnen die Frauen den Weg, für ihre Erhaltung zu sorgen, ohne ihren Eid zu brechen, und zwar so: Ihr müßt den Feinden sagen, bei tapfern Männern sei der Speer das Untergewand und der Schild das Obergewand. Sogleich lobten die Männer den Rath ihrer Frauen, und als die Zeit zum Auszuge aus der Stadt kam, zeigten sie sich gerüstet; und da die Feinde ihre Kühnheit sahen, und daß sie durch ihre gute Sache und die Rüstung ihrer Leiber zu Allem fertig seien, so gedachten sie nicht mehr des Wortes, sondern Jeder bat im

Stillen Gott, daß sie nur schnell die Stadt verlassen möchten. So sicherten sich also die Männer, durch den Rath ihrer Frauen ermuthigt, ihre Erhaltung ganz und ihre Ehre im wichtigsten Punkte. Die Frauen eben dieser Chier führten einst eine große That aus. Als König Philipp, der Sohn des Demetrius, ihre Stadt belagerte, ließ er, damit sie von einer geringern Zahl streitbarer Männer vertheidigt würde, ausrufen: Welcher Sklave aus der Stadt zu ihm übergehe, der solle nicht nur frei sein, sondern auch die Dame zur Frau haben, die er sich nach der Einnahme der Stadt wählen würde, indem er sicher glaubte, jeder Sklave werde sich die Frau seines Herrn wünschen. Als dieß die Frauen hörten, so liefen sie, über einen so schändlichen Aufruf entrüstet, alle sammt den Dienern und Sklaven (denn auch diese waren darüber aufgebracht) zur Mauer und unterstützten ihre Männer mit einem solchen Eifer bei der Vertheidigung, daß der Feind mit Schande und Schaden, nachdem er einigemal vergebens Sturm gelaufen war, abziehen mußte, was die Männer allein lange Zeit hindurch nicht zu erreichen vermochten. So traf es sich auch einst, als Cyrus, König von Persien, eine Schlacht gegen die Meder verlor und die Perser in großer Eile der Stadt zuflohen,

daß die Frauen aus der Stadt ihnen entgegen zogen und im Zorn zu ihnen sprachen: Wohin lauft ihr, ihr feigen Memmen? Wie? oder wollt ihr euch in uns verbergen, aus denen ihr einst gekommen seid? Als die Perser diese Worte hörten und sich ihrer That schämten, kehrten sie sich auf's Neue gegen den Feind, begannen muthig den Kampf und errangen den Sieg.

Als Kostka bis hieher erzählt hatte, sprach er zu Lubelski: Jetzt werde ich wohl aufhören dürfen?

Boianowski aber bemerkte: Ihr werdet aufhören müssen, wenn Ihr auch nicht wollet, denn es fehlt Euch an Stoff.

Hierauf entgegnete Kostka: Ihr reizt mich nur und wollt den Teufel an die Wand malen, denn wenn ich recht anfange, so müßt Ihr den ganzen Tag das Lob der Frauen hören. Ich erwähne hier sogleich, wie gerne es die Spartanerinnen hatten, wenn ihre Söhne rühmlich untergingen, und in welchem Sohne die Mutter ein Hasenherz wußte, den erkannte sie nicht an oder tödtete ihn mit eigener Hand. Ich möchte auch das nicht übergehen, wie sich in Sagunt die Frauen gegen die Macht Hannibals auszeichneten. Und jene deutschen Frauen, deren Männer Marius getödtet hatte! Wie sie nicht erlangen konnten, daß sie frei

den vestalischen Jungfrauen dienen durften, tödteten sie sich selbst mit ihren Kindern. Es gibt dergleichen Beispiele in der Geschichte so viele, als ich Haare auf dem Kopfe habe.

Aber weiß Gott, Herr Kostka, sprach Boianowski, ob das auch wohl so gewesen ist, wie es in der Geschichte steht, denn jene Zeit ist so fern von der unsrigen, daß uns die Alten vorplappern können, was sie wollen, und man kann den Geschichtschreiber nicht einer Unwahrheit bezüchtigen und daß er die Sachen anders erzählte, als sie sich zugetragen haben.

Hierauf erwiderte Kostka: Welche Zeit Ihr wählt, um die Thaten der Frauen mit denen der Männer zu vergleichen, so werdet Ihr stets finden, daß sie in Hinsicht ihrer Tugenden niemals den Männern nachstehen. Hätte ich Zeit, alle diejenigen aufzuzählen, die in Polen gelebt haben und noch leben, lauter Damen von hohen Tugenden, Thatkraft, vorzüglicher Umsicht und Scharfsinn, ohne jene früheren, von Wanda, der berühmten Polin, beginnend, zu berühren, so wollte ich Euch das Gesagte vollkommen klar darthun. Doch wie gesagt, es fehlt an Zeit dazu, denn kaum würde ich einige erwähnt haben, so würde ich wegen der Kürze der Zeit zum Nachtheil der übrigen aufhören müssen. Ich überlasse indessen Euch selbst, Euch die vorzüglichen Damen, die Ihr kennt,

in's Gedächtniß zu rufen. Thut Ihr dieß, so weiß ich sicher, daß Ihr nicht nur solche finden werdet, die ihren Vätern, Brüdern und Männern an Tugenden und Würde gleichstehen, sondern auch solche, durch deren Thaten den Männern viel Gutes erwachsen ist. Aber wenn zu unserer Zeit nicht jene großen Königinnen geboren werden, die berühmte Pyramiden und Hauptstädte mit unerschwinglichem Kostenaufwande bauen oder ausgedehnte Königreiche und große Völkerschaften unterwerfen, wie Tonyris, Fürstin der Scythen, Artemisia, Zenobia, Semiramis, Kleopatra, so hört man jetzt auch nichts von einem Cäsar, Alexander, Scipio, Lucullus und anderen berühmten Feldherren.

Sagt das nicht, fiel Dersniak ein, denn wenn jemals, so finden sich jetzt solche Frauen, wie Semiramis und Kleopatra, und wenn sie auch nicht so viele Herrschaften, Reiche, Schätze und Macht besitzen, als jene hatten, so zeichnen sie sich doch durch eben so viel Sinnenlust aus.

Es ist wohl möglich, erwiderte Kostka, daß sich auch irgendwo eine der Kleopatra ähnliche Frau findet, aber die Zahl der Sardanapale ist jetzt unzählig, was noch schlimmer ist.

Da stimme ich nicht bei, daß die Männer sittenloser sein sollten, als die Frauen, versetzte

Boianowski. Gesetzt auch, es wäre der Fall, so wäre es doch nicht (wie Ihr sagt) schlimmer für die Welt. Denn die Sittenlosigkeit der Frauen erzeugt eine Menge Uebel, wogegen die Unsittlichkeit der Männer der Welt nie so viel schaden kann. Darum gestatteten auch gewisse Männer (wie gestern gesagt wurde) den Frauen, unwissend und unerfahren zu sein und noch viele Unvollkommenheiten zu haben, und zwar einzig darum, damit sie die Ehrbarkeit im Auge behalten und Scham und Ehrgefühl bewahren sollten, denn sonst könnte Niemand seiner Kinder sicher sein und jenes Band, welches die ganze Welt zusammenkettet, das der Blutsverwandtschaft und der natürlichen Liebe, die jeder Mensch gegen sein Kind empfindet, müßte aufgelöst werden. Deßhalb ziemt es einer Frau durchaus nicht, ausschweifend zu leben, dem Manne dagegen schon eher, denn der trägt die Frucht nicht neun Monate.

So ist es recht, entgegnete Kostka, den Männern sei Alles erlaubt, und ihr Frauen sollt Heilige sein; wahrhaftig ein gerechtes Gesetz, ein Wunder, daß es nicht in der Bibel steht! Aber sagt mir doch, lieber Herr, warum nicht auch bestimmt werden könnte, daß für die Männer die Unsittlichkeit etwas eben so Abscheuliches sei, als für die Frauen, besonders wenn die Männer, wie Ihr sagt, mehr zur Tugend geeignet sind, als die Frauen? Denn wäre dieß der Fall, so könnten sie ja leichter entsagen; so wäre jeder Vater in Betreff seiner Nachkommenschaft eben so sicher, daß sie ihm gehört, als bei der Enthaltsamkeit der Frau. Denn die Frauen, wollten sie auch sündigen, würden es nicht können, wenn die Männer nicht darauf eingingen. Seht, daß Euer Beweis in dieser Hinsicht nicht Stich hält. Aber ich will Euch sagen, wie es sich damit verhält. Wir haben uns diese Freiheit herausgenommen, wir Männer (gerade wie die Herrschaft über die Frauen), so daß wir nun verlangen, daß für uns einige Sünden alltäglich seien, ja wohl gar uns zum Lobe gereichen; wenn dagegen die Frauen Sünden begehen, so halten wir sie für Todsünden, als gäbe es gar keine Buße für sie auf der Welt. Und so muß sie das arme Weib entweder mit dem Tode oder mit ewiger Schande büßen. Da also diese Sitte schwer auszurotten ist, so wünschte ich, daß wenigstens derjenige streng bestraft würde, der durch sein ungerechtes Gerede den guten Namen einer achtbaren Frau befleckt. Endlich, da jeder Ritter verpflichtet ist, die Wahrheit mit der Hand zu vertheidigen, so soll sich jeder einer solchen

Sache annehmen und nicht zulassen, daß eine Frau unschuldig beschimpft werde.

Ich halte, versetzte Boianowski, nicht nur das für Ritterpflicht, was Ihr sagt, sondern ich füge auch noch hinzu, daß ein Jeder, der den Fehltritt einer Frau (den sie sich entweder in Folge ihres Unglücks oder aus zu großer Liebe zu Schulden kommen läßt) verdeckt, nicht nur des Lobes, sondern auch einer Belohnung von Gott würdig ist. Daraus könnet Ihr abnehmen, daß ich mehr den Frauen die Stange halte, wo ich nicht etwas Unvernünftiges sehe, als Ihr. Andererseits tadle ich nicht, daß die Männer sich ein wenig mehr Freiheit nehmen, und zwar darum, weil sie wissen, daß ihr ausgelassenes Leben, nach der einstimmigen Meinung aller Leute, ihnen weniger Schande bringt, als den Frauen, die in Folge ihres feurigen Blutes weit begieriger sind, ihre Begierden zu befriedigen, als die Männer. Wenn bisweilen eine Frau sich dessen enthält, was sie wünscht, so ist dieß sicher nicht eine Folge ihrer Ueberlegung, sondern der Scham, denn ihr Wille ist immer zur Befriedigung ihrer sinnlichen Lust bereit. Darum nun, weil der Mann ihre heiße Genußsucht sieht, rechnet er es ihr als die größte Schmach an, ausschweifend zu leben; und durch

diese Furcht vor Schande müssen die Frauen, wie mit einem festen Zaume, mit Gewalt in einem ehrbaren Lebenswandel erhalten werden. Denn ohne dieß hätten sie gar keinen Werth, da sie der Welt keinen andern Nutzen bringen, als daß sie Kinder gebären; die Männer dagegen rathen den Völkern, führen die Heere, sinnen über das Wohl der Menschheit nach und verrichten viele andere nützliche Dinge; was die Frauen Alles (denn ich will jetzt nicht darüber streiten, wie sie es nach Euren Worten im Stande sind) nicht thun; was aber die Enthaltsamkeit anbetrifft, so haben, so oft die Männer dieselbe zu zeigen Gelegenheit hatten, sie auch in dieser Hinsicht, wie in allen übrigen Tugenden, vor den Frauen den Vorrang gehabt. Ich will Euch nicht so viele Geschichten und Märchen herzählen, wie Ihr mir, sondern will nur zweier Männer erwähnen, die beide jung, beide große Herren waren, und kurz zuvor einen Sieg erfochten hatten, bei welcher Gelegenheit der Mensch in der Regel, auch der niedrigste, in Stolz und Zügellosigkeit sich erhebt. Der erste ist Alexander der Große, der die Ehre der Frauen des Darius, seines Feindes, schonte, obgleich dieser damals von ihm geschlagen worden war, und obgleich die Frauen sehr schön waren. Scipio ist der zweite. Als vor diesen 24jährigen Jüngling

nach der Eroberung einer spanischen Stadt eine schöne, junge, angesehene Frau gebracht wurde und er erfuhr, daß sie an einen Herrn jenes Landes vermählt sei, enthielt er sich nicht nur jeder Unschicklichkeit, sondern sandte sie unversehrt mit großen Geschenken ihrem eigenen Manne zurück. Ich könnte noch Einiges dazufügen; da ich jedoch nur zweier erwähnen wollte, so glaube ich, werdet Ihr mir ein Mehreres erlassen.

Ich bin, erwiderte Kostka, den Männern nicht so feind, wie Ihr den Frauen; sprecht davon so viel Euch beliebt.

Boianowski fuhr fort: Die Enthaltsamkeit des Xenokrates, war sie nicht groß? Phryne, eine schöne Frau, legte sich neben ihn und wandte wunderbare Reizmittel an (wie sie denn darin eine Meisterin war), um ihn zur Liebe zu entflammen, und doch konnte sie es in keiner Weise dahin bringen, daß Xenokrates auch nur das geringste Zeichen einer Unanständigkeit gegeben hätte, obwohl Phryne eine ganze Nacht dazu verwandte. Und Perikles konnte es nicht einmal hören, als sein Amtsgenosse Sophokles mit großem Eifer ihm die Schönheit eines Mädchens rühmte, sondern er tadelte ihn sogleich mit den Worten: Wer im Amte ist, hat nicht nur die Hände von Geschenken ferne zu halten, sondern auch

die Augen vom Anblick von etwas Wollüstigem. Noch sehr viele Andere hat es gegeben, welche die Sinnenlust durch Ueberlegung und guten Willen unterdrückten, und nicht aus Zwang oder aus Furcht vor Schande, wie die Frauen. Denn so viele enthaltsame Frauen es auf der Welt geben mag, so werden sie fast Alle durch Furcht oder Scham im Zaume gehalten. Aber auch darum verdienen sie schon Lob, und wer immer hämisch ihre Ehrbarkeit angreift und ihnen einen unsittlichen Lebenswandel andichtet, verdient, wie Ihr gesagt habt, eine harte Strafe.

Seht, sprach Myszkowski, was für ein furchtbarer Weiberfeind Boianowski ist, da er sogar das an ihnen tadelt, was viel Lob verdient. Wollte mir aber Herr Kostka erlauben, daß ich Einiges auf die Worte B.'s erwidern dürfte, so würde er mir und sich selbst einen Gefallen thun. Denn einmal würde er während der Zeit ein wenig ausruhen und seine Rede über die Hof-Dame um so eifriger fortsetzen können; und dann würde ich es mir hoch anrechnen, wenn ich bei dieser Gelegenheit meiner Pflicht als Edelmann nachkommen könnte, d. h. die Wahrheit zu vertheidigen und die Ehre der Frauen zu schützen.

Im Gegentheil, sprach Kostka, ich bitte Euch recht sehr, denn ich glaube den Befehl

Lubelski's, soweit ich es vermochte, schon erfüllt zu haben, und was jetzt auf's Tapet kam, ging von meiner Sache ab.

Da begann Myszkowski: Ich will nicht davon sprechen, was die Welt für einen Nutzen von den Frauen hat, außer dem, daß sie Kinder gebären; denn es ist hinlänglich bewiesen worden, daß sie nicht nur zu unserer Existenz nothwendig sind, sondern auch noch zu vielem Guten mitwirken. Aber das behaupte ich, Herr Boianowski, wenn die Frauen zur Sünde geneigter sind als die Männer (wie Ihr sagt) und sich trotzdem mehr des Bösen enthalten als die Männer (wie Ihr selber zugebt), so verdienen sie doch ohne Zweifel jenes ehrende Andenken, welches der Tugend folgt, eher als die Männer; und um so mehr gebührt ihnen der Preis, je weniger Kraft sie von Natur besitzen, um den sinnlichen Leidenschaften zu widerstehen; so wie auch der Ritter einen größern Ruhm erwirbt, der nur mit einem Stummel von Waffe in der Hand, verwundet und halb ohnmächtig, durch die Schlachtlinie durchbricht, als der, welcher mit gehörig verwahrtem Körper, gerüstet und gewappnet, gesund und frisch Einige vom Pferde herab zu Boden streckt. Und wenn Ihr sagt, daß Scham und Schande die Frauen im Zaume halten, so verleiht Ihr

ihnen dadurch statt einer Tugend zwei: denn Ihr macht sie schamhaft und enthaltsam. Wenn die Schande eine größere Gewalt über sie hat, als die Sinnenlust und sie aus Schamgefühl des Bösen sich enthalten (die Scham aber nach der Ansicht der Stoiker nichts Anderes ist als die Furcht vor übler Nachrede), so sehe ich daraus, daß die Scham jene Haupttugend ist, die über alle Tugenden wacht und durch die wenige der Männer gezügelt werden. Ich könnte hier einige Unsittlichkeiten der letzteren aufzählen, doch ich will Eure Ohren nicht beleidigen. Ich begnüge mich mit dem, was Ihr zugesteht, nemlich daß die Frauen enthaltsamer leben als die Männer; doch sicher ist, daß sie kein anderer Zügel hält, als den sie sich selber angelegt haben. Daß dieß die Wahrheit ist, kann Jeder daraus sehen, daß, wo die Frauen am strengsten bewacht werden, wo die Mutter der Tochter, der Mann der Frau nicht traut, und sie streng bis zu körperlicher Züchtigung behandelt, Dieß und Jenes am häufigsten vorkommt, dort aber schon nicht so oft, wo eine gewisse Freiheit herrscht. Die Liebe zur Tugend ist für die Frauen der stärkste Zaum. Es gibt ihrer viele, die lieber das Leben lassen würden, als daß sie ihre Ehre im Geringsten befleckten, was der Mann häufig genug erfährt. Und auch hier unter

uns würden sich einige finden, die Jugend, Geburt, Schönheit, Sittsamkeit, Muth, Thatkraft und Anstand besitzen und nichts von dem vernachläßigten, was zur Liebe gehört, wie: Fleiß, Aufmerksamkeit, Geschenke, Bitten, Thränen, und doch viel Zeit verschwendeten, ohne etwas zu erreichen. Wenn ich nicht bedächte, daß an mir nichts Liebenswürdiges ist, so würde ich mich in dieser Hinsicht selbst als Beispiel anführen, denn wegen einer Frau und ihrer unveränderlichen und übergroßen Festigkeit war ich einst dem Tode ganz nahe.

Wundert Euch darüber nicht, sagte Boianowski, denn das liegt in der Natur des Weibes, sich zu weigern, wenn man sie bittet; wer sie aber vernachlässigt und sie nicht bittet, dem neigen sie sich sogleich selber zu und nicht selten bitten sie sogar.

Ich kenne keinen, versetzte Myszkowski, den die Frauen einmal gebeten hätten. Deren kenne ich aber viele, die, nachdem sie auf thörichte Weise ihre Zeit verschwendet, ohne zum Ziele zu gelangen, sich mit ihrer bösen Zunge rächen und sich des Fleisches rühmen, ohne die Suppe gesehen zu haben *). Mancher hält es sogar für recht höfisch, etwas der Art

*) Sprüchwort.

gegen die Wahrheit zu erfinden, um eine achtbare Frau in einen üblen Ruf zu bringen. Aber wer sich auch immer damit rühmt, sei es mit Recht oder Unrecht, der verdient, um so mehr, wenn es eine achtbare Frau betrifft, eine harte Strafe und ist aller erdenklichen Schande werth. Ist das, wessen sich einer rühmt, nicht wahr, was kann schimpflicher sein, als mit lügnerischem Munde den guten Namen einer achtbaren Frau zu vernichten und ihr das zu rauben, was sie nicht viel geringer schätzt, als ihr Seelenheil, und das noch aus welcher Ursache? aus einer solchen, die ihr noch mehr Ehre und Ruhm bei den Menschen erwerben sollte, d. h. weil sie ein tugendhaftes Gemüth hatte und sich nicht auf den Weg des Bösen verleiten ließ. Wenn dagegen einer die Wahrheit sagt, so verdient er wiederum jede erdenkliche Strafe; denn ist es wahr, was die Leute sagen, daß es sich nicht einmal ziemt, den Feind zu verrathen, wie dann, wenn Jemand den verräth, der ihn über Alles geliebt hat? Ich glaube, das Herz eines solchen Menschen ist giftiger als irgend ein Gift auf der Welt; denn er vergißt sein gegebenes Wort und bezahlt mit Schurkerei und Undankbarkeit das Wohlwollen und die Liebe jener Aermsten, die sich durch falsches Fuchsschwänzeln, falsche Thränen, unaufhörliches Bitten

und Lamentiren, durch List, Verrath und Meineid hat überwinden lassen, und die dadurch, daß sie die Liebe in ihr Herz einließ, die Gefangene eines Mannes wurde, der schlechter war als einer der Höllenbewohner. Was Ihr über die unerhörte Enthaltsamkeit Alexanders und Scipio's sagtet, so ist es wahr, daß sie in dieser Hinsicht Lob verdienen; aber dennoch finde ich etwas noch Größeres, und zwar will ich nicht die alte Geschichte herbeiziehen, denn diese nennt ihr Märchen, sondern ich will einen ganz frischen Vorfall erzählen von einer Frau niedrigen Standes, die ich selbst gut kannte. Ich würde sie sogar nennen, aber es gibt so viele beschränkte Köpfe, die, wenn sie hören, daß eine Frau einmal Jemanden gerne gesehen hat, sogleich Böses von ihr denken. Die Sache verhält sich folgendermaßen. Um die Gunst dieser Frau, die sehr schön und jung war, bewarb sich ein wackerer Jüngling lange Zeit hindurch, und auch sie wandte ihm endlich Herz und Sinn zu; davon war nicht nur ich selbst Zeuge, dem sie, wie ihrem treusten Verwandten, ihr ganzes Herz aufschloß, sondern es konnte es auch Jeder erkennen, der sie zusammen bei einem Gastmahle sah. So verharrte sie zwei Jahre lang in der feurigsten Liebe, die es nur auf der Welt geben kann; aber sie hielt sich zurück, und gab jenem guten

Herrn nicht das geringste Zeichen ihrer Zuneigung, außer was sich durchaus nicht verdecken ließ; sie wollte sich weder jemals in eine Unterredung mit ihm einlassen, noch Briefe oder Geschenke von ihm annehmen, obgleich nicht ein Tag verging, wo ihr nicht solche überbracht worden wären. Wie sie sich jedoch im Stillen darnach sehnte, weiß ich recht gut: denn konnte sie einmal etwas von seinen Sachen insgeheim bekommen, so konnte sie sich nicht satt daran freuen. Jener Jüngling aber vermochte sie zu nichts Weiterem zu bewegen, als daß sie sich ihm bisweilen durch's Fenster zeigte, oder bei einem Feste mit ihm, wie mit Andern tanzte. Da sie ihrem Stande nach wenig oder gar nicht verschieden waren, so sehnten sich Beide darnach, daß ihre Liebe ein glückliches Ende erreichen, d. h. daß sie zum ehelichen Bündniß gelangen möchten; und das wünschten ihnen auch alle Bewohner des Orts, außer ihrem Vater, der seine Tochter einem Reicheren (in Folge der bösen und verfluchten Gewohnheit, die aus dem Geize entspringt) geben wollte. Das arme Mädchen wagte nicht, sich dem grausamen Vater zu widersetzen; doch aus den unaufhörlichen und bittern Thränen konnte man auf ihre Abneigung gegen eine solche Verbindung schließen. Kurz, es rückte jene Unglückshochzeit heran, über die sich alle

Leute betrübten, und das verliebte Paar verzweifelte an seinem Glücke. Aber die Liebe, der nicht leicht zu widerstreben ist, hatte sich in ihren Herzen so tief eingewurzelt, daß dieser gewaltige Sturm des Unglücks sie auf keine Weise umzustürzen und zu entwurzeln vermochte. So verflossen noch drei Jahre nach jener Verbindung. Die Frau ließ sich nicht das Geringste anmerken und war fest entschlossen, niemals gegen ihre Ehrbarkeit zu verstoßen; sie bestrebte sich auf jede Weise, jene Leidenschaft zu unterdrücken, die zu befriedigen sie keine Hoffnung mehr hatte. Und da sie sah, daß sie denjenigen, den sie mehr als ihre Gesundheit geliebt, auf ehrbare Weise nicht mehr besitzen könne, beschloß sie, so wie früher, weder Briefe noch Geschenke anzunehmen, noch auch eine Botschaft zu hören, noch ihre Blicke dahin zu richten, wo sie ihn wußte. In diesem Vorhaben und edlen Kampfe harrte sie aus; da jedoch durch den unaufhörlichen Gram ihre Kraft und Gesundheit untergraben werden mußte, so starb sie am Ende des dritten Jahres. Diese Frau wollte also lieber Alles verschmähen, wonach sie sich so sehr sehnte; sie wollte endlich lieber das Leben lassen, als ihre Ehre im Geringsten verletzen, obgleich sie viele Wege dazu hatte, auf denen sie, ohne ihren Ruf zu gefährden, sich heimlich ihrer Liebe

hätte freuen können, besonders bei den so eifrigen Bemühungen jenes Mannes, den sie über Alles in der Welt schätzte, und für den sie sich ganz und gar hätte hingeben mögen. Hier war keine Furcht, keine Warnung, keine andere Ursache, die sie so enthaltsam machte, sondern einzig und allein ihre Liebe zur Tugend.

Wenn ich nun noch eine erwähnen wollte, die ein halbes Jahr hindurch fast jeden Abend mit ihrem Geliebten an einem abgelegenen Orte eine geheime Unterredung hatte und, während von der einen Seite eine angeborne heftige Genußsucht, von der andern die Bitten und Thränen desjenigen lockten, den sie wie ihre Seele liebte, sich dennoch zurückhielt, dennoch die so heiß ersehnte Frucht in dem schönen und obstreichen Garten nicht kostete, und obgleich sie überdieß mit einer starken Kette gefesselt war, nämlich mit den Armen, über die sie nichts Theureres kannte, sich gleichwohl nicht ergab, sondern ihre Ehre bewahrte: was dünkt Euch? war das nicht eine größere Enthaltsamkeit, als die Alexanders? Denn Alexander der Große war nicht in Liebe gegen die Töchter des Darius entbrannt, sondern von seinen gewaltigen Plänen und der Begierde nach Ruhm erfüllt, die ihn dazu bewog, sich allen Mühsalen und Gefahren zu unterziehen, wodurch er sich die Unsterblichkeit erringen konnte; er schätzte

nichts Anderes hoch, als sein eigenes Leben, und dachte nur darauf, in allen seinen Handlungen sich über die übrige Menschheit zu erheben. Dürfen wir uns also wundern, wenn er in diesem Stolze sich einer Sache enthielt, nach der er sich nicht besonders sehnte? Denn da er die Töchter des Darius in seinem Leben noch nie gesehen hatte, so ist es unmöglich, daß er sie auf den ersten Anblick so lieb gewonnen haben sollte; im Gegentheil verachtete er sie vielleicht eher wegen des Darius, seines Feindes; und hätte er auch etwas der Art sich erlaubt, so wäre das keine Liebe gewesen, sondern ein Unrecht. Man darf sich daher nicht wundern, wenn Alexander, der ebensosehr durch seine hohe Gesinnung, wie durch seine Heere die Welt eroberte, sich dessen enthielt und den Frauen kein Unrecht zufügte. So verdient auch die Enthaltsamkeit Scipio's großes Lob; wenn man aber die Sache wohl überlegt, so kann man sie nicht mit der Enthaltsamkeit jener beiden Frauen zusammenstellen. Denn auch Scipio enthielt sich einer Sache, nach der er sich nicht sehnte; überdieß war er in Feindesland und stand als ein junger Feldherr am Anfange seiner Siegeslaufbahn, wo es den Römern um Alles ging und zum vollständigen Ziele noch Vieles fehlte; er berücksichte ferner den guten Namen und die Hoffnung, die man in

Rom auf ihn setzte, wie auch das, daß er von allen seinen Handlungen jenen strengen Richtern Rechenschaft ablegen mußte, die das geringste Vergehen hart bestraften, und unter denen er, wie er wohl wußte, Feinde hatte. Hätte er auch anders handeln wollen, so sah er doch, da die Frau angesehen und einem großen Manne angetraut war, gleichsam wie in einem Spiegel eine solche Erbitterung der Feinde gegen sich entstehen, daß er sich dadurch nicht nur den Erfolg erschweren, sondern sogar seine ganze Mannschaft dem Untergange preisgeben konnte. Aus so vielen und wichtigen Gründen wollte er daher in einer so geringfügigen Sache seine Genußsucht zügeln und sich nicht zu einem Spiele verleiten lassen, das ihn hätte theuer zu stehen kommen können, während er durch seine Enthaltsamkeit und sein edles Herz das ganze Volk wie mit einem zweiten Heere besiegte und sich unterwarf. So erreichte er, was er mit Gewalt und durch Macht nie bewirkt hätte, durch jenen einzigen Umstand. Es wäre somit diese That des Scipio eher eine Kriegslist eines schlauen Feldherrn zu nennen, als eine aufrichtige Enthaltsamkeit. Ueberdieß stimmen die Schriftsteller hierin nicht überein, sondern andere, und zwar nicht unzuverläßige Männer, sagen, daß Scipio die Reize jener Frau ein wenig genos-

sen habe. Doch darüber, was ich Euch erzählte, herrscht kein Zweifel.

Habt Ihr es in der Bibel gelesen? fragte Dersniak.

Ich habe es selbst gesehen, antwortete Myszkowski, und so bin ich von der Wahrheit weit mehr überzeugt, als davon, was Plato in convivio de amore über die Enthaltsamkeit des Sokrates schreibt. Xenokrates aber, Herr Boianowski, könnte jetzt wohl ganz auf die Seite geschoben werden, denn sein Beispiel beweist nichts für die Enthaltsamkeit der Männer. Was ist dabei für ein Wunder, wenn ein gelehrter Mann, der nur Bücher und Wissenschaft im Auge hat, seiner Regel, d. h. der Philosophie, die nicht auf Worten, sondern auf einem anständigen Lebenswandel beruht, huldigt und alt und abgelebt sich jeder Unanständigkeit enthält? Ich würde noch mehr von seiner Enthaltsamkeit gehalten haben, wenn er irgend ein Zeichen der Lust gegeben und die reizende Frau dann verschmäht hätte; oder wenn er sich des Weines enthalten hätte, den die Alten mehr lieben, als das Beilager, und doch fügt man noch, wie zu seinem größeren Ruhme hinzu, daß er damals, als Phryne bei ihm lag, betrunken gewesen sei. Wenn es aber schon einem ergrauten und verwelkten Körper Ehre bringt, enthaltsam zu sein, um

wie viel mehr einem jungen und heißen Blute, wie es in den beiden Frauen war, die ich anführte? Denn die eine von ihnen beherrschte alle ihre Leidenschaften und erlaubte nicht nur nicht ihren Augen, das anzusehen, was sie so gern sahen, sondern sie wollte auch ihre Gedanken von dem Theuren abziehen, damit ihr Herz, welches sich so lange damit genährt, keine andere Nahrung hätte und vor Kummer brechen müßte. Die andere dagegen, die von der heftigsten Liebe glühte und so oft ihren zarten Hals in die theure Hand legte und mit sich selbst und gegen den kämpfte, den sie mehr als ihre Seele liebte, verwahrte sich doch gegen jenes Feuer, das viele kluge Leute verbrannt hat. Schämen sollte sich eigentlich der Schriftsteller, der den Xenokrates als Beispiel der Enthaltsamkeit anführt; denn ich möchte mit einem, der es genau wissen könnte, wetten, daß Xenokrates, als er nicht allein schlief, so betrunken war, daß ihn nicht nur das Kitzeln jenes Mädchens nicht zu wecken vermochte, sondern selbst wenn man ihn auch mit einem Lichte gebrannt hätte, er nicht erwacht wäre, so vermag der Wein einzuschläfern, wenn man ihn humpenweise trinkt. Und wenn Ihr den Perikles anführt, so war es auch hier nicht reine Enthaltsamkeit (und ich wundere mich, daß Ihr

ihn hier als Beispiel aufgeführt habt); eben so wenig, wie bei jenem Andern, der, als ihm eine gefällige Frau ihr Lager sehr hoch anschlug, sagte: Ich will mir die Reue nicht für eine so große Summe erkaufen. Erlaßt mir das, Herr Boianowski, die Wahrheit muß bestehen. Das sind verdächtige Beispiele von Enthaltsamkeit, welche die Männer zu ihrem eigenen Ruhme erwähnen, während sie über die große Unsittlichkeit der Frauen schreien, ohne zu bedenken, daß, was sich bei ihnen unter Tausenden einmal, und weiß Gott wie, findet, bei den Frauen jederzeit vorkommt; denn wollten wir genauer darauf eingehen, so gibt es kein so festes Schloß, das bei der Anwendung eines einzigen der Kunstgriffe, wie sie die Männer, um das Schamgefühl einer Frau zu tödten, zu tausenden gebrauchen, sich nicht sofort ergeben müßte. Seht doch zu, ob die Männer so ausdauernd ihre Schlösser vertheidigen, als die Frauen ihre Ehre? Wer verräth denn? der Mann; wer besticht? der Mann; wer verdreht das Gesetz? der Mann; wer legt falsches Zeugniß ab? der Mann; wer schwört Meineide? der Mann; wer verfälscht Unterschriften? der Mann. Ist außer diesen die Zahl derjenigen gering, die aus Furcht vor dem Tode thun, was sich nicht geziemt? Es wimmelt von solchen unter uns

wo oft eine Frau, die ihr heißes Blut und ihre Jugend fortreißen sollte, sich entsetzt und gegen alle die Dinge ankämpft, die wie mächtige Feinde fortwährend ihre Tugend angreifen. Endlich gibt es deren viele, wie ich schon gesagt habe, die lieber sterben, als ihre Ehre verletzen wollten.

Ich glaube, sprach Boianowski, daß Ihr mir solche Frauen aus der neuern Zeit nicht werdet zeigen können.

Auch jetzt, erwiderte Myszkowski, sind sie nicht so selten. Ich will Euch erzählen, was sich vor nicht langer Zeit in Italien begab, und was ich von einem Augenzeugen gehört habe. Als die Franzosen die Stadt Capua einnahmen und plünderten, fiel unter anderer Beute auch eine angesehene und schöne Edeldame einem Hauptmanne in die Hände. Da sich diese nun in Feindeshand befand und sah, daß ihre Ehre auf keine Weise zu retten sei, so gab sie, als sie an den Fluß kam, der durch Capua fließt, das Bedürfniß vor, sich etwas am Schuh bessern zu müssen. Als ihr derjenige, der sie führte, es erlaubte, sprang sie sogleich in den Fluß. Auf ähnliche Weise handelte ein Landmädchen aus dem Herzogthum Mantua. Als dasselbe einst mit seiner Schwester auf dem Felde Kräuter pflückte und großen Durst bekam, ging es in eine Bauern-

hütte, um einen Trunk Wasser zu genießen. Der Besitzer der Hütte, der noch jung war, sieht das schöne Mädchen, das allein zu ihm kommt, und fängt zuerst an, es mit süßen Worten zu bitten und dann ihm mit Heftigkeit zu drohen, wenn es ihm nicht zu Willen sein würde. Das Mädchen, obgleich es sich schon in seinen Händen befand, wollte auf keine Weise in die Schlechtigkeit willigen; da aber der Kerl kräftig war, so erreichte er durch seine Kraft und durch Schläge Alles. So zerzaust und unter heftigem Weinen kehrte die Arme zu ihrer Schwester auf's Feld zurück und wollte auf keine Weise etwas davon sagen, was ihr in dem Hause begegnet sei, trotz der Bitten und des Zuredens ihrer Schwester. Darauf eilte sie nach Hause; auf dem Wege stellte sie sich, als wenn die Betrübniß und die Trauer sie ohnmächtig mache, empfahl ihrer Schwester Einiges von ihren Angelegenheiten, und als sie darauf an den Fluß Oglio kamen, der bei ihrem Dorfe vorbeifloß, entfernte sie sich ein wenig von ihrer Schwester, die nichts der Art ahnen konnte und sprang in den Fluß. Als dieß ihre Schwester sah, lief sie, von Schmerz ergriffen, ihr nach, so weit sie konnte, rief ihr und warf ihr ein Seil zu, das sie, um die Kräuter zusammen zu binden, mitgenommen hatte, damit

jene es ergreifen möchte. Die Arme sah es, wie sie wieder herauf tauchte, und öfters kam ihr das Seil in die Hände; aber das willenskräftige Mädchen wollte es nicht ergreifen, sondern schob es im Gegentheile so weit wie möglich von sich, und indem sie so alle Hülfe ablehnte, mußte sie gar bald das Leben lassen. Seht, ob diese etwa durch das Ansehen ihres Hauses dazu gebracht wurde, oder durch die Furcht vor einem grausamen Tode, oder durch die Schande, oder durch etwas Anderes der Art. Durchaus nicht, denn da sie aus einer Bauernfamilie stammte, so konnte es leicht verdeckt und verheimlicht werden; aber ihre Jungfrauschaft war ihr so lieb, daß sie ohne sie nicht auf der Welt leben wollte. Dieß geschah in Italien, in einem einzigen Lande, vor nicht langer Zeit. Bedenken wir, wie viele Fälle der Art sich auf der ganzen Welt zutragen mögen, und davon spricht die Geschichte nicht nur nicht, sondern es würde es hier auch nicht Jeder wissen, wenn es mir nicht jetzt eingefallen wäre. Der Herzog von Mantua ließ an der Stelle, wo sie in den Fluß sprang, der so edeln Jungfrau ein kostbares Grab bereiten und einen Denkstein setzen.

Als hier Myszkowski ein wenig innehielt, sprach Kryski: Zu der Zeit, als ich in Rom war, kam ein ähnlicher Fall vor. Es bewarb

sich einer lange Zeit um die Gunst einer schönen angesehenen Römerin und gab ihr seine große und heftige Liebe zu erkennen; sie aber, die seine Neigung nicht erwiderte, mochte ihn nicht einmal ansehen, so daß der Rasende, der nicht wußte, was er weiter thun sollte, ihre Dienerin gewann, die, noch größere Geschenke hoffend, wenn sie etwas ausrichtete, ihre Herrin beredete, an einem gewissen Tage, der kein Feiertag war, zum heiligen Sebastian zu wallfahrten. Als die Frau darauf einging, und er, der von Allem wußte, unterrichtet war, was er zu thun habe, führte die böse Dienerin ihre Herrin in eine der finstern Höhlen (deren es unter dem heiligen Sebastian genug gibt, und die Jeder, wie aus Pflicht, besucht), wo der gedachte Herr schon früher hineingegangen war und sich verborgen hatte. Als er nun hier mit ihr zusammentraf, fing er als Verliebter zuerst an, alle Bitten, Zureden und jede List anzuwenden, um sie sich geneigt zu machen. Da ihm das nicht gelang, ging er zu Drohungen und selbst zu Schlägen über; er war entschlossen, seine böse Lust zu befriedigen, und wäre es auch mit Gewalt, wobei ihm jene schlechte Dienerin Hülfe leistete. Er wendete bei der Unglücklichen alle seine Kräfte an, konnte aber doch auf keine Weise etwas erreichen. Ergrimmt darüber, daß er sein Streben vereitelt sah, und aus Furcht, daß ihre Freunde, wenn sie es erführen, Rache an ihm nehmen könnten, erdrosselte er mit Hülfe jenes Scheusals von einer Dienerin die achtbare Dame und ließ sie dort zurück; er selbst aber verbarg sich so, daß man nichts von ihm erfahren konnte. Jene durch die Sünde verblendete Dienerin versäumte es, zu entfliehen. In Kurzem erkannte man an einigen Gegenständen die Schuldige und nahm sie fest, sie gestand sogleich Alles und empfing ihre Strafe. Der Leichnam jener heiligen Frau wurde aus der Höhle geholt und unter großen Ehrenbezeugungen nach Rom zur Bestattung gebracht; und so viele Menschen jedes Standes, Geschlechts, Alters und Berufs auch bei dem Begräbnisse waren, so war doch keiner unter ihnen, der mit trockenem Auge nach Hause gegangen wäre, oder wenn er nicht weinte, wenigstens eine so große Tugend gepriesen und gerühmt hätte.

Als hier Kryski schwieg, sprach Boianowski: Das sind seltene Fälle auf der Welt.

Allerdings selten, versetzte Myszkowski; aber der Frauen gibt es eine Menge, die weder innerer Trieb noch Liebe zu besiegen vermag; und wenn sich je einmal eine verführen läßt, so sollten wir sie sehr beklagen, denn es gibt der männlichen Schlauheiten,

Kunstgriffe, Schlingen, Netze und Gruben so viele, daß es ein großes Wunder ist, wenn eine arme Seele nicht hineinfällt. Und dazu bedient man sich nicht der Gewalt; es vergeht kein Tag, keine Stunde, daß der Verliebte nicht, wie ein Hund, die Thüre der Geliebten bewacht; und gelingt es ihm, sie zu sprechen, dann weiß er eine so traurige Gestalt anzunehmen, weiß er so zu seufzen und zu weinen, daß er dadurch das grausamste Herz besiegen könnte. Und wenn er erst zu Geschenken, zu Andenken seine Zuflucht nimmt (mit denen man leicht alle Burgen und Städte der Welt einnehmen könnte), da gibt es nun gar kein Maß; wollte sie nur nehmen, wie sie unaufhörlich darum gebeten wird, all sein Gold würde ein so verliebtes Herz dafür weggeben; und man findet dazu solche Wege, solche Kunstgriffe, daß sie die Geschenke auf keine Weise ablehnen kann. Andere Dinge, wie Putz, Wettrennen, Maskeraden, Fahrten, die alle einen bedeutenden Kostenaufwand erfordern, gleichen dem Kienholze, womit man das Feuer anzündet; denn die Arme glaubt, daß Alles ihretwegen geschehe. Sie kann in der Nacht nicht erwachen, ohne eine ausgesuchte Musik von Klageliedern zu hören, auf Befehl desjenigen veranstaltet, der seufzend einen so heftigen Schmerz des Herzens zeigt. Noch

schlimmer; eine solche Frau, der Gott ein derartiges Unglück zuschickt, hat keine treue Seele; spricht sie etwas zu ihrer Dienerin, so ist diese bald gewonnen, thut zuerst Erwähnung, überreicht Briefe, überreicht Andenken von dem Lieben, fügt mit traurigen Worten hinzu, wie sehr der Unglückliche liebt, wie er nicht Vermögen, nicht Gesundheit, nicht die Ruhe seines Gemüthes achtet; wie er nichts Schlechtes will, nur daß er sie einmal in's Geheim sprechen möchte. Und da findet sich für Alles Rath, mit Worten wird die Sache ausgemalt, wie man trotz aller Hindernisse dazu kommen könne. Es wird ein Beispiel angeführt, wie die und jene Nachbarin weit Schlimmeres thut, ohne daß es ihrem Rufe schadet, Alles wird so unschuldig und leicht dargestellt, daß es der armen Frau sehr schwer fällt, zu sagen: Ich gestatte es nicht. Und wenn die Aermste auch ein halbes Jahr, ein Jahr Widerstand leistet, so vermag doch das unaufhörliche Aufregen, die Schlauheit und der Verrath der Männer so viel, daß jene Schranke, die auf dem Wege stand, d. h. die Liebe des guten Rufes, nicht weggeräumt, sondern umgestürzt wird. Noch etwas; es finden sich auch solche Buben, die, was sie durch List nicht erreichen, mit Bosheit durchsetzen wollen. Bald drohen sie, sie wollen davon sprechen, es bekannt machen,

endlich die Frauen bei den Männern in schlimmen Ruf bringen. Ich habe auch von Vätern gehört, die ihre eigenen Kinder, von Männern, die ihre Frauen wider ihren Willen gegen Geschenke, um sich zu bereichern, der Schande Preis gegeben haben. Endlich suchen einige durch Zauberei und Hexerei die ehrlichen Seelen zu unterjochen und ihnen die Freiheit zu nehmen, die jeder Mensch von Gott hat, daß er nicht wider seinen Willen in's Feuer geht. Ich weiß nicht, wie das Jemand kann, ich wenigstens würde, wenn ich liebte, es ungleich lieber sehen, daß diejenige, der ich diene, mich von Herzen liebte und mir ihr Herz ohne andere Freuden schenkte, als daß ich Alles reichlich genießen sollte, was ich nur wollte, aber gegen ihren Willen, denn es würde mir vorkommen, als wäre ich Herr einer Leiche! Aber wer kann alle Kunstgriffe, alle Finten aufzählen, mit denen die Bursche den Mädchen zusetzen; es gibt deren so viele, und sie nehmen unaufhörlich so zu, daß sie das Gedächtniß nicht faßt und keine Zunge sie auszusprechen vermag. Außer dem was einer an Schlauheiten in seinem Hirn erfindet, gibt es auch noch Bücher, welche lehren, wie man eine Frau hintergehen und verführen kann. Eine lange Zeit hindurch wagen die Männer Alles um die Ehre der Weiber; ich sage um die

Ehre, denn ich behaupte, es würde einer nicht so viele Mühsale und Nachtwachen übernehmen, nicht so viele Thränen vergießen, sich nicht so furchtbaren Gefahren aussetzen bloß um des Körpers willen, sondern er thut es darum, um das Schloß, in welchem die Ehre wohnt, zu erobern, die harten Diamanten zu zermalmen und das kalte Eis zu erwärmen, mit dem tugendhafte Frauen ihr Herz umgeben haben. Das ist für solche Leute in der Regel das Ziel ihrer Liebe. Seht, Herr Boianowski, wie sollen die dummen Schäfchen, von so schöner Waide gelockt, gegen die schlauen Wölfe sicher sein? Und dann, was liegt darin Außerordentliches, wenn eine Frau sieht, wie ein angesehener, hochgeborner, schöner, gesitteter Mann ihr einige Jahre dient, auf nichts Anderes sinnt, als ihr in Allem zu gefallen, für sie sorgt, um sie wirbt, ihr den Hof macht, mit Aufopferung seiner Gesundheit und mit Lebensgefahr; wenn sie, sage ich, eine so unermeßliche Liebe sieht und endlich ihr Herz ihm zuneigt? Höhlt doch ein Tropfen Wasser, wenn er unaufhörlich herabfällt, die härtesten Steine aus; und wir wundern uns, wenn eine Frau, durch so viele Kunstgriffe überwunden, zuletzt Mitleid fühlt und das thut, wornach sie in Folge ihres heißeren Blutes (wie Ihr sagt) sich mehr sehnt, als

der Mann? Das Verbrechen ist in der That nicht so groß, daß die Aermste, durch bübische Schlauheit verführt, wenn nicht eine andere Gnade, so doch wenigstens unser Mitleid verdienen sollte, das oft größern Verbrechern, Dieben, Bösewichtern, Mördern, Verräthern zu Theil wird. Ihr dagegen haltet es für ein so schimpfliches Vergehen und für eine so große Sünde, daß Ihr um einer oder zweier Frauen willen, die vielleicht einmal in sie verfallen, sie alle insgesammt mit Schande bedecken und für ausschweifend ausgeben wollt. Das aber seht Ihr nicht, daß viele von ihnen ein steinernes Herz haben, die mit ausdauerndem Muthe der Liebe heftigern Widerstand leisten, als ein Fels im Meere den anstürmenden Wellen.

Als hier Myszkowski schwieg, wollte B. darauf antworten, aber Wapowski kam ihm zuvor und sprach lächelnd: Mein Gott, geben wir ihm gewonnenes Spiel; denn ich sehe, Ihr richtet mit Eurer Antwort wenig aus; überdieß regt Ihr alle Weiber (wenn sie es erfahren) gegen Euch auf, und ich weiß nicht, ob nicht auch einen großen Theil der Männer dazu.

Die Frauen, erwiderte Boianowski, sollten mir im Gegentheil dafür danken; denn hätte ich nicht den Streit angefangen, so würden

nicht so viele Dinge zu ihrem Lobe gesagt worden sein.

Myszkowski dagegen sprach: Das ist Jedem bekannt, wodurch sich achtbare Damen berühmt gemacht haben, und es gibt deren noch weit mehrere, als Herr Kostka aufgezählt hat. Wer sieht nicht ein, daß der Mensch ohne die Frauen nichts Gutes auf der Welt genießen würde? Daher führen die Thiere im Walde ein besseres Leben, als der, welcher ohne Frau lebt; denn wer weiß besser die Sorgen aus des Mannes Haupt zu verscheuchen, wer die Last zu erleichtern, gute Gesinnungen zu wecken, das Herz zu beruhigen, die Bitterkeit dieses Lebens zu versüßen, als die Frauen? Wie oft sind sie ferner nicht die Veranlassung, daß der Verstand des Mannes geschärft, die Kühnheit in der Schlacht erhöht wird? Es ist gewiß, in wessen Herz einmal ein Fünkchen Liebe fällt, der kann keinen bösen Gedanken mehr fassen, er kennt keine Furcht, keine Schlechtigkeit. Denn wer liebt, will auch werth sein, geliebt zu werden, und hütet sich, durch eine Unschicklichkeit bei derjenigen in eine üble Meinung zu kommen, bei welcher ihm eine gute über Alles geht; er achtet keine Gefahr, keine Mühsal, selbst nicht den Tod; es gibt nichts so Furchtbares, was er nicht gern zu je-

der Stunde wagen würde, um zu zeigen, daß er der Liebe werth ist, um die er sich bemüht. Könnte ein König sich ein Heer von Liebenden verschaffen, die sich in Gegenwart ihrer Geliebten schlagen sollten, so müßte er unfehlbar damit die ganze Welt erobern, vorausgesetzt, daß er nicht mit einem eben solchen Heere zu kämpfen hätte. Denn daß Troja zehn Jahre lang dem gesammten Griechenland Widerstand leistete, hatte hauptsächlich seinen Grund darin, daß sich dort eine große Zahl liebentflammter Jünglinge befand. So oft daher ein Ausfall stattfinden sollte, waren die Frauen beim Waffnen zugegen oder waffneten die Krieger wohl selbst, und beim Abschiede hörte der Geliebte solche Wörtlein, durch die entflammt er das Roß mit einem höheren Muthe bestieg, als ihn die Unsterblichen haben konnten. Und in der Schlacht scheuete er sich nicht, sein Leben einzusetzen, da er sicher wußte, daß eine Jungfrau oder eine Frau von der Mauer auf ihn herabblickte, die seinen Muth und seine lobenswerthen Thaten rühmen würde. Dieß schätzte ein Jeder höher, als die größte Belohnung für wackere Thaten. Ich hörte auch, als ich in Italien war, daß die Frauen in Spanien viel dazu beigetragen, daß das Königreich Granada den Händen der Mauren entrissen

wurde; denn so oft das spanische Heer gegen den Feind auszog, ritt die Königin Isabella mit sämmtlichen Frauen in die Nähe des Schlachtfeldes. Wer nun immer von der Ritterschaft liebentbrannt war, machte seiner Dame den Hof und unterhielt sich unterwegs mit Gesprächen so lange, bis man den Feind zu Gesichte bekam. Dann nahm er Abschied von seiner Dame, und fast unmittelbar vor ihren Augen kämpfte er mit jenem unerhörten Muthe, den ihm die Liebe einflößte, und mit dem Bestreben, sich als keinen schlechten Ritter zu zeigen, so daß die zahlreichen Schaaren der Mauren durchbrochen wurden und große Haufen von Menschen auf dem Platze blieben. So viel Gutes haben die Frauen veranlaßt. Und darum weiß ich nicht, Herr Boianowski, was Euch für ein Unverstand dazu bewegen konnte, von ihnen schlecht zu sprechen, da sie der Anfang alles Guten auf der Welt sind. Müßten nicht die angenehmsten Vergnügungen untergehen, wenn die Frauen nicht wären? Denn wer würde die Musik, wer den Tanz lernen, wäre es nicht, um den Frauen zu gefallen? Wer würde ein Gedicht machen, wäre es nicht, um seine Gefühle, die aus der Gnade oder Ungnade der Frau erwachsen, auszudrücken? Viele griechische und lateinische Dichter würden wir

nicht haben, wenn die Dichter die Frauen nicht hoch geschätzt hätten. Und wie viel noch jetzt täglich durch kluge Köpfe Derartiges hervorgebracht wird, verdanken wir der Tugend, Schönheit und Sittsamkeit der Frauen, denn darauf gründet der Dichter in der Regel sein Gedicht, wie auf ein Fundament. Ja noch mehr, als Salomon, dessen Weisheit keine andere auf der Welt gleich kommt, bildlich die wichtigsten göttlichen Dinge beschreiben wollte, ließ er in seinem Hohen-Liede Menschenpaare, die von großer Liebe gegen einander entflammt sind, eine Unterredung führen; denn da er auf der Welt nichts Anderes fand, was mit den himmlischen Dingen mehr Aehnlichkeit hatte, als die Liebe, so glaubte er, daß wir durch wiederholtes Lesen der genannten Schrift einigermaßen einen Vorschmack von den unsichtbaren Dingen bekommen können, die ihm durch seinen Verstand und die Gnade Gottes geoffenbart waren. So wenig Ursache hattet Ihr, Herr Boianowski, hierüber einen solchen Streit zu erheben und Herrn Kostka in Verwirrung zu bringen, so daß er uns viel Schönes über die Hof-Dame ungesagt gelassen hat.

Ich glaube, erwiderte Boianowski, daß Herr Kostka hierüber nichts mehr zu sagen wußte. Wenn Ihr aber glaubt, daß jene Dame noch nicht ihre völlige Ausstattung habe, so ist er

daran nicht schuld, sondern Gott der Herr, daß er der Welt nicht mehr Tugenden zugetheilt hat, denn alle, die es in der Welt gibt, hat Herr Kostka der Hof-Dame beigelegt.

Findet Ihr noch etwas, Kostka? fragte Lubelski.

Ich glaube, antwortete Kostka, genug gesagt zu haben; und zu meiner Befriedigung braucht die Hof-Dame keine weiteren Eigenschaften zu besitzen. Wenn sie den Herren nicht gefällt, so mögen sie sie mir zuweisen, ich werde darüber nicht böse sein.

Als hierauf Niemand etwas entgegnete, sprach Dersniak: Setzen wir die Abneigung bei Seite, die ich, wie Ihr glaubt, gegen die Frauen haben soll; ich möchte nun gerne von Euch erfahren, Herr Kostka, wie die Hof-Dame, von der man verlangt, daß sie durch ein unterhaltendes Gespräch amüsiren könne, sich zu verhalten hat, wenn von der Liebe die Rede ist, denn darüber spricht ein Mann mit einer Frau am häufigsten und am liebsten, zumal wenn er mit ihr in eine vertraulichere Unterredung kommt.

Wer sie unanständiger Weise ausfragen sollte, erwiderte Kostka, bei dem bleibt der Frau nichts weiter übrig, als ihn sobald als möglich abzufertigen und ihm zu erkennen zu geben, daß ihr keusches Ohr nicht gewohnt

sei, so etwas anzuhören; spräche aber Jemand anständig, vorsichtig und mehr scherzweise, als in schlechter Absicht mit ihr darüber, da bedarf es keines ernsten Gesichtes, sondern sie soll es lieber nicht verstehen, oder der Sache eine andere Wendung geben und somit unmerklich dem Liebesgespräch ausweichen.

Da sprach Wapowski: Wenn Ihr Eurer Hof=Dame kein Liebesgespräch gestattet, so werdet Ihr derselben auch nicht erlauben zu lieben, was ich nicht billige; denn sie wird alsdann Niemanden haben, der ihr von Herzen gewogen ist und ihr dient; und so wird sie vieler Dinge verlustig, mit denen sie sich schmücken könnte.

Die Dame, antwortete Kostka, kann sich durch etwas Anderes empfehlen, als durch die Liebe, nämlich durch ihre Sittsamkeit, Menschenfreundlichkeit, Bescheidenheit, Demuth und Schamhaftigkeit. Die Liebe aber, wie man sie gewöhnlich versteht, ziemt derjenigen auf keine Weise, die einen Mann hat, denn wäre diese Liebe auch die reinste Sittsamkeit, so zieht sie doch Schande nach sich; während die gesetzte Gattin nicht nur nach einem achtbaren Lebenswandel zu streben hat, sondern auch darnach, daß Niemand von ihr eine schlechte Meinung bekomme. Einer Jungfrau oder Wittwe dagegen erlaube ich die Liebe,

sobald eine Hoffnung auf Vermählung vorhanden ist.

Würdet Ihr, fragte Dersniak, einer Hof=Dame es wirklich so übel nehmen, wenn sie, sobald sie die unverschuldete Abneigung ihres Gemahls und seine Ausschweifung und Verachtung des ehelichen Bettes sähe, einen Andern liebgewänne?

Weder dieß noch sonst ein Unrecht, erwiderte Kostka, soll sie von der Ehrbarkeit abbringen. Denn wenn andere Frauen, obgleich sie kranke und schwächliche Männer geheirathet haben, doch ihre Tugend unversehrt bewahren, so ziemt es um so mehr einer Hof=Dame, die in allen Tugenden sich auszeichnen soll, daß sie die Fehler ihres Mannes verdecke, über ihn nicht spotte und kein Aergerniß gebe; sie soll bedenken, daß, was sie auch immer in dieser Hinsicht für ein Unglück trifft, dasselbe durch Geduld sich in ein Gut verwandelt. Wer weiß, ob Penelope so tugendhaft gewesen wäre, wenn ihr Gemahl Ulysses nicht so lange auf dem Meere umhergeirrt wäre? Die Tugend erkennt man im Unglück. Darum wird die ehrbare Frau mehr gewinnen, als verlieren, wenn sie die Vergehen ihres Mannes übersieht und ihre Sittsamkeit und Tugend bewahrt.

Die Hof=Dame, bemerkte jetzt Lubelski, ist nun so wohl geschmückt, daß sie der

Seide, Perlen und Edelsteine nicht bedarf. Es wäre daher nicht übel, wir wendeten uns zu unserem Hof=Cavalier zurück, denn mir scheint, ihm fehlt noch Dieß und Jenes: so hat z. B. weder Kryski noch Myszkowski erwähnt, wie er sich in der Liebe zu verhalten hat, um sich die Gunst der Jungfrau oder Wittwe, der er dienen will, zu erwerben; denn die Liebe zu verachten, ziemt sich (wie ein Jeder weiß) für einen Hof=Cavalier in keiner Weise.

Hierauf ließ sich Myszkowski folgendermaßen vernehmen: Damit hat es keine große Schwierigkeit; wer da will, daß er geliebt werde, muß selber lieben, und in Sitten und Benehmen der Liebe würdig sein; außer diesen beiden Dingen bedarf es weiter nichts.

Ich weiß nicht, sprach Dersniak, ob ich der Liebe würdig bin; das aber weiß ich, daß ich eine Wittwe in tiefster Seele liebe und doch keine Zeichen der Gunst von ihr erblicke. Was endlich Andere sagen, daß die Geschenke, die man seiner Geliebten gibt, die Liebe nicht so angenehm machen, denn man könne glauben, daß man eben der Geschenke wegen mit falscher Liebe geliebt werde, so sollten mir doch kostbare Andenken nicht leid thun, wenn ich dadurch überhaupt nur erreichen könnte, daß ich geliebt werde.

Allerdings, versetzte Myszkowski, hat der

ganz Recht, welcher sagt, daß die Geschenke der Liebe den Reiz benehmen; deßhalb schlägt man die Liebe hoher Damen so hoch an, weil diese aus nichts Anderem, als einzig aus der Zuneigung des Herzens hervorgeht; denn was hätte eine große Dame davon, einem, der nicht Ihresgleichen ist, Liebe zu zeigen, wenn sie nicht von Herzen liebte? Darum würde ich wenigstens es nicht loben, wolltet Ihr Euch durch Geschenke die Liebe erkaufen. Liebe soll durch Liebe sich Liebe gewinnen. Nur steht Ihr in dem Rufe, Herr Dersniak, als bewürbet Ihr Euch an vielen Orten zugleich um Liebe. Und wie bei einem großen Strome, wenn er sich in viele Arme theilt, jede Mündung um so kleiner ist, so kann auch die Liebe, wenn sie sich vertheilt, auf keine Weise an einem Orte groß sein. Solltet Ihr jedoch mit Unrecht in einem solchen Rufe stehen, so halte ich nicht das für die Ursache, daß Ihr etwa der Liebe nicht werth wäret, sondern das, daß Ihr vielleicht von Eurer Wittwe etwas verlangt, was sie Euch nicht gewähren kann. Die Liebe beruht auf dem Gesetze, daß beide, der Liebende und der Geliebte, nur Einen Wunsch und Einen Willen haben.

Wirklich, sprach Dersniak, mir geschieht großes Unrecht von denjenigen, die mich in den Ruf der Unbeständigkeit bringen. Auch

versichere ich Euch, daß ich das will, was meine Wittwe, woraus zu sehen, daß ich sehr in ihrer Gunst steigen sollte; aber mich schmerzt es im Herzen, daß sie das nicht will, wornach ich mich sehne, woraus hervorgeht, daß sie mich nicht liebt, nach dem Gesetze, das Ihr so eben anführtet.

Wer zu lieben anfängt, versetzte Myszkowski, soll auch damit anfangen, sich bei dem Willen des Geliebten zu beruhigen; denn wenn wir die Frau unsere Gebieterin nennen, so ziemt es sich, daß Jeder von uns alle seine Gedanken und Wünsche in ihre Gewalt gebe, so daß ihre Seele allein über ihren und unsern, schon unterjochten, Körper herrsche, wie es in wahrer Liebe sein soll.

Das würde ich, antwortete Dersniak, für das größte Glück halten, wenn Eine Seele und Ein Sinn sie und mich leitete.

Hierauf bemerkte Wapowski: Es verhält sich in der That so; wer wahrhaft liebt, richtet all sein Sinnen, alle seine Kraft und sein Streben darauf, dem Geliebten zu gefallen. Da man aber mitunter auch auf eine so schlaue Frau stößt, die diese Wünsche, diese Liebe, diese unaufhörlichen Dienste auf keine Weise verstehen will, so lehrt doch unsern Hof-Cavalier, wie er seine Liebe bemerklich und offenbar zeigen und gut darthun kann.

Pah! das ist nicht schwer, sagte Dersniak; wenn sich der Hof-Cavalier schämt, von seiner Liebe offen zu sprechen, so mag er es vollständig schreiben.

Im Gegentheil, erwiderte Myszkowski, ist er vorsichtig, so wird er in dieser Hinsicht nichts eher versuchen, als bis er sicher ist, daß er nicht beleidigt.

Boianowski aber sprach: Geht doch, Herr Myszkowski; jede Frau sieht es gern, wenn man sie bittet, wenn sie auch nicht die Absicht hat, es zu gewähren.

Das wißt Ihr nicht gut, versetzte Myszkowski, ich rathe dem Hof-Cavalier nicht, es eher zu wagen, als bis er weiß, daß man es ihm nicht abschlägt.

Nun, und was soll er denn zuletzt thun? fragte Boianowski.

Wenn er über seine Liebe sprechen oder schreiben will, antwortete Myszkowski, so thue er es so bescheiden, so vorsichtig, daß er ihren Willen nur mit gleichgültigen Worten prüfe und erforsche, und ihr einen Weg lasse, den die Frau einschlagen und jene Worte auch auf etwas Anderes, als auf die Liebe beziehen kann. Ich sage, daß er mit gleichgültigen Worten ihren Willen erforschen soll, und zwar darum, daß, wenn sie es nicht freundlich annehmen sollte, er es umwenden

und zeigen könne, er habe etwas Anderes gemeint. Denn die ehrbare Dame wird, wenn Jemand diesen Punkt berührt, es für ein Unrecht nehmen und die Sicherheit aufgeben, in der sie lebte, bevor du ihr deine Liebe entdecktest. Und so hast du, was du nach und nach hättest zähmen können, auf einmal gänzlich verscheucht. Will daher der Hof-Cavalier einer Dame seine Liebe erklären, so kann er, meiner Ansicht nach, eher auf eine andere Weise dazu gelangen; denn bisweilen ist aus einem Seufzer, aus einem Erröthen und aus einer gewissen Schüchternheit die Liebe eher zu erkennen, als aus tausend heißen Worten. Und was noch mehr ist, die Augen selbst, als sichere Boten des Herzens, können viel bewirken, denn sie enthüllen nicht nur unsere Gedanken, sondern sie dringen auch oft mit ihren gewaltigen Strahlen durch die Augen des Andern, wie die Lichtstrahlen durch's Glas, in das geliebte Herz, erwärmen es und bereiten es zur Aufnahme der Liebe vor. Daher entstand das Sprüchwort: Das Auge ist in der Liebe Anführer, und so verhält es sich unfehlbar, denn das menschliche Auge sitzt im Verborgenen, wie die Soldaten im Hinterhalt, schießt mit scharfen Blicken und kann eher bezaubern, als irgend ein altes Weib mit Kräutern und Besprechungen, zumal wenn

Blick dem Blicke oft begegnet, denn dann steckt einer den andern mit seiner Liebe an, wie das kranke Auge, wenn es freundlich in das gesunde blickt, mit einer Krankheit anstecken kann. Auf diese Weise wird also der Hof-Cavalier seine Liebe erklären und sich viel Gunst erwerben; nur muß er seine Augen in seiner Gewalt haben, weil er sonst leicht sich vor denen, vor denen er es am meisten geheimhalten wollte, verräth, denn die Leute kennen das Sprüchwort: Wo die Liebe, da das Auge; sie geben daher scharf Obacht und entdecken oft eher etwas, als der, dem der Blick galt. Wer also seiner Geliebten allein seine Neigung zeigen will, der muß auf Zeit und Ort Rücksicht nehmen, und weder zu schüchtern noch zu heftig beginnen, selbst wenn er noch so sehr verliebt sein sollte. Denn es kann für einen, der verborgen bleiben will, nichts Lästigeres geben, als eine bekannt gewordene Liebe.

Hierauf bemerkte Dersniak: Oft ist es auch von Nutzen, seine Liebe nicht zu verbergen, denn wenn die Leute eine solche Sicherheit, ein so heiteres Gesicht, ein so unbefangenes Benehmen sehen, so können sie nichts Böses denken; dadurch erwirbt man sich bald die Freiheit, neben einander zu sitzen, miteinander zu sprechen und zu scherzen, ohne allen Ver-

dacht, während, wenn Jemand seine Liebe geheim halten will, woraus man schließen könnte, daß er auf etwas Unrechtes ausgehe, er nie so dazu gelangt. Endlich war ich auch einst Zeuge davon, wie eine Dame, obgleich sie vordem nicht die geringste Neigung zu einem meiner Verwandten hatte, dadurch, daß die Leute davon sprachen, als wenn sie mit ihm im Einverständniß lebte, eine wunderbare Liebe zu ihm faßte. Ich meine, daß jenes öffentliche Gerede, das ihr gleichsam seinen Werth bezeugte, ihn ihr theuer machte, worauf sie, wie auf ein zuverlässiges Zeugniß (da die Leute einem nie und ohne Grund etwas Unwahrscheinliches beilegen), glaubte, er sei ihrer Neigung und Liebe werth. Jenes Gerede trug ihr also eine bestimmtere und glaubwürdigere Botschaft zu, als wenn er sie selbst durch Briefe, Worte oder Boten hätte bestellen sollen. Und so schadet diese öffentliche Stimme nicht nur nicht, sondern sie nützt sogar.

Dagegen sprach Kostka: Die Liebe, welche in die Oeffentlichkeit kommt, hat die Folge, daß die Leute mit Fingern auf einen deuten; dazu müßte der, welcher diesen Weg einschlagen wollte, weniger Feuer zeigen, als er im Herzen hat, und sich mit gleichgültigen Dingen begnügen, als kümmere er sich um das nicht,

wonach er sich von Herzen sehnt; er müßte Vieles ersinnen, Vieles übersehen, sowohl Angenehmes als auch Unangenehmes, und oft müßte er mit dem Munde lachen, während das Herz weint; das Alles aber ist sehr schwer, ja ich möchte fast sagen unmöglich. Darum rathe ich dem Hof-Cavalier, wenn er von seiner Liebe Ehre haben will, sie so sehr als möglich zu verheimlichen.

Er wird also, bemerkte Dersniak, sich der Zeichen bedienen müssen, die in der Liebe so unbemerkbar zu sein pflegen, daß sie Einer dem Andern nur vom Gesichte absieht. So war ich einst in Italien zugegen, als zwei Personen miteinander lange und frei über ihre Liebe sprachen und doch keiner der Anwesenden merken konnte, um was es sich handelte, oder worauf sich etwas bezog; denn das Paar gab durchaus nicht zu erkennen, daß es ihnen lästig wäre, wenn ein Dritter zuhörte. Sie flüsterten die Worte, auf die es ankam, einander heimlich zu; alle übrigen, die sich auf Dieß oder Jenes beziehen ließen, sprachen sie laut und ohne einander zu warnen.

Führt diese Sitte nicht bei uns ein, sagte Boianowski, denn solche Zeichen oder geheimen Worte verrathen nichts Gutes. Unsere Sitte ist immerhin die beste, Jemanden offen zu sagen, was man von ihm will, es müßte es

denn einer vor großer Liebe nicht aussprechen können; denn das ist in der Regel der Fall, daß Derjenige, der sehr liebt, wenig oder nichts spricht. Auch sehe ich nicht ein, wie das Jemand ausführen sollte, was nach Zeit, Ort und Person einmal so, ein andermal so ausfallen muß. Will aber Kostka den Hof-Cavalier in Betreff der Liebe unterrichten, so zeige er ihm, wie er eine begonnene Liebe pflegen und die erworbene Gunst bewahren kann.

Ich meine, sprach Kostka, daß man sich dadurch die Gunst erhalten kann, wodurch man sie sich erworben hat. Dabei kommt Alles darauf an, daß der Hof-Cavalier sich der Dame werth und lieb macht, ohne sie im Allergeringsten zu beleidigen. Es gibt hiefür nicht leicht bestimmte Regeln; denn oft fängt es ein Mensch, der keine Umsicht besitzt, ungeschickt an, und glaubt nicht, daß etwas sich auf Dieß oder Jenes beziehen könne; die Frau aber wird leicht durch etwas beleidigt. Es begegnet dieß Niemanden häufiger, als dem, der, zu sehr von Liebe entbrannt, sich nicht mäßigen und seine innere Last nicht in sich verbergen kann; gelingt es ihm daher, mit der geliebten Person ein Wort zu sprechen, so fängt er immer wieder an zu lamentiren, zu klagen und Vorwürfe zu machen und bringt

die Frau zuletzt dahin, daß er durch seine ungehörige und unzeitige Zudringlichkeit ihr verhaßt wird. Ein Anderer dagegen weiß oft weiter nichts, als von seinen Genossen Schlechtes zu sprechen, zumal wenn er bei der Frau eine Hinneigung zu einem Andern sieht und sich aus Eifersucht nicht enthalten kann, ihn auf jede Weise herabzusetzen. Hierbei bekommt sie dann auch mitunter einen Stich, ohne ihn verschuldet zu haben, bis es endlich so weit kommt, daß er von ihr verlangt, sie solle mit Keinem sprechen, auch nicht nach der Seite blicken, auf welcher Jener steht, den er für seinen Nebenbuhler hält. Durch dieß unangemessene Benehmen erbittert er dann nicht nur die Frau gegen sich, sondern bringt sie auch dazu, daß sie Denjenigen, der ihr zuvor gleichgültig war, zu lieben anfängt. Denn die Furcht, die jeder Liebende fühlt, daß die Frau ihn für den neuen Anbeter fahren lassen könne, verräth ihn, daß er sich der Liebe nicht so würdig hält, als den, auf den er eifersüchtig ist. Daher gewinnt die Frau Jenen bald lieb, indem sie glaubt, daß Alles, was sie Böses von ihm hört, nur von seinem Feinde ausgestreut sei; und wäre es auch wahr, so wird sie dem Letztern keinen Glauben mehr schenken, sondern Jenen nur je länger desto mehr lieben.

Ich gestehe, sagte Dersniak, daß auch ich mir in der Liebe nicht anders zu helfen weiß, als indem ich von meinem Nebenbuhler schlecht spreche, es sei denn, daß Ihr mir ein besseres Mittel zeigtet.

Kostka erwiderte: Ihr kennt wohl das italienische Sprüchwort: Wenn dein Feind zufällig bis an den Gürtel in's Wasser fällt, so reiche ihm die Hand und reiße ihn aus der Gefahr; reicht es ihm aber bis an den Mund, so tritt ihm auf den Kopf und tauche ihn vollends unter. Diesen Weg geht denn auch einer mit seinem Nebenbuhler, so daß er, so lange er nicht eine gewisse Grube sieht, in die er ihn kopfüber hineinstürzen könnte, keine Feindschaft gegen ihn zeigt, sondern eher Wohlwollen und Zuneigung; wenn er aber die rechte Gelegenheit gefunden hat, ihn durch seine gerechten und ungerechten Worte sicher verderben zu können, dann dringt er ohne Schonung mit allem Bösen auf ihn ein. Nur möchte ich nimmer, daß der Hof=Cavalier etwas durch Verleumdung oder Verrath auszurichten suche. Darum gibt es keinen anständigeren Kunstgriff, seinen Nebenbuhler gänzlich zu verderben, als den, mehr zu lieben, als der Nebenbuhler, eifriger zu dienen, als er, würdiger, braver, edler, bescheidener, umsichtsvoller zu sein, als er, und sich zu hüten, daß

die Frau nicht durch seine Schuld in ein schlechtes Licht komme. Dadurch kann der Hof=Cavalier bald den Nebenbuhler verdrängen, der die Liebe einer Frau durch Vorwürfe und nicht durch Liebe erwerben wollte. Aber nicht bloß diejenigen, die schmähen und Vorwürfe machen, sind in der Liebe große Dummköpfe, sondern es gibt außer ihnen noch viele andere. Denn auch der hat den Kopf nicht auf der rechten Stelle, der, wenn er zur Geliebten tritt, die Worte nach Regeln setzt, so daß die Frau in Folge seiner verkehrten Rhetorik, um nicht als ein Gänschen zu erscheinen, wenig oder nichts spricht und ihn nur gern sobald als möglich wieder vom Halse haben möchte; denn eine solche Stunde scheint ihr ein Jahr. Auch an denen ist kein Mangel, die vor der Geliebten unaufhörlich Unerhörtes von sich sprechen, oder die ihr erzählen, was ihnen selber schaden kann. So höre ich oft einen, und muß sehr über ihn lachen, wenn er (und er ist nie ohne eine Dame) von den Frauen spricht: Du lieber Gott, es ist doch wunderbar, ich habe noch keine Frau gefunden, die mich geliebt hätte. Der Dummkopf denkt nicht daran, daß sie, wenn sie dieß hören, in sich gehen und denken: In dem muß wahrhaftig nichts Gutes stecken; und vielleicht ist er nicht nur nicht der Liebe, sondern auch nicht einmal ein

Stückchen Brod werth; und warum soll ich schlechter sein, als alle die, welche ihn nicht lieben wollten? Dadurch würdigt er sich endlich so herab, daß ihn die Frauen sämmtlich für einen Strohwisch halten und ihn nicht lieben würden, wenn er ihnen alles Gold auf der Erde gäbe. Auch gibt es deren, die ihren Nebenbuhler dadurch zu verderben glauben, wenn sie vor den Frauen von ihm sagen: Du lieber Gott, der hat weder Figur, noch Schönheit, noch Verstand, noch Benehmen, noch Würde, und doch hat er verteufeltes Glück, so daß ihn alle Frauen lieben. So machen sie ihm durch ihre Eifersucht, wenn er auch in der That nicht sehr liebenswürdig ist, einen guten Namen bei den Frauen, daß nicht nur diejenige, der er gern dienen möchte, sondern auch die übrigen (in der Meinung, er müsse doch irgend eine verborgene Tugend besitzen) ihn liebgewinnen.

Darüber lächelte Kryski und sprach: Ein umsichtiger Hof-Cavalier wird diese Kunstgriffe nicht anwenden.

Auch wird er, sagte Dersniak, es nicht so grob anfangen, wie jener Page eines Wojewoden; doch ich will darüber schweigen, damit Kostka, der den Frauen so sehr das Wort redet, keine Gelegenheit habe, gegen die Männer loszuziehen.

Die Wahrheit muß immer bestehen, bemerkte hier Lubelski; darum müßt Ihr um ihretwillen weder einem Andern, noch Euch selbst etwas durchgehen lassen. Die Namen will ich Euch zu verschweigen erlauben, aber die Sache müßt Ihr erzählen.

Hierauf begann Dersniak: Vor nicht langer Zeit liebte (wie gesagt) jenen guten Herrn eine reiche und schöne Frau, gerade zu der Zeit, als er bei seinem Herrn in Krakau wohnte. Als später sein Herr Krakau verließ, und er mit ihm fort mußte, ergriff jene Frau nach seiner Abreise eine große Sehnsucht, und sie schrieb an ihn und bat ihn mit flehentlichen Worten, auf ein Paar Tage zu ihr zurückzukehren. Er kam an, hatte eine Unterredung mit ihr und blieb so lange, als sie gebeten hatte. Als es zum Abschiede kam, der reichlich von Seufzern und Thränen begleitet war, bat er sie, sie möge daran denken, daß er sie von Herzen liebe, und nie ihre Gesinnung gegen ihn ändern; zugleich setzte er hinzu, sie möchte doch, was seine Pferde und sein Gesinde im Wirthshause verzehrt hätten, für ihn bezahlen lassen. Der gute Herr hielt es für billig, da er auf ihre Bitten zurückgekehrt war, daß ihm dadurch keine Kosten verursacht würden. Als hier Alle in ein Gelächter ausbrachen und sich

über eine solche Dummheit verwunderten, über die der Page, wenn er noch einen Funken Verstand gehabt hätte, sich hätte schämen sollen, sprach Boianowski: Ich begreife nicht, wie Ihr durch diese Erzählung Herrn Kostka einen Vorschub geleistet haben wollt; denn Jeder sieht doch ein, wie es um den Verstand der guten Frau bestellt gewesen sein muß, die einen solchen Esel lieben konnte, die unter ihren übrigen Anbetern diesen als den vernünftigern auswählte und die andern gegen ihn zurücksetzte, denen er nicht werth war, das Wasser zu reichen.

Man muß aber wissen, sprach Kryski, daß er in allem Uebrigen vernünftig war, mit Ausnahme dieses Einen Umstandes, daß er sich die Pferde aus dem Wirthshause wollte von ihr auslösen lassen; denn wenn Jemand sehr verliebt ist, trifft es sich leicht, daß er irgend eine Dummheit begeht. Und wollt Ihr die Wahrheit gestehen, Herr Dersniak, so ist auch Euch leicht das Eine oder Andere in der Liebe mißglückt.

Um Gotteswillen, sagte Dersniak, besser ist es zu verdecken, als an's Licht zu ziehen, was einem bisweilen begegnet ist!

Pah! besser ist's, es an's Licht zu ziehen, sprach Wapowski, damit man ein andermal nicht einen Fehler begehe. Aber, Herr Kostka,

da Ihr nun dem Hof-Cavalier den Weg gezeigt habt, wie er die Gunst derjenigen gewinnen und erhalten soll, der er dienen will, und wie er seinen Nebenbuhler ausstechen kann, so müßt Ihr auch noch lehren, wie er, wenn er einmal ein geheimes Liebesverhältniß hat, es geheim halten soll.

Kostka erwiderte: Was ich gewußt, habe ich gesagt, und wem dieß nicht genug ist, der lese den Ovid.

Ich weiß nicht, sprach Dersniak, wie Ovid darin Meister sein soll, da er einem den Rath gibt, sich vor einer Frau betrunken zu stellen. Ein trefflicher Kunstgriff, sich ihre Gunst zu erwerben! Und noch feiner ist das, was er auch für ein wirksames Mittel hält: Wenn du zufällig beim Mahle sitzest und willst da einer Frau, die dir gefallen hat, deine Liebe zu erkennen geben, so tauche den Finger in den Wein und schreibe es auf den Tisch.

Damals hielt man das nicht für unanständig, erwiderte Kostka.

Eben darum, sprach Dersniak, wenn ihnen damals eine solche Unschicklichkeit nicht zuwider war, so hatten sie auch wahrscheinlich in der Liebe nicht so feine Sitten, wie wir. Also verweist uns nicht an Ovid, sondern sagt uns, wie sich der Hof-Cavalier zu benehmen

hat, daß man ihn auf einer geheimen Liebschaft nicht ertappe.

Ich glaube, antwortete Kostka, wer seine Liebe geheim halten will, muß sich vor Dingen hüten, durch die sie laut wird. Es gibt deren sehr viele; unter allen aber weiß ich nicht, ob etwas den Menschen früher verräth, als wenn er geheimnißvoll thun will und keinem traut; denn da der Verliebte darnach strebt, seine Wünsche und seine innige Liebe der Geliebten so deutlich als möglich zu zeigen und keinen Freund hat, der ihr diese Nachricht überbringen und seine Neigung mittheilen kann, so muß er dieß selber thun, wobei er den Blicken der Menschen nicht entgeht. Wenn nun diese (denn es ist den Menschen angeboren, Alles wissen zu wollen) etwas wittern und Verdacht schöpfen, so spüren sie so lange nach und beobachten ihn so genau, bis sie die ganze Sache erfahren, und haben sie es erfahren, so macht es ihnen das größte Vergnügen, es in der ganzen Welt auszuposaunen. Ein Freund aber ist in dieser Hinsicht eine sehr große Hülfe. Denn abgesehen davon, daß er empfehlen und zureden kann, macht er auch oft das wieder gut, was du, von der Liebe verblendet, verdorben hast; auch kannst du dem nicht vorbeugen, dem der Freund (der darauf denkt,

daß Alles geheim bleibe) leicht vorbeugen kann. Ja was noch mehr ist, es ist eine große Erquickung, Jemanden zu haben, vor dem man, von Liebeskummer gequält, seine Last abwerfen kann, wie auch das Vergnügen wächst, wenn du Jemanden hast, dem du deine Freude mittheilen kannst.

Nicht dieses, bemerkte Boianowski, macht die Liebe so leicht bekannt, als vielmehr etwas Anderes.

Und was wäre das? fragte Kostka.

Der Hochmuth der Frauen und ihre Prahlsucht, antwortete Boianowski; dazu die Dummheit, vermischt mit Grausamkeit. Sie streben stets darnach, so viele Anbeter als möglich zu haben; auch soll Jeder vor übergroßer Liebe sterbend sich im Staube wälzen, und wenn er sich wieder aufrafft, auf's Neue von derselben Flamme der Liebe verzehrt werden. Wenn sie also auch bisweilen lieben, so gefallen sie sich doch in dieser Marter ihres Geliebten; denn sie glauben, je größer die Zahl ihrer Anbeter mit gebrochenem Herzen, mit betrübtem Sinne sei, und je mehr dieselben aus Ueberdruß an der Welt sich nach dem Tode sehnen, desto größer sei ihr Ruhm, daß sie die Welt regieren und mit ihrer Schönheit elend und glückselig machen, daß sie Gesundheit oder Krankheit, Leben oder Tod

geben können, wem sie wollen. Das ist ihre süßeste Nahrung, darnach sind sie so begierig, daß sie, um immer damit versehen zu sein, ihre Anbeter an der Angel halten und ihnen weder ein Zeichen ihrer Gunst, noch ihrer offenen Ungunst geben wollen, sondern damit die Sehnsucht nicht erlösche, der Kummer fortdauere und die Hoffnung doch nicht schwinde, zeigen sie sich einmal strenge, ein andermal milde, und wollen ihre geringste Gunstbezeugung in Blick oder Bewegung für den theuersten Schatz gehalten wissen. Um sich daher für tugendhaft auszugeben, bemühen sie sich, daß die Leute ihre Strenge und ihr unmenschliches Benehmen sehen, damit sie denken sollen: Wahrhaftig, wenn die mit Denjenigen so hart umgeht, die ihrer Neigung wohl würdig sind, so müssen Diejenigen, die ihrer nicht würdig sind, sicher vor ihr im Staube liegen. Unter diesem Deckmantel werden sie mit irgend Jemand ein scherzhaftes Gespräch führen, und der Anbeter wird bei Seite stehen, obgleich, wenn man ihm eine Gnade der Art erwiese, es, abgesehen von dem Vergnügen, das es der Frau gewähren würde, auch keine so große Sünde wäre. Aber auch dieß Vergnügen wollen sie lieber vermissen, und sich gegen den hart zeigen, den sie von Herzen lieben, als daß sie sich nicht vorher an seinem unaufhörlichen Lamentiren nach Wunsch sollten ergötzt haben. Darum muß der Aermste in den Fesseln der Liebe so viel thun, seine Wünsche so offen darlegen, daß, was geheim bleiben sollte, an's Tageslicht kommt. Es gibt noch andere, noch verkehrtere Frauen, die, wenn sie es durch ihre Schlauheit erreicht haben, daß jeder ihrer Anbeter sich allein in ihrer Liebe glücklich glaubt, dann Eifersucht unter ihnen erregen, einem in Gegenwart eines andern eine höhere Gunst erzeigen, und wenn jener Hahn im Korbe zu sein glaubt, ihn wieder mit gleichgültigen Worten hinhalten und wohl auch eine Ursache zum Zwist suchen, woraus jener nun ersieht, daß er in ihrer Gunst gefallen und ein Anderer an seine Stelle getreten ist. Dadurch entsteht dann unter diesen Leuten Feindschaft, Hader und viel Unheil; denn wo die Liebe die Glut mehrt, kann sich der Mensch schwer mäßigen. Doch bei andern Frauen ist auch diese Laune noch gering gegen die, von welcher ich jetzt sprechen will. Wenn ein armer Jüngling, von unermeßlicher Liebe gemartert, Alles thut, wodurch er sich die Gunst seiner Geliebten zu erwerben, ihr Herz zu besiegen glaubt, und sie dieß auch bereitwillig hinnimmt und ihm eine gewisse Gegenliebe zeigt, so ist sie im Stande, auf einmal, wenn es sich der Geliebte am wenig-

sten versah, ohne alle Veranlassung ihn bei Seite zu schieben, indem sie sich stellt, als bemerke sie eine Aenderung seiner Gesinnung und nicht mehr die frühere Liebe. Sie nimmt nun eine Miene an, welche ihm das Ziel und Ende ihrer Zuneigung verkündet, und die ihn so peinigt, daß er, um das, was er schon in Händen zu haben glaubt, nicht zu verlieren, auf's Neue dient, auf's Neue sich bemüht, als wenn er eben jetzt erst anfinge, auf's Neue ihr den Hof macht und in jeder Weise seine Zuneigung zu zeigen sucht, durch schwere Seufzer, bittere Thränen, feierliche Schwüre und andere Dinge, wozu den liebegeblendeten Mann dieß grausame Geschöpf von einem Weibe bringt, die blutgieriger ist, als ein Tiegerthier. Solche schmerzhafte und kränkende Dinge aber enthüllen die Gesinnung des Menschen; denn die Leute sehen es weit eher, als die, welche alles Dieß verursacht hat; und bald nach einigen Tagen wird jene Liebe so laut, daß weder er, noch sie einen Schritt thun oder das geringste Zeichen geben kann, ohne daß es von tausend Augen bemerkt wird. Und ehe sie zu etwas gelangen, richtet die ganze Welt über sie und glaubt ganz fest, daß sie in heftiger Liebe gegen einander entbrannt seien. Bis es endlich dahin kommt, daß das wahnsinnige Weib es augenscheinlich sieht, daß er ihr

theuer ist, und da sie nicht länger in ihrer Grausamkeit zu verharren vermag, da erst fängt sie an, eine übergroße Liebe zu zeigen und jeden Wunsch zu erfüllen und alle seine Befehle zu befolgen, damit die Ernte, für die die Liebe gearbeitet hat (wenn er schon nach und nach erkaltet), um so weniger reizend werde, und er ihr dafür nicht mehr so viel schuldig sei. So treiben sie Alles in Extremen, wie ihre Natur selbst beschaffen ist, so daß, da ihre Liebe einmal bekannt geworden, der Erfolg nicht mehr geheim bleiben kann, wodurch die Frau sich selbst einen übeln Namen macht, und er einsieht, daß er Zeit und Anstrengung umsonst vergeudet und sein Leben durch jenen unerträglichen Kummer verkürzt hat, ohne eine Freude und einen Vortheil dadurch zu erringen, denn das Bißchen Vergnügen, was er später genießt, kommt nicht zu der Zeit, wo man sich so sehr darnach sehnte und es für ein so großes Glück hielt, sondern wenn er sich wenig oder gar nichts mehr daraus macht, da sein Herz schon verhärtet, der Körper durch unaufhörliche Qual erschöpft, weder großen Schmerz, noch große Freude zu fühlen im Stande ist.

Hierauf sprach Wapowski: Ich glaubte, Herr Boianowski, daß Ihr Euch mit den Frauen aussöhnen würdet, da man eine Zeit

lang von Euch keine Stichelreden mehr gegen sie vernahm; doch jetzt habt Ihr ihnen so mitgespielt, daß man sieht, Ihr hattet Euch nur, um neue Kräfte zu sammeln, zurückgezogen, wie man den Sturmbock zurückzieht, um desto heftiger anzuschlagen. Doch es wäre wahrlich Zeit, etwas Neues zu beginnen und hiervon aufzuhören.

Es wäre wirklich besser, bemerkte Kostka, Ihr bisset Euch unter einander herum, als daß Ihr so hart von den Frauen sprecht.

Mir legt die Schuld davon nicht bei, erwiderte Wapowski, denn ich greife sie durchaus nicht an. Allerdings habe ich diesen Streit oder Zank nicht gern gesehen, nicht weil ich den Frauen nicht den Sieg gegönnt hätte, den Ihr ihnen errungen, sondern weil Boianowski mehr gegen sie aus Groll vorgebracht hat, als es sonst geschehen sein würde, und dann, weil Ihr sammt Herrn Myszkowski sie mehr gelobt habt, als es sich ziemt. Ueberdieß haben wir durch diese langen Reden Alles eingebüßt, was noch über die Eigenschaften des Hof=Cavaliers hätte gesagt werden können.

Auch daraus sieht man, versetzte Kostka, daß Ihr den Frauen nicht gewogen seid, weil Ihr es bedauert, daß die Hof=Dame, wenn auch nur so im Groben gezeichnet und nur halb fertig

von mir dargestellt worden ist; denn das weiß ich bestimmt, daß jene Herren, was sie nur irgend wußten, daß es dem Hof=Cavalier zum Schmuck gereiche, Alles gesagt haben, so daß meiner Ansicht nach keiner von den Herren auftreten könnte, der noch etwas dazuzufügen wüßte. Alles das, was Ihr jetzt sagt, geht aus Eifersucht hervor, nicht aus dem Wunsch, daß dem Hof=Cavalier nichts abgehe.

Ich wenigstens, erwiderte Wapowski, könnte außer dem, was dem Hof=Cavalier beigelegt worden ist, noch Manches hinzuthun; wenn Ihr übrigens darauf besteht, daß nichts weiter hinzugesetzt werden könne oder dürfe, sondern daß er so bleiben müsse, so will ich mich dabei begnügen, und sollte ich wünschen, daß der Hof=Cavalier sich in irgend einer Sache ändere, so wünschte ich nichts Anderes, als daß er den Frauen etwas mehr gewogen wäre, als Herr Boianowski, aber auch wieder nicht so sehr, wie Herr Kostka oder Myszkowski.

Hierauf sprach Lubelski: Da sieht wohl sogleich ein Jeder, daß Ihr, Herr Wapowski, so viel Scharfsinn besitzt, um den Hof=Cavalier noch zu größerer Vollkommenheit zu bringen, als ihn die Herren gebracht haben. Also habt die Güte, Alles zu sagen, was Ihr in dieser Hinsicht noch vorräthig habt; denn thut Ihr dieß nicht, so werden wir Alle so denken,

wie Kostka, nemlich, daß sich zu dem, was über den Hof=Cavalier gesagt worden ist, nichts mehr hinzufügen läßt, sondern daß Ihr nur der Hof=Dame zu nahe treten wolltet und meint, daß sie in jeder Hinsicht schon dem Hof=Cavalier gleich stehe. Damit aber dieß nicht der Fall sei, wollt Ihr uns einreden, der Hof=Cavalier könne noch viel vollkommener sein, als ihn jene Herren geschildert haben.

Die Worte, erwiderte Wapowski, die hier zum Lobe und zum Tadel der Frauen gehört wurden, haben Aller Ohren so erfüllt, daß nichts mehr hineingeht; auch glaube ich, die Zeit erlaubt keine weitere Erörterung der Sache mehr.

So verlegen wir es auf morgen, sprach Lubelski; da werden wir mehr Zeit haben, und das Heutige wird inzwischen wieder aus dem Kopfe gehen, so daß unsere Ohren im Stande sein werden, Dasjenige aufzunehmen, was Ihr uns zu sagen gedenkt. Hierauf erhob sich Lubelski und mit ihm die ganze Gesellschaft.

Viertes Buch.

Es ist besser, unverschämt getadelt als dürftig gelobt zu werden; denn mit je größerer Heftigkeit Jemand schmäht und tadelt, für desto boshafter und für einen desto größeren Feind desjenigen, von dem er schlecht spricht, halten ihn die Menschen und glauben daher einem solchen Gerede in der Regel nicht. Wer aber dürftig lobt, von dem glauben die Leute, daß er nichts zu sagen wisse; denn sie urtheilen so: Er ist ein Freund desjenigen, von dem er spricht, und möchte ihn gern erheben, aber wie? Er kann nichts Besonderes an ihm auffinden, wodurch er ihn schmücken und herausstreichen könnte. Dieß fällt mir ein, indem ich dieses vierte Buch anfange, und ich fürchte, daß die Verstorbenen, deren ich hier Erwähnung thue, meiner armen Feder, die nicht im

Stande ist, sie vollkommen zu loben, zürnen werden. Doch wie sehr sie durch meine Schrift aufgebracht werden mögen, eben so sehr mag sie der Gedanke wieder besänftigen, daß sie bei allen Menschen in frischem Andenken stehen und jedes redliche Herz ihren Tod beweint und das Schicksal verwünscht, welches, da es Gewalt hat über die Menschen, am liebsten die Tugendhaften und Würdigen angreift, und in dem Wettkampfe, in welchem große Männer um Würden und hohe Aemter wetteifern, die einen auf halbem Wege, die andern, wenn sie beinahe das Ziel erreicht haben, die dritten sofort auf der Stelle, ohne daß sie das ersehnte Ziel auch nur gesehen hätten, niederstreckt und alle unsere Hoffnungen und unsere eifrigen Bemühungen vernichtet. Denn kurz nach diesen Gesprächen sandte der Bischof Macieiowski drei ruhmwürdige Männer vor sich in jene Welt voraus, unter denen der erste Alexander Myszkowski war, ein durch Kenntnisse, Körpergestalt und geistige Eigenschaften ausgezeichneter Mann, den, als (zur Zeit des Einfalls der Tartaren in das podolische Gebiet) der König seinen Hof zum Zuge aufforderte und er als Hof=Cavalier sich rüstete, dem Befehle seines Herrn Folge zu leisten, der unerbittliche Tod ergriff. Nach ihm ging Andreas Kostka, ein

sehr gelehrter und wohlgesitteter Jüngling, aus der Welt. Lupa Podlodowski sodann, der als Aeltester am Hofe des Bischofs Macieiowski hier auf Erden zunächst vor seinem Herrn ging, mußte auch vor ihm in den Himmel gehen, ein Mann von scharfem Verstande, in allen seinen Handlungen und in ritterlichen Uebungen, wie auch in Kenntniß der Staatsangelegenheiten so ausgezeichnet, daß er hierin Niemanden den Vorrang ließ. Den Bischof Macieiowski erwähne ich hier nicht, denn ich weiß, daß die polnische Geschichte rühmlich und viel von ihm sprechen muß, als von einem Manne, der zu seiner Zeit Vieles auf seinen Schultern trug und Das, wozu es jetzt gekommen ist, vermöge seines Scharfblicks lange vorhersah und ihm entgegenarbeitete, so viel es Polens Freiheit erlaubte, und seine Macht, die er durch die Gnade des Königs besaß, dazu ausreichte. Ferner starb Boianowski, Polens Philosoph, der vermöge seines angebornen Scharfblicks (denn außer in der Geschichte war er in den Wissenschaften wenig bewandert) tiefe Dinge ergründete und so viele wahre, witzige und für die Menschen nützliche Erzählungen in Polen verbreitete, daß sie ein ziemliches Buch füllen würden. Bald nach Boianowski legte Dersniak das Haupt nieder, ein würdiger

Mann und ein trefflicher Dichter, in ernsten Dingen ernst, in scherzhaften witzig, in Thaten wacker, im Rathe gewandt. Er war so groß, daß der freche Tod uns um ihn beneidete. An Kryski und Wapowski kam später die Reihe. Beide waren so ausgezeichnete Männer, wie sie die Natur selten auf die Welt schickt; doch über das „Selten" hätte man sich beruhigen können, wenn sie uns dieselben nur nicht so schnell wieder genommen hätte; aber sie gab uns dadurch Gelegenheit, bei ihnen die Wege Gottes zu bewundern. Sie waren, abgesehen von Gestalt, Wuchs und angenehmer Gesichtsbildung, von lobenswerthem polnischem Charakter; sie besaßen Scharfsinn und Gewandtheit, sowohl in ihren eigenen, als auch in fremden Angelegenheiten; deßgleichen Fertigkeit, Bravheit und Ausdauer, sowie große Gelehrsamkeit. Der Staat verwendete sie als Gesandte, in welcher Eigenschaft sie bei Reichstagen die polnische Freiheit, bei den Päbsten, Kaisern, Königen und Fürsten die Würde der polnischen Krone zu wahren wußten. Es brauchte sie der Nachbar, es brauchte sie der Freund, der Verwandte, während jetzt der Verwandte, der Freund und Nachbar und das gesammte Reich ihres Todes nicht ohne Trauer gedenkt und nicht anders meint, als Gott wende seinen

Zorn gegen Polen, wenn er ihm seine würdigen Männer nimmt. Kurz vor dem Tode Wapowski's nahm Gott jenen heiligen Herrn, den Bischof Stanislaus Macieiowski, zu sich, als er schon Kastellan von Sendomirien geworden war. Er besaß ziemlich viel Gelehrsamkeit, wovon auch sein Gedicht Zeugniß gibt; doch zeichnete er sich dadurch nicht so sehr aus, wie durch seine Tugend, Menschenfreundlichkeit, Güte und kluge Meinung im Rathe. Gegen Niemanden war er böse gesinnt, Niemanden that er Unrecht; er besaß keine Habsucht, keinen Ehrgeiz, keinen Neid und keine anstößigen Sitten; dagegen besaß er Das, wodurch er sich die allgemeine Liebe seiner Zeitgenossen erwarb. Wären Alle in den höheren Ständen so, wie er, so würde das Schiff des Staates weniger schwanken, als es schwankt. Doch davon für jetzt genug; kehren wir nun zu dem Gespräche in Pradnik zurück.

Den folgenden Tag nach dem dritten Gespräch kam Wapowski nicht zu Tische nach Pradnik, woraus einige schloßen, daß er über den Büchern säße; denn nach dem letzten Abendessen hatte er sich zeitig von Pradnik fortgemacht. Indeß erschien er eine Stunde nach Tische, oder etwas später, als der Bischof schon in sein Kabinet gegangen war.

Als ihn Lubelski erblickte, sprach er: Es gab hier Einige, die schon an Eurem Kommen zweifelten, doch ich war sicher, daß Ihr kommen würdet, und deßhalb ließ ich die Herren nicht auseinander, damit Ihr heute Eure Sache beendigen könntet.

Ich weiß nicht, sprach Wapowski, mit welchem Recht Ihr mir diese Last auferlegt habt; denn wenn ich sagte, es müsse dem Hof-Cavalier noch Vieles zugetheilt werden, so brauchte ich deßwegen nicht der zu sein, der es erfüllte. Doch da es Euch so beliebt, so darf ich freilich nicht widerstreben. Nur muß ich mir das Eine bei den Herren ausbedingen, daß sie nicht Alles von mir erwarten, was die gänzliche Vollendung des Hof-Cavaliers in sich faßt; sondern ich will nur das sagen, wodurch ich mich von der Sünde des Neides reinigen kann, da mir gestern vorgeworfen wurde, als ob ich, um dem Ruhme der Hof-Dame zu nahe zu treten, in dem Hof-Cavalier noch eine Unvollkommenheit gesucht hätte, um durch diesen Kunstgriff ihn über die Hof-Dame zu erheben. Da ich also weder ausführlich sprechen will, noch kann, auch nicht im Stande bin, eine von den Herren begonnene und so gut durchgeführte Sache zu Ende zu bringen, und Allem beistimme, was jene angeführt haben, so sage ich nur Folgendes: Von den

Dingen, die wir gut nennen, gibt es einige, die an und für sich und immer gut sind, wie die Mäßigkeit, Tapferkeit, Gesundheit und alle andern Tugenden, die das Gemüth beruhigen und kräftigen; andere dagegen sind nicht an und für sich gut, sondern nur wegen des Erfolges, und weil sie zum Guten führen, wie: geschriebenes Gesetz, Freigebigkeit, Reichthum und anderes dem Aehnliches. So behaupte ich also, daß jener vollkommene Hof-Cavalier, wie ihn Kryski und Myszkowski geschildert haben, gut und sehr preiswürdig ist, aber nicht an und für sich, sondern wegen des Erfolges, zu dem seine Eigenschaften führen können. Denn sollte daraus, daß der Hof-Cavalier von Adel, daß er weise, witzig, gebildet sein, daß er gute Sitten und ein einnehmendes Aeußere haben soll, nichts weiter folgen, als daß er lediglich für sich selbst so beschaffen sein soll, so wäre es wirklich nicht der Mühe werth, sich den Kopf zu zerbrechen und so viele Arbeit zu übernehmen, wie es nöthig ist, wenn Jemand in diesem Allem vollkommen sein will. Im Gegentheil würde ich sagen, die andern Vergnügungen, mit denen sich der Hof-Cavalier nach der Vorschrift der Herren befassen soll, wie das Spiel, der Tanz und die Musik, seien eitle und nichtige Dinge und könnten den Menschen, der einen höhern

Schmuck an sich trägt, eher beschimpfen als schmücken. Denn jener prächtige Putz, jene Pracht, jene Mummereien und andere Dinge, die der Liebe und der Belustigung mit den Frauen wegen vorgenommen werden, mag da Jemand sagen was er will, aber sie haben selten einen andern Erfolg, als daß sie den Menschen verweichlichen und den Jüngling, besonders wenn er sich größern Ausschweifungen hingibt, gänzlich verderben. Daher kommt es, daß es zu unsern Zeiten wenig Menschen gibt, die es wagten, ich will nicht sagen, für einen würdigen Zweck in den Tod zu gehen, sondern sich auch nur in Gefahr zu begeben. Auch gibt es in der That sehr viele Dinge auf der Welt, die, wenn sich der Mensch ernstlich mit ihnen befaßt, sowohl zur Zeit des Friedens, als auch des Krieges weit mehr Nutzen bringen, als jene Höfelei, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen. Sollen aber die Eigenschaften, die dem Hof-Cavalier beigelegt wurden, zu dem guten Ziele führen, welches ich meine, so sind sie nicht nur nicht schädlich und eitel, sondern sehr nützlich und großen Lobes würdig. Der Zweck nun und das Ziel, von dem hier noch nicht gesprochen worden ist, und nach welchem der Hof-Cavalier streben soll, besteht, wie ich meine, darin, daß er durch alle die Eigenschaften, die ihm

beigelegt worden sind, sich die Gunst des Herrn, bei dem er sich aufhalten wird, in dem Grade erwirbt, daß er ihm in Allem, was ihm zu wissen geziemt, die Wahrheit sagen kann, ohne daß er befürchten dürfte, seine Gunst zu verlieren. Sieht er also den Sinn seines Herrn zu etwas Ungeziemendem geneigt, so muß er es wagen, ihm entgegen zu treten und jene erworbene Gunst dazu verwenden, seinen Herrn von ungehörigen Dingen abzubringen und ihn auf den Weg der Tugend und der Rechtlichkeit zu leiten. Ist der Hof-Cavalier selber tugendhaft, wie es die Herren verlangen, und außerdem klug, gelehrt, angenehm, witzig u. s. w., so wird es ihm leicht fallen, je nach den jedesmaligen Zeitumständen, dem Herrn vorsichtig und geschickt zu zeigen, wie viel Gutes und Nützliches ihm und seinen Unterthanen aus der Gerechtigkeit, Freigebigkeit, Hochherzigkeit, Güte und andern Tugenden, die sich für einen gottesfürchtigen Herrn ziemen, erwachsen könne; wie viel Schaden andrerseits, wie viel Schmach aus der Ungerechtigkeit, Verschwendung, Niederträchtigkeit, Hoffart und andern verabscheuungswürdigen Lastern hervorgehe. Ich meine, wie Musik, Scherz, Tanz, Spiel und andere kurzweilige Vergnügungen einer Blume gleichen, so ist das Hinwenden des Herrn zum Guten und das

Abwenden desselben vom Bösen die wahre Frucht des Hof=Cavaliers. Und da der Ruhm, der aus dem Gutesthun hervorgeht, auf zwei Dingen beruht, von denen das eine darin besteht, daß der Mensch sich ein gutes Ziel wähle, auf das er alle seine Gedanken und Handlungen richte, und daß dieses Ziel ein wahrhaft gutes sei, das zweite aber darin, solche Wege zu finden, auf denen wir am leichtesten zu diesem Ziele gelangen können, so führt der Verstand desjenigen, der darnach strebt, daß sein Herr von Niemanden betrogen werde, daß er Schmeichlern, bösen Zungen, Verleumdern nicht Gehör gebe, daß er wisse, was gut und böse ist, und das Eine liebe, das Andere hasse: der Verstand eines solchen Menschen, sage ich, führt die Sache zu einem guten Ende. Um aber zu diesem Ende zu gelangen, dazu dienen, gleichsam wie gerade und geebnete Heerstraßen, die Vorzüge und Eigenschaften, welche die Herren dem Hof=Cavalier vorgeschrieben haben. Der Hof-Cavalier kann durch sie seinen Herrn retten und ihn nicht vom Glücke verderben lassen. Denn von den vielen Fehlern, die wir heut zu Tage an den Herren sehen, sind die größten Unwissenheit und Hochmuth; und die Wurzel dieser beiden Uebel ist keine andere, als die Unredlichkeit derjenigen, die ihren Herren eine zu hohe Meinung von sich bei=

bringen, ein abscheuliches Laster, vor dem mit Recht Gott und die Menschen einen Widerwillen haben; aber Niemanden schadet es mehr als den Herren selbst, denn bei ihnen ist das am spärlichsten, was am reichlichsten sein sollte, nemlich Leute, die ihnen die Wahrheit sagen und gute Ermahnungen geben. Von ihren Feinden aber treibt keinen die Liebe dazu an, sich dieser Mühe zu unterziehen; im Gegentheil sehen sie es gerne, wenn der Herr ein schmachvolles Leben führt und keinen Willen zeigt, sich zu bessern. Und hätte auch Jemand von den Feinden den Willen, offen dem Herrn entgegen zu treten und seine bösen Thaten zu tadeln, so hält er sich doch zurück, indem er bedenkt, daß er schnell dafür gestraft werden würde. Von den Freunden dagegen würde selten einer Zutritt haben; und die, welche Zutritt haben, deren es also nicht viele gibt, fürchten sich alle, frei zu sprechen und die Fehler ihres Herrn zu rügen, so wie sie ihre eigenen rügen; im Gegentheil ziehen sie es, um sich in Gunst zu setzen, in der Regel vor, zu sprechen, was gern gehört wird, wenn es auch schlecht und ungeziemend ist, statt Das zu sagen, was sich geziemt hätte. So wird ein solcher aus einem Freunde bald ein Schmeichler, und um aus dem Umgange mit seinem Herrn Nutzen zu ziehen, thut und

spricht er nur Das, wodurch er sich bei ihm beliebt machen kann, und in der Regel sagt er die Unwahrheit. Diese Unwahrheit hat für den Herrn die Folge, daß er weder die äußeren Dinge, noch auch sich selbst recht kennt, und dieß ist eine schädlichere und verderblichere Schwindelei, als irgend eine andere in der Welt; denn der thörichte Mensch betrügt sich selbst, ist gegen sich selbst ein Lügner. Daraus folgt dann, daß die Herren, indem sie die Wahrheit in keinem Dinge kennen, trunken durch jene ungezügelte Willkür, welche daraus hervorgeht, daß sie sich als Herren fühlen, nachdem sie zuletzt ihr Hirn gänzlich verrückt haben, in Vergnügungen schwimmen, beinahe ertrinken und in einer fortwährenden Selbsttäuschung befangen leben, wodurch sie endlich, wenn sie sehen, daß sich Alle um sie bemühen, Alle sich vor ihnen beugen, sie fast vergöttern, daß Niemand sie ermahnt, Niemand ihnen auch nur mit einem Wörtchen entgegentritt, so furchtbar verdorben werden, daß sie einen ungemeinen Stolz und Eigendünkel annehmen, in Folge dessen sie weder den Rath noch die Meinung irgend eines Menschen auf der Welt gelten lassen. Dazu kommt noch, daß sie meinen, es sei ein sehr leichtes Ding, Herr zu sein, es bedürfe hiezu keiner andern Kenntniß und Uebung, als der

Macht und Gewalt. Darum richten sie all ihr Sinnen und Trachten darauf, sich diese Macht zu erhalten, in der Meinung, die einzige Glückseligkeit auf der Welt bestehe darin, Gewalt zu brauchen, wo es einem nur beliebt. Daher sehen einige Recht und Gerechtigkeit sehr ungern; denn sie glauben, die Gerechtigkeit, wenn sie sie wahren sollten, sei ein Zaum, der sie zügeln und binden und ihre Freiheit beschränken würde, die sie als den Ausfluß ihrer Herrschaft bis zur Uebersättigung genießen wollen; sie würden sich nicht im Besitz ihrer ganzen Macht und ihrer vollkomenen Herrschergewalt glauben, wenn sie der Tugend, Rechtlichkeit und dem Anstande gehorchen sollten, indem sie der Ueberzeugung sind, wer irgendwem unterworfen sei, könne nicht mehr völlig Herr sein. Nachdem sie nun dieß in ihrem Kopfe haben einwurzeln lassen, lassen sie sich durch jene hohe Meinung von sich verführen und erheben sich zu einem vorauszusehenden Hochmuth in ihrem Benehmen, in ihrer Miene, in Pomp, Kleiderpracht, Gold und Edelsteinen; zudem halten sie sich fast immer zurückgezogen in ihren Gemächern und glauben dadurch in den Augen der Menschen eine solche Würde und Hoheit zu erlangen, daß man sie fast für Götter halten werde. Aber diese Herren kom-

men mir nach meinem Dafürhalten gerade so vor, wie die an der Mauer angebrachten Grabsteine. Von Außen kann man nichts Vorzüglicheres sehen; der Marmor oder das Erz ist ausgezeichnet, die Form und die Arbeit sehr schön und alle Glieder fast noch besser ausgedrückt, als sie es im Leben waren: wer dagegen in das Innere blicken wollte, der fände nichts als Gestank, Erde, Staub und vermoderte Knochen. Aber noch in einem schlimmern Abgrunde liegen solche Herren, als die Leichen im Grabe; denn die im Grabe ruhen doch wenigstens auf einem so festen Fundamente, sie sind so gut in ihrem Behältnisse verwahrt, daß sie nicht herausfallen und zermalmt werden können; die Herren jedoch, da sie auf keinem sichern Fundament ruhen und im Innern nicht befestigt sind, müssen durch die äußere Einwirkung und die Last, die sie auf sich tragen, fallen, zusammenbrechen und aus Einem Fehler in unzählige gerathen, denn ihre Unwissenheit und Thorheit, verbunden mit jener falschen Meinung von sich, als könnten sie nimmer fehlen und als wäre jene Macht, die sie besitzen, eine Folge ihres Verstandes und ihrer Kenntnisse, bringt sie dazu, daß sie fremdes Gut angreifen. Die also die Macht und die Herrschaft haben und nicht hinreichend Vermö-

gen besitzen, nehmen und entreißen ihren Unterthanen, ohne Rücksicht darauf, ob es recht ist, ihr eigenes Vermögen. Wenn aber einer von ihnen sich recht bedächte und zu dem festen Entschluß käme, daß man seine Pflicht und seinen Beruf kennen und ihm genügen müsse, so bin ich fest überzeugt, daß er sich eben so sehr gegen die Herrschaft sträuben würde, wie er sich jetzt darum bemüht; denn es würde ihm doch klar werden müssen, wie schimpflich und schädlich es ist, wenn die Schafe, die er weiden soll, klüger sind, als der Hirt, der sie weidet. Das sollte nicht sein. Ueberlege doch ein Jeder, daß nicht singen, nicht tanzen zu können, keinem Schande bringt; wollte aber einer, der es nicht kann, vor einem, der es kann, singen und tanzen, so müßte er sich schämen. Wie viel Uebel erwächst aus der Unkenntniß, die Menschen zu leiten und zu regieren: Eroberung und Zerstörung der Städte, Gefangenschaft, Mordbrennerei, Verwüstung des Landes, kurz Alles, was man das größte und furchtbarste Unglück der Sterblichen nennen kann. Und doch gibt es Herrscher, die, obgleich sie nichts davon wissen, was es heißt, Menschen zu regieren, sich, ich will nicht sagen vor vieren oder fünfen, sondern vor den Augen der ganzen Welt nicht schämen, das Steuer des Schiffes zu führen, wozu ein tüchtiger Mann nö-

thig ist, und die nicht daran denken, daß sie so hoch stehen, daß alle Menschen nicht bloß ihre großen, sondern auch ihre geringsten Fehler sehen. Wir lesen in den Büchern, daß man es dem Cimon übel vermerkt, daß er den Becher nicht überdrüssig bekommen, und Scipio das viele Schlafen, und daß Lucullus zu viel Geld auf seine Schmausereien verwendet habe; aber gäbe Gott, daß unsere heutigen Herren mit so großen Fehlern auch so große Tugenden verbänden, wie jene Männer des Alterthums, die, wenn sie auch in etwas fehlten, doch wenigstens die Ermahnungen derjenigen hörten, von denen sie wußten, daß sie sie strafen und auf den Weg des Besseren führen konnten; und sie hörten diese Ermahnungen nicht allein, sondern sie bestrebten sich auch, dieselben zur Besserung ihres Lebenswandels und ihrer Sitten stets vor Augen zu behalten. So hatte Epaminondas den Pythagoräer Lysias, den er hörte, Agesilaus den Xenophon, Scipio den Panaetius; und deren gab es noch viele Andere. Käme aber heute zu unsern Herren ein Philosoph mit einer finsteren Miene, oder ein Anderer, um ihnen die harte Tugend (wie sie denn in der That nicht sehr heiteren Gesichtes ist) zu zeigen und sie gute Sitten zu lehren, so weiß ich gewiß, daß sie sich sogleich mit Widerwillen von ihm abwenden würden, wie von einer giftigen Schlange; oder er würde

zum Gelächter werden wie ein nichtswürdiger Thor. Ich bin nun überzeugt, daß, obgleich die Herren unserer Zeit durch Sittenlosigkeit, Unwissenheit und Eigendünkel so verdorben sind, und obgleich es so schwer ist, ihnen die Wahrheit zu sagen und sie zur Tugend zu führen, da sich überdieß die Leute bestreben, durch Unwahrheit, Schmeichelei und andere unanständige Mittel sich bei ihnen in Gunst zu setzen, — ich bin überzeugt, sage ich, daß der Hof-Cavalier durch die Vorzüge, die ihm Kryski und Myszkowski beigelegt haben, dieß leicht wird erreichen können, und daß er verpflichtet ist, sich in die Gunst des Herrn einzustehlen, wodurch es ihm dann möglich werden wird, frei und ungefährdet über Alles mit ihm zu sprechen, ohne daß er zu fürchten braucht, ihm jemals lästig zu werden. Und ist er so beschaffen, wie hier gesagt wurde, so wird er mit geringer Mühe dahin kommen, in allen Dingen seinem Herrn die Augen öffnen und ihm die Wahrheit geschickt und ohne Beleidigung sagen können. Ferner wird er im Stande sein, seinen Herrn nicht plötzlich, sondern nach und nach zur Wohlthätigkeit zu bekehren, ihn Enthaltsamkeit, Tapferkeit, Gerechtigkeit und Mäßigkeit zu lehren und ihm klar zu zeigen, wie viel Süßes jene geringe Bitterkeit in sich schließt, die der Mensch ein

wenig kosten muß, wenn er seinen Leidenschaften entgegen tritt, — Leidenschaften, die stets schädlich und abscheulich sind, und denen Unehre und Schande auf der Spur folgt, wie den Tugenden Ehre, Freudigkeit und Nutzen. Ist dann der Herr zur Tugend geneigter geworden, so wird er ihm jene ausgezeichneten Männer, jene berühmten Feldherren in's Gedächtniß rufen können, denen die alten Römer und Griechen Statuen aus Marmor und Erz, bisweilen auch aus Gold fertigen oder gießen und dieselben auf öffentlichen Plätzen oder Straßen aufstellen ließen, ebensowohl zum unsterblichen Ruhme für diese Männer, als zur Anregung und Ermunterung für Andere, damit sie in ehrenvollem Wetteifer nach demselben Ruhme streben möchten. Auf diese Weise wird der Hof=Cavalier seinen Herrn zur Tugend leiten, und da der Weg dazu ein wenig unfreundlich ist, so wird er ihn mit Gras, Kräutern und Blumen bestreuen, damit er nicht so rauh aussieht, d. h. er wird das Gemüth seines Herrn bald durch Musik, bald durch ritterliche Spiele, bald mit Scherz und Liebesgespräch und andern Dingen, die diese Herren angeführt haben, aufheitern; dabei wird er aber hier und dort in jene angenehmen Dinge etwas Würdiges einstreuen und seinen Herrn mit heilsamen Kunstgriffen hintergehen,

wie die Mütter, wenn sie dem Kinde seiner Gesundheit wegen etwas Bitteres geben wollen, den Rand des Bechers, aus dem das verzärtelte Kind trinken soll, in der Regel mit Honig oder einer andern Süßigkeit bestreichen. Wenn der Hof=Cavalier sich zu jeder Zeit und an jedem Orte in dieser Weise benimmt, so wird er jenes Ziel und jenen Zweck erreichen, worauf er seinen Sinn gerichtet hat; und so wird er des Ruhmes und der Belohnung würdiger sein, als wenn er irgend eine andere vortreffliche That auf der Welt verrichtet hätte; denn es gibt nichts unter der Sonne, was allen Menschen insgesammt schädlicher wäre, als ein ungerechter Herrscher. Mit Rücksicht hierauf haben die Menschen noch nicht eine so harte Marter erfunden, die ihnen für die Sünde oder die Untugend groß genug schiene, wenn jener Knecht (denn des Ehrennamens eines Hof=Cavaliers ist ein solcher Mensch nicht würdig) seine Vorzüge dazu anwendet, um seinen Herrn zu verderben, indem er ihn von der Tugend abzieht und durch Büberei sich in seine Gunst stiehlt. Denn ein solcher Mensch vergiftet nicht einen Becher, aus dem nur eine Person trinken soll, sondern den Brunnen, aus dem alle Menschen schöpfen, verpestet er mit tödtlichem Gift. Nachdem er dieß gesprochen, schwieg Wapowski.

Hierauf sprach Dersniak: Ich glaube nicht, daß Jemand die Güte, die Enthaltsamkeit und die andern Tugenden, von denen Ihr wollt, daß sie der Hof-Cavalier seinem Herrn einflößen soll, lernen könnte, denn diese Eigenschaften sind angeboren und kommen von Gott. Daß sich dieß so verhält, seht Ihr aus Folgendem. Es gibt keinen so ausschweifenden, bösen und lasterhaften Menschen auf der Welt, der, wenn man ihn darüber befragte, gestehen würde, daß er ein solcher sei; im Gegentheil will ein Jeder, und wäre er auch der schlechteste, für gut, gerecht und enthaltsam gelten und findet Vergnügen daran, wenn ihn die Leute dafür halten, während doch wohl Niemand zu dieser Falschheit seine Zuflucht nehmen würde, wenn man die Tugend wie ein anderes Geschäft lernen könnte. Es ist nemlich keine Schande, wenn Jemand etwas nicht kann, was er nicht gelernt hat; aber eine Schande scheint es zu sein, wenn man das nicht hat, was man von Natur haben sollte. Darum strebt ein Jeder darnach, seine Mängel, sei es in Hinsicht des Körpers oder des Geistes, zu verdecken. Dieß sehen wir deutlich an Blinden, Lahmen und Verwachsenen, indem, wenn man auch diese Mängel der Natur zur Last legen kann, es doch einen Jeden schmerzt, wenn er etwas der Art an einer Person sieht;

denn es kommt einem so vor, als hätte so einem Unglücklichen die Natur selbst ihren Zorn wie ein Brandmal aufgedrückt. Diese meine Behauptung bestätigt auch das Märchen von Epimetheus, der, als er alle Naturgaben an die stummen Thiere vertheilt, den Menschen nichts mehr zu geben hatte; und darum stahl Prometheus, um die Menschen zu retten, der Minerva und dem Vulcan zugleich mit dem Feuer die Vernunft, durch die sich die Menschen ihren Lebensunterhalt verschaffen. Aber die Grundweisheit, in Folge der sich die Menschen zu Gesellschaften vereinigen und einträchtig zusammenleben konnten, hatte er nicht stehlen können, denn diese wurde in der Burg Jupiters aufbewahrt, wohin er wegen der zu aufmerksamen Wache nicht kommen konnte. Endlich erbarmte sich Jupiter der armen Menschen, die, weil sie einzeln wohnten, fortwährend von Löwen, Bären und Wölfen verzehrt wurden, und schickte den Merkur vom Himmel auf die Erde, um den Menschen die Scham und die Gerechtigkeit zu bringen, damit diese beiden Tugenden Städte schmücken und die Menschen zur Eintracht und zu geselligem Zusammenleben führen sollten. Jupiter befahl aber dem Merkur, sie nicht so unter die Menschen zu vertheilen, wie die andern Beschäftigungen oder Wissenschaften unter sie vertheilt

sind, so daß Ein Kenntnißreicher vielen Unwissenden genügen kann, wie der Arzt oder der Prediger, sondern jedem Menschen diese beiden Tugenden einzuimpfen. Ferner befahl er dem Merkur, die Einrichtung zu treffen, daß, wenn ein Mensch nicht Scham und Gerechtigkeit besäße, er wie eine Pest aus der Mitte der Menschen genommen und getödtet werden sollte. Da habt Ihr's, Herr Wapowski, daß diese Tugenden von Gott verliehen sind und von Niemanden erlernt werden können.

Ihr meint also, erwiderte Wapowski, die Menschen seien so unglücklich und so schwachen Verstandes, daß, obgleich sie im Stande sind, die Herzen grausamer Thiere zu besänftigen, und es durch ihren Verstand dahin bringen, sich Löwen und Bären gehorsam zu machen, obgleich sie es bewirken, daß der Vogel hinfliegt, wohin sie ihm befehlen, und wenn er in Freiheit gewesen ist, von selbst aus dem Walde, aus seiner Wohnung, wieder in die Hand, an die Schnur, in die Knechtschaft zurückkehrt, — Ihr meint, sage ich, daß diese Menschen nicht die Kraft besitzen, sich selbst zu helfen und durch Fleiß und Strebsamkeit sich vom Bösen zum Guten zu wenden? Das wäre meiner Ansicht nach gerade so, als wenn die Aerzte durch großen Fleiß nur Sommersprossen aus dem Gesicht oder den

Kindern den Schorf zu vertreiben lernten, während sie nicht lernen könnten, wie das Fieber, das Seitenstechen und andere schwere Krankheiten zu heilen seien. Wie vernunftwidrig das ist, kann Jeder leicht einsehen. Darum glaube ich, daß wir die Tugenden, die zu einem rechtschaffenen Leben gehören, nicht rein von der Natur besitzen; denn nichts kann an das gewöhnt werden, was gegen seine Natur ist. Wirf den Stein tausend Mal in die Höhe, und du wirst ihn doch nicht dazu gewöhnen, daß er von selbst hinauf fliegt. Wäre uns also die Tugend so von Natur eigen, wie dem Steine die Schwere, so würden wir uns nimmer daran gewöhnen, Böses zu thun. Aber auch die Sünde ist uns nicht in der Art angeboren, denn sonst könnten wir nimmer tugendhaft sein, und es wäre sehr gottlos und unvernünftig, die Menschen für Dasjenige zu strafen, zu martern und zu tödten, was aus ihrer Natur ohne menschliche Schuld hervorgeht. In dieser Hinsicht würde das öffentliche Recht am meisten fehlen, welches die Menschen nicht für die begangene Sünde straft (denn das ist vergebens, weil das Geschehene nicht mehr geändert werden kann), sondern es geschieht dieß für die Zukunft, damit derjenige, der gesündigt hat, fürder entweder nicht mehr sündigen könne, oder aufhöre und

durch sein böses Beispiel Andere nicht verderbe. So haben also die Gesetzgeber doch geglaubt, daß die Tugend gelehrt werden könne, und das ist die wirkliche Wahrheit, denn wir sind von Natur dazu geeignet, die Tugend in uns aufzunehmen, und ebenso die Sünde. So kommen wir zu dem Einen wie zum Andern durch Gewohnheit: zuerst handeln wir tugendhaft oder lasterhaft, und dann werden wir tugendhaft oder lasterhaft. In Dingen aber, die wir von Natur haben, ist es anders; denn zuerst ist der Mensch das, wozu ihn die Natur bestimmt hat, und erst später bedient er sich dessen in Wirklichkeit. So hat es die Natur in Betreff der Sinne eingerichtet: zuerst besitzen wir die Fähigkeit zu hören, zu tasten, dann erst sehen, hören und tasten wir, bis einige dieser Fähigkeiten zu Vollkommenheiten ausgebildet werden. Darum lehren gute Lehrer die kleinen Kinder nicht nur lesen, sondern auch andere gute Sitten, damit sie sich im Essen, Trinken, Reden, Stehen, Gehen u. s. w. anständig benehmen. Wie also in andern Beschäftigungen, wenn man etwas lernen will, so bedarf man auch in der Tugend, wenn man sie gehörig erfassen will, eines Lehrmeisters, der durch heilsame Lehren und gute Ermahnungen in uns jene Tugenden wecke und belebe, zu denen wir den Samen in uns verschlossen und verborgen

tragen. Der Lehrer hat, wie ein guter Landwirth, dem Samen nachzuhelfen und ihm den Weg frei zu machen, indem er um ihn her das Unkraut, die Dornen und Disteln ausjätet, nemlich die Leidenschaften und unsere Sinnlichkeit, die sehr oft schuld daran sind, daß der Mensch nicht in Tugend erblühen und nicht die glückliche Frucht tragen kann, nach der wir uns von Rechtswegen Alle auf der Welt sehnen sollten. In dieser Weise also sind Jedem von uns die Tugenden, Scham und Gerechtigkeit angeboren, von denen Ihr sagt, daß sie Jupiter allen Menschen in die Welt geschickt habe. Wie aber das Kind unmöglich sprechen kann, welches die Menschen nie sprechen gehört hat, wenn ihm auch an keinem Sinn etwas fehlen sollte, so können auch die Tugenden, deren Keime wir von Natur in uns haben, auf keine Weise in Wirksamkeit treten, wenn sie nicht durch Uebung unterstützt werden. Denn soll der Mensch zu einer vollkommenen Angewöhnung und Ausübung der Tugend gelangen, so ist die bloße Naturgabe zu wenig; er bedarf eines Führers, er bedarf der anhaltenden Uebung, er bedarf des fremden Verstandes, der seinen eigenen Verstand bildet und von seiner Vernunft, wie vom Auge den Staar, den Vorhang der Dummheit und der Unwissenheit nimmt, aus welchen zwei Dingen

fast alle Fehler und Sünden der Menschen hervorgehen. Denn wenn der Mensch gründlich das Gute vom Bösen unterscheiden könnte und sich gewöhnte, seine Leidenschaften unter der Herrschaft der Vernunft zu halten, so würde jeder das Gute lieber wählen, als das Böse. Wollte also Jemand die Tugend, so weit er es vermag, erklären, so könnte er sie Weisheit nennen, weil sie weiß und versteht und wählen kann, was gut ist; die Untugend dagegen könnte er Dummheit, Unwissenheit nennen, die den Menschen betrügt und ihm das Böse für Gutes ausgibt; denn die Menschen wählen das Böse nie in der Meinung, daß es böse sei, sondern sie lassen sich durch seine Aehnlichkeit mit dem Guten täuschen, indem sie das für gut halten, was zu etwas taugt.

Und doch kenne ich viele Menschen, bemerkte Dersniak, die gut wissen, daß sie Böses thun, und sich doch desselben nicht enthalten wollen, weil sie eine gegenwärtige Lust höher schätzen, als die Strafe, von der es noch zweifelhaft ist, ob sie nachfolgen wird, wie z. B. die Diebe, die Mörder und andere Bösewichter.

Die wahre Lust, erwiderte Wapowski, ist immer gut, und der wahre Schmerz ist ein Uebel. Solche Menschen irren also, indem sie eine falsche Lust für eine wahre, und einen

wahrhaften Schmerz für einen falschen nehmen, woher sie dann oft durch eine falsche Lust zum wahrhaften Schmerz gelangen. Diesen Handgriff und diese Kunst, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, kann Jeder gelehrt werden; und die Tugend, durch die wir das wählen, was gut ist, nicht was so scheint, ist allein die wahre Wissenschaft und die Lehre, die dem menschlichen Leben nützlicher ist, als irgend eine andere auf der Welt, denn sie benimmt dem Menschen die Dummheit und Unwissenheit, woraus (wie gesagt) alles Uebel erwächst.

Ich weiß nicht, sprach Kostka, warum Euch Herr Dersniak das zugeben müßte, daß aus der Dummheit und Unwissenheit alle Sünden erwachsen, und daß es nicht genug Menschen geben sollte, die, indem sie sündigen, gewiß wissen, daß sie sündigen und sich über die wahre Lust und den wahren Schmerz durchaus nicht täuschen. Denn das ist doch wirklich der Fall, daß diejenigen, die sich der Sünde nicht enthalten können (und ich nenne sie die Unenthaltsamen), klar genug wissen, daß Das, wozu sie ihr Trieb und ihre Leidenschaft gegen die Sittlichkeit antreibt, schlecht und unsittlich ist; daher widerstreben sie und decken sich mit dem Verstande wie mit einem Schilde gegen die Sinnenlust, und es entsteht daraus gleich-

sam ein Kampf der Lust und des Schmerzes gegen die vernünftige Ueberlegung; endlich aber wird die Vernunft von der Sinnenlust, einem sehr mächtigen Feinde, überwunden, der Mensch vergißt sich und verliert seine Kraft, nicht anders, als wie ein Schiff, welches lange Zeit den Strömen auf dem Meere widersteht, endlich doch dem heftigen Andrange nicht länger widerstehen kann, wenn die Taue reißen, der Mast zerbricht oder umstürzt und die Segel zerrissen herabfallen, worauf es sich dem Zufall überläßt, ohne noch weiter Steuer und Kompaß oder ein anderes Mittel zu benützen, um der Gefahr zu entrinnen. Solche Menschen also, in welchen die Vernunft im Kampfe mit der Sinnlichkeit das Feld verliert, überlassen sich dann der Sünde unter Gewissensscrupeln und Schwanken, gleichsam wie gezwungen und mit Selbstverachtung. Diese Gewissensbisse würden sie sicher nicht fühlen, wenn sie nicht wüßten, daß Das, was sie thun, Sünde ist, sondern sie würden ohne alle Gewissensbisse den Leidenschaften folgen, und dann würden sie nicht mehr unenthaltsam, sondern ausgelassen, zügellos sein, was weit schlimmer ist. Denn wer sich enthält, so lange er kann, ist weit weniger strafbar als der, welcher rücksichtslos, wie ein Vieh, allen seinen Leidenschaften die

Zügel schießen läßt. Wie also die Unenthaltsamkeit ein Mangel und ein etwas geringerer Fehler ist, denn er ist einigermaßen mit Vernunft verbunden, so ist auch die Enthaltsamkeit noch nicht vollständig eine Tugend, sondern sie enthält auch noch Dieß und Das von der Sinnlichkeit. Darum, glaube ich, kann man von den Unenthaltsamen noch nicht sagen, daß sie aus Unwissenheit sündigen.

Eure Beweisführung, sprach Wapowski, ist nicht schlecht; doch ich glaube, sie hat mehr Schein als Gehalt. Denn obgleich die Unenthaltsamen unter Schwanken sündigen, und in ihnen die Vernunft mit der Sinnlichkeit kämpft, und obgleich ihnen das Böse böse und das Gute gut scheint, so haben sie davon doch nicht eine gründliche und vollkommene Kenntniß und kennen es nicht, wie sie sollten, sondern es ist ein gewisses dunkles Meinen, in Folge dessen sie die Sinnlichkeit über die Vernunft die Oberhand gewinnen lassen. Hätten sie aber genaue Kenntniß, so würden sie ohne Zweifel nicht sündigen. Das, wodurch die Sinnlichkeit über die Vernunft siegt, ist nichts weiter als Dummheit und Unkenntniß, denn eine genaue Kenntniß wird von der Leidenschaft nicht überwunden, welche Leidenschaft (die aus dem Körper, nicht aus der Seele hervorgeht), wenn sie der Vernunft gehorcht,

zur Tugend wird, wenn sie dagegen sich ihrer Herrschaft entzieht, so wird sie ein Feind der Tugend. Die Vernunft hat aber so viel Macht, daß ihr die Sinne des Menschen immer gehorchen müssen, und auf wunderbare Weise dringt sie stets durch, wenn sie nicht durch Dummheit von dem Platze verdrängt wird, auf dem sie sitzen soll. Ich sage, die menschliche Vernunft besitzt so viel Kraft, daß wenn sie gleich nicht in den Knochen, Sehnen und Gliedern sitzt, sie dennoch, sobald sie erwacht, wie ein Reiter, der ein gutes Pferd mit dem Zügel regiert, den ganzen menschlichen Körper nach ihrem Willen leiten kann; sogleich wollen die Augen sehen, die Hände ergreifen, die Füße erlaufen, was die Vernunft nur befiehlt. Ihre große Macht können wir auch aus Folgendem wahrnehmen. Es trifft sich, daß der Mensch bisweilen etwas Ekelhaftes ißt, was ihm, während er es ißt, wegen der guten Zubereitung, sehr gut schmeckt; erfährt er später, was er gegessen hat, so ärgert er sich nicht nur, sondern auch der Körper vereinigt sich mit der Vernunft und muß sich sogleich oder einige oder mehrere Tage nach jenem Essen mit Ekel abwenden oder erbrechen, als wenn er es eben erst essen sollte.

Wenn ich recht Acht gegeben habe, unterbrach Myszkowski den Redner, so scheint Ihr die Behauptung Kostka's zu bestätigen, daß die Enthaltsamkeit keine recht vollkommene Tugend ist, weil sie einige Sinnlichkeit enthält, worüber ich, da ich es lieber mit Euch, als mit Kostka halte, soviel sagen will: Die Tugend, welche (da in uns der Zwist zwischen Vernunft und Sinnlichkeit besteht) kämpft und der Vernunft den Sieg erwirbt, ist weit vollkommener, als die, welche, ohne mit der Sinnlichkeit und dem Affect um den Preis zu streiten, gewinnt; denn der Mäßige enthält sich des Bösen nicht aus Stärke und Kraft, sondern weil er nicht den Willen und die Neigung zum Bösen hat.

Darauf fuhr Wapowski also fort: Welcher Feldherr scheint Euch der bessere zu sein, der, welcher eine Schlacht liefert und wenn er auch in Gefahr geräth, dennoch siegt, oder der, welcher dem Feinde die Macht benimmt und ihn durch Vernunft dazu bringt, daß er sich ohne Schlacht unterwerfen muß?

Gewiß, sprach Myszkowski, ist der Feldherr der bessere, der sicher geht und ohne Schlacht gewinnt, wenn nur ein so sicherer Sieg nicht durch das Hasenherz des Gegners erfochten ist.

Ihr habt gut darüber geurtheilt, versetzte Wapowski; ich behaupte, die Enthaltsamkeit ist wie ein Feldherr, der eine Schlacht liefert

und durch seinen Heldenmuth, wenn er auch mächtige Feinde gegen sich hat, sie dennoch besiegt, wenn gleich nicht ohne große Schwierigkeit und Gefahr; die Mäßigkeit aber, bei der gar keine Aufregung vorhanden ist, ist wie der andere Feldherr, der ohne Blutvergießen siegt und von Allem Herr wird. Und wo also Maß ist, unterdrückt es nicht nur jenes Feuer, die menschlichen Leidenschaften, sondern, wie jener weise Herrscher, der in seinem aufrührerischen Reiche umsichtig die Ruhe wieder herstellt, die Aufrührer straft und der Vernunft die Herrschaft übergibt, so führt auch die Tugend, ohne dem Willen des Menschen irgendwie Gewalt anzuthun, ihn zu dem edeln Stolze, der ihn zur Rechtschaffenheit geneigt macht, ihn beruhigt und in der rechten Gesinnung erhält, so daß unser Wille sich nicht mehr widersprechen kann, sondern ohne irgend eine Aufregung zu verspüren, in Allem der Vernunft gehorcht, sich ihr gänzlich ergibt und ihr überallhin folgt, wie ein Lämmchen seiner Mutter. Diese Tugend ist dann wahrhaft vollkommen und ziemt sich am meisten für einen großen Herrn, denn sie eröffnet vielen andern Tugenden den Zugang.

Hierauf sprach Lupa: Ich wüßte nicht, was für Tugenden, die einem großen Herrn ziemen, aus dieser Mäßigkeit hervorgehen sol-

len, wenn sie, wie Ihr sagt, dem Gemüth die Affecte benimmt. Einem Mönch oder einem Einsiedler würde ich diese Tugend eher hingehen lassen, aber für einen hochherzigen, edeln, ritterlichen Herrn taugt sie nichts; im Gegentheil, will der Herr, daß seine Untergebenen ihn für etwas halten sollen, so muß er bald mit Güte, bald mit Strenge auftreten, muß kein Unrecht zulassen und muß zeigen, wie es ihn schmerzt, wenn Jemand etwas Böses, und wie lieb es ihm ist, wenn Jemand etwas Gutes thut.

Ich habe nicht gesagt, erwiderte Wapowski, daß die Mäßigkeit die Affecte unserem Gemüthe benehmen und gänzlich ausrotten solle, was gewiß nicht gut sein würde, denn auch unter den Affecten finden sich gute; aber das sage ich, die Mäßigkeit hat das Amt, Dasjenige, was unter den Affecten der Rechtschaffenheit widerstrebt, unter die Herrschaft der Vernunft zu bringen. Und wer, indem er Dieses ausrottet, auch die Affecte vertilgen und gänzlich vernichten wollte, der würde sehr irren und es gerade so machen, wie wenn ein König, um die Trunkenheit auszurotten, auf einem Reichstage den Befehl proclamiren ließe, daß Niemand mehr Wein und andere Getränke, die zu Kopfe steigen, trinken dürfe; oder wenn er, da die Leute manchmal fallen, unter An-

drohung von harten Strafen langsam zu gehen befehlen wollte. Seht doch, wie diejenigen, welche Pferde zureiten, ihnen auch nicht das Laufen und Springen benehmen, sondern nur wollen, daß es das Pferd bloß dann thue, wenn der Reiter es ihm befiehlt, und in der Tour, wie er es leitet. So sind auch die durch die Mäßigkeit moderirten Affecte der Tugend nicht im Geringsten entgegen, sondern leiten und unterstützen sie im Gegentheil; so verhilft z. B. der Zorn zum Muthe; der Neid dagegen und der Haß gegen die bösen Menschen läßt die Gerechtigkeit nicht erschlaffen, und so erhalten noch andere Tugenden nicht wenig Unterstützung durch die Affecte. Wenn diese Affecte gänzlich in uns erlöschen würden, so müßte auch die Vernunft in Ohnmacht sinken, so daß sie wohl kaum etwas Gutes auszuführen im Stande wäre, so wie der Schiffer auf dem Meere das Schiff nicht in Lauf setzen kann, wenn von nirgendsher Winde wehen. Wundert Euch nicht darüber, Herr Lupa, wenn ich sagte, daß aus der Mäßigkeit viele andere Tugenden hervorgehen. Denn gelangt der Mensch einmal zu der Vollkommenheit, daß er sein Gemüth beruhigt, so geht daraus mit Hülfe der Vernunft sogleich der wahre Muth hervor, in Folge dessen er alle Gefahren sich unterwirft. Ihm

folgt dann die Gerechtigkeit, die Freundin der guten Sitten und des Menschenwohles, jene himmlische Jungfrau, die Königin aller Tugenden, denn sie lehrt uns das thun, was sich ziemt, und entfernt uns von dem, was der Rechtschaffenheit zuwider ist; sie ist daher die vollkommenste Tugend, mit ihrer Hülfe erreichen wir die Erfolge anderer Tugenden, und wer sie besitzt, verschafft sich und Andern viel Gutes; Jupiter selbst würde, wie man sagt, ohne sie sein Reich nicht leiten und regieren können. Diesen eben aufgezählten Tugenden folgt die Hochherzigkeit und verleiht ihnen keinen geringen Schmuck; sie allein hat aber an und für sich selbst kein Bestehen, denn wer nicht andere Tugenden besitzt, kann stolz sein, aber ein hochherziger Mensch wird er nimmer werden. Dann erst tritt der Führer dieser genannten Tugenden hinzu, nämlich die Weisheit, die darin besteht, das Gute zu wählen. An diese glückliche Gesellschaft schließt sich auch der Edelmuth, die Ehrbegierde, die Menschenfreundlichkeit, die Würde, die Bescheidenheit, die Wohlthätigkeit und viele andere Tugenden, die ich jetzt nicht herzählen kann. Wird nun der Hof-Cavalier so handeln, wie ihm vorgeschrieben ist, so wird er alle diese Tugenden bei seinem Herrn finden, und täglich wird sich ihre Zahl noch mehren;

darüber wird er große Lust und Freude empfinden, wenn er bedenkt, was er seinem Herrn gegeben, nicht was Thoren geben, Seide, Silber, Gold, Perlen und Edelsteine (was in der Regel dem Geber sehr schwer, dem Empfänger dagegen sehr leicht wird), sondern die Tugend, die unter allen menschlichen Gütern auf der Erde das größte und am schwersten zu erlangen ist, nämlich die Art und Weise, die Menschen zu behandeln und zu regieren, wie es sich geziemt, was allein die Menschen glücklich zu machen und das goldene Zeitalter zurückzuführen vermag, welches, wie man sagt, unter der Herrschaft des Saturnus vorhanden war.

Als hier Wapowski ein wenig innehielt, vielleicht um sich zu erholen, sprach Myszkowski: Welche Menschen sind, Eurer Ansicht nach, die glücklichsten und dem eben erwähnten goldenen Zeitalter am nächsten, diejenigen, über die Ein Herr und ein tugendhafter König herrscht, oder diejenigen, die unter der Herrschaft einiger, aus dem Volke gewählter, rechtschaffener und frommer Männer leben?

Wapowski antwortete: Ich behaupte, daß das Reich glücklicher ist, in welchem ein tugendhafter König regiert, denn dieß ist das naturgemäßere; und wenn es sich ziemt, diese irdischen Dinge mit den himmlischen und ewigen

zu vergleichen, so ist ein solches irdisches Reich ähnlich dem göttlichen Reiche. Denn Gott der Herr allein regiert alles Sichtbare und Unsichtbare. Doch lassen wir dieß bei Seite, und bedenke ein Jeder, wie die Ordnung im Heere, die Ordnung bei einem Bau, die Ordnung auf dem Schiffe einzig und allein von Einem Menschen erhalten wird, welcher die Befehle gibt; so handeln auch in unserem Körper alle Glieder so, wie es ihnen das Herz befiehlt. Ueberdieß, glaube ich, ziemt es den Menschen ebenso, nur Einen Herrn zu haben, wie ihn auch Thiere haben, denen die Natur selber den Gehorsam als etwas sehr Heilsames und Nützliches lehrt. So wählen die Kraniche und andere Vögel, die im Herbst in wärmere Länder ziehen, Einen zum Führer, dem sie folgen und gehorsam sind. Die Bienen, gerade als wenn sie Menschenverstand hätten, halten ihre Königin in so hohen Ehren, wie auf der Welt die Menschen, die unter strenger Zucht stehen. Und so bestimmen mich alle diese Dinge zur Behauptung, daß die Herrschaft Eines Menschen naturgemäßer ist, als die Herrschaft des Volkes, oder der Männer, die aus dem Volke gewählt sind.

Hierauf sprach Kostka, dem immer die Einrichtung der Republik Venedig gefiel: Ich dagegen glaube, da Gott dem Menschen die

Freiheit als das größte Geschenk auf der Welt gegeben hat, daß es unbillig ist, wenn man sie ihm nimmt; auch das geziemt sich nicht, daß ein Mensch mehr Freiheit genießt, als ein anderer, was da der Fall sein muß, wo Könige befehlen; denn da sind sie allein nur frei, während die Unterthanen in der Regel alle nicht frei sind. In einem Reiche aber, in welchem die Menschen nicht unter der Obergewalt eines Einzigen, sondern unter der geordneten Leitung Mehrerer leben, muß die Freiheit gemeinschaftlich und allgemein sein. Außerdem irrt doch gewiß Ein Mensch im Gericht, im Rath, bei der Verhandlung wichtiger Angelegenheiten eher, als eine große Anzahl Menschen, denn Zorn, Neid, Feindschaft, Neigung, Habsucht verleitet und fängt Einen Menschen leicht; wo aber mehrere Personen sind, da findet dieser Uebelstand nicht statt, im Gegentheil, wie ein großes Wasser nie oder selten verdirbt (während dagegen ein kleines sehr leicht der Verderbniß ausgesetzt ist), so kann auch eine Mehrheit von Menschen, es sei denn nach dem Plane Gottes, nicht schlecht handeln. Was Ihr aber von den Thieren sagt, das trägt nichts zur Unterstützung Eurer Ansicht bei, denn die Kraniche wählen sich nicht in der Art einen König, daß sie ihm stets gehorchen; im Gegentheil ändern

sie oft diese Herren und das eine Mal fliegt der, das andere Mal jener voran, und so ist das eher eine Art von Republik, als eine Monarchie. Denn die wahre, geregelte Freiheit ist die, daß Derjenige, der mich heute gerichtet hat, morgen vor mir vor Gericht steht. So ist auch das Beispiel von den Bienen hier unstatthaft, denn die Bienen haben eine Königin von einer andern Gattung, so daß sie leicht unter den andern herauszuerkennen ist. Wollte also Jemand den Menschen einen solchen König geben, der allein würdig wäre zu herrschen, so müßte man einen von vollkommenerer Natur finden, als die menschliche ist, so wie die Heerde nicht ein stummes Thier aus ihrer Mitte zum Hirten hat, sondern den Menschen, der von weit höherer Art ist, als die, die er weidet. Zur Zeit des Saturn war kein Anderer, als er, der Gott selbst, gerade so der Hirt der Menschen, wie die Menschen heute Hirten der Heerden sind. Aus diesen Gründen, meine ich also, müssen wir mehr wünschen, daß eine Republik bestehe, als daß ein Fürst, oder ein König, d. h. nur Eine Person befehle.

Hört Kostka, erwiderte Wapowski, ich will Euch beweisen, daß es so ist, wie ich sage. Jedes Reich wird, wie Ihr wißt, entweder von Einem Menschen regiert, oder von einer

gewissen Anzahl aus dem Volke gewählter Personen, die die Lateiner optimates nannten, oder auch vom ganzen Volke insgesammt. Von diesen drei Regierungsformen ist jede gut, so lange sie nicht ausartet; geschieht dieß aber, so daß aus dem Könige ein Tyrann wird, oder die Macht, die einige tugendhafte Herren hatten, in die Hände weniger Lasterhaften kommt, oder der Pöbel die gewöhnliche Macht vernichtet, Stände, Aemter und Würden unter einander wirft, aufhebt, und selbst das Regiment ergreift, dann befinden sich unter diesen drei Arten die Menschen nirgends schlimmer, als unter der Tyrannei eines Einzigen, wovon sich Jeder überzeugen kann, wenn er sieht unter einer wie grausamen Tyrannei z. B. die Türken leben. Wenn es also die Unterthanen unter der Oberherrschaft Eines Herrn, wenn dieser seine Würde vergißt und zum Tyrannen wird, am schlimmsten haben, so ist es gewiß, daß die Unterthanen es unter einem tugendhaften und gottesfürchtigen Herrn am besten haben; denn die Wirkungen entgegengesetzter Ursachen sind einander selber entgegengesetzt. Was Ihr aber in Betreff der Freiheit gesagt habt, darauf erwidere ich, daß wir das nicht Freiheit nennen dürfen, wenn Jemand nach seiner Willkür lebt, sondern das ist die wahre Freiheit, nach dem Gesetz zu

leben. Und nicht minder nothwendig, nützlich und naturgemäß ist der Gehorsam und der Befehl. Endlich bestimmt die Natur selbst einige Geschöpfe dazu, daß sie befehlen; wie sie auch andere dazu hervorbringt, daß sie gehorchen. Aber das Herrschen ist ein doppeltes, das eine ist scharf, gewaltsam, wie das des Herrn gegen den Sklaven, und eine solche Herrschaft übt der Geist über den Körper aus; das zweite ist mild, sanft und erträglich, wie wenn gute Herren ihre Unterthanen nach dem Gesetz regieren, und auf diese Weise befiehlt auch die Vernunft der Leidenschaft. Beide Arten des Befehlens sind also nützlich, denn der Körper ist dazu bestimmt, dem Geiste zu gehorchen, sowie die Leidenschaft der Vernunft zu gehorchen hat. Aber diejenigen Menschen, die nach nichts Anderem streben und an nichts Anderes denken, als dem Körper stets Alles nach Wunsch zu thun, unterscheiden sich von den tugendhaften eben so sehr, als der Körper vom Geiste; da sie jedoch zu der Zahl der vernünftigen Geschöpfe gehören, so müssen wir sie schon für Menschen halten, obgleich die Vernunft mit ihnen, oder sie mit der Vernunft nur so viel zu thun haben, daß sie sie ein wenig der Oberfläche nach kennen; denn daß sie sie anwenden oder sich darnach richten würden, dieß geschieht niemals. Solche Men-

schen sind also geborene Sklaven, und es ist ihnen nützlicher unterm Joche zu gehen, als sich selbst zu regieren.

Nun aber, Herr Wapowski, fragte Lupa, unter was für einer Herrschaft sollen die einsichtsvollen und tugendhaften Menschen stehen?

Unter einer solchen, antwortete Wapowski, unter der es keine Gewaltthätigkeit und keinen Despotismus gibt, sondern wo Alles sanft und mild hergeht, wie unter einem Könige. Solchen Menschen geziemt sich's Aemter zu geben, denen sie gewachsen sind, damit auch sie über weniger Vernünftige, als sie sind, herrschen und regieren können, doch so, daß die gesammte allgemeine Anordnung und die Obergewalt in den Händen Eines Herrn liege. Und wenn Ihr, Herr Kostka, sagt, daß Eine Person leichter verführt und verdorben werden könne, als viele, so behaupte ich dagegen, daß es weit leichter ist, Einen Weisen und Tugendhaften zu finden, als viele. Einen Weisen und Tugendhaften aber meine ich, wenn ich von einem spreche, der König zu sein verdient: nämlich einen Herrn aus einem alten Hause, von Natur zur Tugend geneigt, von berühmten Vorfahren abstammend, gebildet und geübt in guten und nützlichen Wissenschaften und Sitten. Wird derselbe auch nicht einer höheren, als der menschlichen Gattung angehören, wie Ihr von der Bienenkönigin sagt, so wird er doch, wenn er außer einer guten Naturgabe noch die Hülfe einer guten Erziehung hat, wenn er sich oft mit einem solchen Hof-Cavalier unterhält, wie ihn die Herren geschildert haben, und durch seine eigene Vernunft ein wenig unterstützt wird, ein gerechter, enthaltsamer, mäßiger, muthiger, weiser, hochherziger, würdiger, frommer und wohlthätiger Mann sein. Durch diese hohen Tugenden wird er sich großen Ruhm, die Liebe der Menschen und die Gnade Gottes erwerben; und in Folge dieser Gnade wird er seine menschliche Natur in eine göttliche verwandeln, so daß ihn die Menschen eher einen irdischen Gott, als einen sterblichen Menschen werden nennen können. Denn Gott erhält mit seiner Hand und liebt die Herren, aber nicht solche, die mit ihrer großen Macht und Gewalt prahlen und befehlen, daß man beinahe vor ihnen niederfalle, worin sie Gott ähnlich werden wollen, sondern solche, die trotz der Macht, durch die sie können, was sie wollen, darnach streben, Gott auch in der Güte nachzuahmen und, wie gute Schaffner, in Weisheit die Gaben unter die Menschen vertheilen, die sie selbst von Gott bekommen. Wie die Sonne, der Mond und andere Sterne am Himmel gleichsam wie in einem Spiegel

ein Abbild Gottes zeigen, so sind hier auf Erden die tugendhaften Fürsten und Könige ein weit ähnlicheres Abbild des allmächtigen Gottes, den sie fürchten und lieben, während sie den Menschen die Fackel der Gerechtigkeit anzünden, die gewissermaßen ein Schatten der himmlischen Weisheit ist. Solchen Königen verleiht Gott seine Gnade und eine Menge segensreicher Güter, die ich nicht aufzählen kann, und die ein deutlicheres Zeugniß von der Weisheit und Allmacht Gottes geben, als jenes Sonnenlicht, oder der ununterbrochene Lauf der Himmelskörper. Auf der andern Seite gibt es dann auch Menschen, die von Gott den Königen unterworfen und zur Bewachung untergeben sind, wie Schafe den Hirten; und die Könige sind verpflichtet, für ihr Wohl zu sorgen, und was immer über die Unterthanen Gutes oder Böses kommt, sollen sie als ihnen selbst widerfahren betrachten, und das soll aus ihrer Liebe folgen, wie auch daraus, daß sie Gott von ihrem Hirtenamt Rechenschaft geben können. Darum soll der Herr nicht allein selber gut sein, sondern er soll auch die Unterthanen vom Bösen zum Guten bringen, so wie das Loth an der Wage, die die Maurer gebrauchen, nicht nur selber gerade ist, sondern auch die Wand gerade macht, an die es angelegt wird. Es ist ein deut-

liches Zeichen von der Güte des Herrschers, wenn die Unterthanen tugendhaft leben; denn das rechtschaffene Leben des Herrschers ist es eben, welches die Unterthanen leitet und zum Guten führt, wie das strengste geschriebene Gesetz; und es kann nicht anders sein, als daß alle Unterthanen ihre Sitten nach seinen Sitten einrichten, wie es auch nicht möglich ist, daß einer gut unterrichtet, der selber nichts kann, oder daß derjenige Ordnung zu machen vermag, der selber unordentlich ist, oder daß endlich der, welcher selber im Koth liegt, einen Andern herauszieht. Wird also ein Fürst oder ein König allem Diesem genügen wollen, so muß er eifrig darnach streben, daß er es könne und verstehe, und dann, daß er sich zuvor selber mäßige und gegen Jeden, sowohl in gerechten, als auch ungerechten Dingen, Billigkeit beobachte (um mich so auszudrücken) und mit Umsicht Wohlanständigkeit verbinde. Das wird er aber schwerlich Alles aus Büchern und geschriebenen Gesetzen lernen können, sondern er muß es in seinem Herzen haben, muß Nächte und Tage darüber sinnen, wie seine Unterthanen zur Blüthe gelangen und keinem von ihnen etwas Ungesetzliches widerfahre. Der angeborene und erworbene Verstand, mit Tugend verbunden, muß ihn in Allem leiten und unabläßig in ihm wohnen und die Ver-

kehrtheit von ihm ferne halten, die unenthaltsamen Menschen eigen ist, die von der einen Seite von der Dummheit und Unwissenheit gedrängt und verblendet werden, während auf der andern sie die ängstliche Sorge quält, wie sie ihrem Willen und ihrer Leidenschaft in Allem Genüge leisten wollen, weßhalb sie verworrene, beunruhigende Gedanken haben müssen, wie einer, den im Schlafe schreckliche Traumbilder foltern. Tritt zu dem bösen Willen dann noch eine größere Macht hinzu, so wird es nur um so schlimmer, weil, wenn der Herr Alles vermag, was er will, man zu fürchten hat, daß er auch Das wollen werde, was sich nicht ziemt. Darum sagte Bias ganz richtig, das Amt zeige den Mann. Denn wie man es einem Fasse, so lange es leer ist, nicht anmerkt, wo es wohl rinnen könne, wenn man es aber füllt, die Flüssigkeit sogleich von allen Seiten herausdringt, so pflegen böse und verdorbene Menschen auch selten mit ungeziemenden Handlungen aufzutreten, bis sie in ein Amt gelangen und eine Gewalt überkommen, denn dann besitzen sie nicht mehr die Kraft, eine so große Last der Macht zu tragen; darum vergessen sie sich, entsagen der Vernunft und nehmen alle Sitten und Laster eines Tyrannen an. So werden sie Feinde der Tugendhaften und erhöhen die Schurken; auch

lassen sie es nicht zu, daß unter den Untergebenen Freundschaft, Einigkeit und Geselligkeit herrsche, sondern sie sehen unter ihnen lieber Feindschaft, Zwietracht und Haß. Da finden sie denn bald Spürhunde, die Alles ausspüren, Alles aushorchen, die Neuigkeiten zutragen, unter den Menschen Feindschaft säen, verleumden, sogar morden, wo es nöthig ist; und das darum, damit die Unterthanen den Muth verlieren und in ihrer Zerrissenheit und Uneinigkeit dem Herrn nicht zu mächtig werden. Daher bricht dann großes Unheil und Verderben über die armen Menschen herein, andererseits dagegen kommt unaufhörliche Furcht über die Tyrannen selbst. Tugendhafte Könige fürchten nicht für sich, sondern für die, welche unter ihrer Herrschaft stehen, die Tyrannen aber fürchten eben die, über die sie herrschen. Je mehr Menschen sie also unter sich haben und je mehr Reiche, je mehr sich ihre Macht vergrößert — desto mehr innere Feinde haben sie, desto mehr müssen sie sich fürchten. Was meint Ihr wohl, in was für einer Furcht jener Tyrann Klearchus gelebt haben müsse, so oft er auf den Markt, zu einem Gastmahle oder in irgend eine große Gesellschaft ging, da er, wie man von ihm schreibt, sogar in einer verschlossenen Kiste zu schlafen pflegte, wie eine Schlange in ihrer

Höhle. Oder jener Andere, Aristodemus heißt er, der sich aus seinem Bette selbst ein Gefängniß hatte machen lassen; denn er hatte in seinem Palaste ein Kämmerchen so hoch in die Luft aufhängen lassen, daß er auf einer Leiter hinaufsteigen mußte, und dort schlief er zugleich mit einer Frau, deren Mutter Abends die Leiter wegnahm und früh wieder ansetzte. Elend ist eine solche Herrschaft und für einen gottesfürchtigen Herrn ganz ungezien end, dessen Wohl in Folge seiner tugendhaften Thaten seinen Unterthanen stets lieber und theurer sein wird, als ihr eigenes. Darum verachtet ein guter König bewaffnete Leibwachen, ungewöhnliches Einschließen und andere Vorsichtsmaßregeln für seinen Körper, und führt ein uneingeschränktes, freies und sicheres Leben, und zwar in der Art, daß er es zum Theil in vernünftigem Nachdenken, was die Lateiner contemplatio nennen, zum Theil in Thätigkeit hinbringt, in so weit es zum Wohle und Glücke seiner Unterthanen nöthig ist.

Was habt Ihr da wieder für eine Contemplation dem Könige aufgebürdet? fragte Lupa.

Es gibt, antwortete Wapowski, einige Menschen, die sich nur mit eifrigem Nachdenken und subtiler Erforschung der Dinge beschäftigen; andere, die nur auf Handlung

und Thätigkeit sinnen; diese beiden Lebensarten theilten die Römer in activam et contemplativam vitam.

Hierauf fragte Dersniak: Welche dieser beiden Arten ziemt sich für einen großen Herrn am besten?

Wapowski antwortete lächelnd: Ihr meint wohl, daß ich mich für den vorzüglichen Hof-Cavalier halte, der so vieler Dinge voll sein und sie, wie ich sagte, zu einem guten Zwecke anwenden soll; aber bedenkt doch, daß Herr Kryski und Myszkowski den Hof-Cavalier mit solchen Eigenschaften ausgemalt haben, die sich in mir sicher nicht finden; und darum wollen wir uns bemühen, zuvor einen solchen Hof-Cavalier aufzufinden; haben wir ihn, dann will ich mich hierüber und über andere Dinge, die einem regierenden Herrn geziemen, auslassen.

Dersniak dagegen sprach: Wenn Euch etwas von dem, was von dem Hof-Cavalier verlangt worden ist, fehlt, so ist es sicher nur in geringfügigen Dingen, wie der Tanz und die Musik und etwas der Art; die wichtigeren Eigenschaften aber, die zur Uebung und Bildung des Herrschers auf dem Grunde der Tugend gehören, besitzt Ihr meiner Ansicht nach alle.

Wapowski erwiderte: Auch die Dinge sind

nicht so leicht zu nehmen, durch die sich der Hof=Cavalier die Gunst seines Herrn erwerben kann, welche Gunst, wie ich gesagt habe, zuerst vorausgesetzt wird, ehe der Hof=Cavalier es wagen darf, seinen Herrn Tugend zu lehren; denn ich glaube Euch gründlich dargethan zu haben, daß sie gelernt werden kann. Und wie viel diese nützt, so viel schadet die Dummheit, aus der die Untugend erwächst, und die hohe und falsche Meinung, die der Mensch von sich hat. Darum mag meine Rede hier zu Ende sein, denn ich glaube schon mehr gesagt zu haben, als ich versprochen.

Hierauf sprach Lubelski: Wir werden Euch Alle um so mehr verbunden sein, je weiter Eure Ausführung Euer Versprechen hinter sich zurückläßt. Darum möge es Euch nicht lästig werden, Herrn Dersniak auf seine Frage zu antworten; und auch Das wollet Ihr uns sagen, was, wenn Ihr jetzt zu einem Herrn kämet, der eines Lehrers bedürfte, Ihr ihn wohl lehren würdet. Legt uns dieß so dar, als wenn Ihr seine Gunst im höchsten Grade besäßet, d. h. ohne Furcht ihm in Allem Eure Meinung sagen könntet.

Besäße ich, fuhr Wapowski fort, die Gunst eines der Herren, die ich kenne, und wollte ihm frei meine Meinung sagen, so bin ich sicher,

daß ich diese Gunst schnell verlieren würde; aber abgesehen davon, weiß ich nicht, worin ich sein Lehrer werden könnte, da ich selber nichts weiß. Da Ihr mir jedoch befehlt, Herrn Dersniak zu antworten, so will ich meine Ansicht sagen. Regierende Herren, Könige und Fürsten, sollen jene beiden Lebensweisen im Auge haben, doch mehr die, welche sich mit der subtilen Erforschung der Dinge beschäftigt, denn diese zerfällt bei ihnen in zwei Theile, von denen der eine darauf beruht, daß sie es verstehen, jedes Ding gehörig zu erkennen, zu beobachten und zu zerlegen; der andere, daß sie nicht nach dem subjektiven Dafürhalten urtheilen, sondern indem sie auf Ort und Zeit Rücksicht nehmen, wie es sich geziemt, ferner, daß sie billige und rechtschaffene Dinge befehlen, und solche, wozu sie die Macht haben, und daß der, dem sie sie befehlen, sie auch auf die rechte Art ausführt. Dieß meinte der alte König, wenn er sagte: Wer befehlen kann, der findet immer Gehorsam, und das Befehlen ist immer die Hauptpflicht des Königs. Auch soll der König dann und wann mit eigenen Augen sehen und bei der Ausführung seines Befehls zugegen sein; und nach Zeit und Bedürfniß soll er sich auch selbst mit einigen Dingen befassen. In dieser königlichen Beaufsichtigung und theil=

weisen Arbeit findet sich dann jene zweite Lebensweise, die man activam vitam nennt, sein Zweck ist aber vita contemplativa, wie der Zweck des Krieges der Frieden ist, und der Zweck der Arbeit Ruhe. Es ist daher auch Pflicht eines guten Königs, eine solche Ordnung in seinem Lande einzuführen, Alles so durch Gesetze zu sichern, daß die Unterthanen zur Zeit eines rechtlich erworbenen Friedens ohne die geringste Gefahr leben können, damit er rühmlich den Zweck seiner Arbeit erreiche, der in einem guten Gewissen und Ruhe besteht. Denn solcher Herren hat es genug auf der Welt gegeben, die zur Zeit des Krieges zugleich mit ihren Unterthanen in hinreichend blühenden Umständen lebten; dann aber, als der Frieden kam, ging Alles zu Grunde, die Unterthanen wurden sittenlos, und der Herr verlor seine Würde und seinen Glanz, wie das Eisen, wenn man aufhört damit zu arbeiten. Dieß geschah aus keinem andern Grunde, als weil zur Zeit des Friedens nicht die Ordnung herrschte, wie sie nöthig war, weil die Menschen jene Freiheit, die sie im Frieden erlangt hatten, nicht zu ihrem Wohle zu benützen verstanden. Für einen Herrscher ziemt es sich nicht besonders, die Sorge dafür zu unterlassen, daß endlich der Krieg ein Ende nehme. Andere Könige aber halten es für

ihre erste und vornehmste Pflicht, sich um die Unterwerfung ihrer Grenznachbarn zu bemühen, darum richten sie Leute ab auf Freibeuterei und andere Grausamkeiten und belohnen sie nicht nur durch Ehrenzeichen, sondern auch durch den Namen eines braven Mannes; denn den nennen sie einen tugendhaften Mann, einen redlichen Diener, der die meiste Beute macht. Daher rührte jene Sitte bei den alten Tartaren, daß aus dem Becher, den Einer dem Andern beim Mahle zum Rundtrank darreichte, keiner zu trinken gewürdigt wurde, der nicht mit eigener Hand einen Feind erlegt hatte, und bei anderen Nationen galt das Herkommen bei Leichenbegängnissen, daß so viele hohe Säulen aufgestellt wurden, als der Bestattete Menschenleben gemordet hatte. Alles dieses und dem ähnliche Dinge wurden darum ausgesonnen, um tapfere Männer zu haben, vermittelst deren man zur Herrschaft über Andere gelangen könne. Es entspricht nicht dem Naturgesetz, daß sich Jemand zum Nachtheil eines Andern nach etwas sehnen sollte, was er nicht gern gegen sich angewendet sähe. Daher wird ein Gesalbter des Herrn oder ein Machthaber darnach streben, daß seine Untergebenen tapfer seien, nicht um weithin zu herrschen, sondern um sich und seine Untergebenen gegen die Feinde zu schützen, die ihn zu unterjochen oder ihm Unrecht zuzu-

fügen beabsichtigen, oder auch um böse Könige, Tyrannen und Fürsten zu verdrängen und zu vertreiben, und diejenigen in Gerechtigkeit zu beherrschen, die unter jenen in Elend und Sklaverei lebten, oder endlich um jene Menschen zu knechten, die wegen ihrer bösen Natur die Knechtschaft verdienen, jedoch in der Absicht, damit sie von selbst unter einer guten Regierung des Friedens, der Ruhe und des Glücks theilhaftig zu werden sich bestreben. So sollen wir auch alle Gesetze darnach einrichten und so handhaben, daß die Behörde böse Menschen strafe, nicht aus Haß, sondern damit sie nicht mehr böse seien und den guten durch Störung des allgemeinen Friedens nicht schaden. Es verdiente wahrlich kein Lob, wenn die Menschen nur zur Zeit des Krieges (der an und für sich schlimm ist) durch Thätigkeit, Wachsamkeit und Tapferkeit ihrer Pflicht genügten, aber zur Zeit des Friedens (der an und für sich gut ist) aus Dummheit und Nichtswürdigkeit die gute Zeit nicht zu benützen wüßten. Wie die Menschen also zur Zeit des Krieges sich mit nützlichen und nothwendigen Tugenden rüsten sollen, um zum Frieden zu gelangen, der das Ende des Krieges ist, so sollen sie auch im Frieden, um zur Ruhe des Gemüths zu gelangen, die das Ziel des Friedens ist, rechtschaffene Tugenden an-

wenden; denn das Wohl des Menschen erwächst aus der Rechtschaffenhheit, und so werden die Untergebenen tugendhaft sein und der Herrscher wird weit mehr an ihnen zu loben und zu belohnen, als zu tadeln und zu strafen finden. Das wird dann eine glückliche Regierung sein, denn ein guter Herrscher wird seine tugendhaften Untergebenen nicht strenge, wie Sklaven, sondern sanft und mild, wie ein guter Vater seine guten Kinder behandeln.

Hierauf sprach Dersniak: Ich möchte gerne wissen, Herr Wapowski, was für Tugenden zur Zeit des Kriegs, und was für zur Zeit des Friedens nützlich und nothwendig sind.

Wapowski antwortete: Alle sind gut und nützlich, denn sie zielen auf ein gutes Ende. Doch kommt zur Zeit des Krieges viel an auf jene vernünftige Kühnheit, die aus einer hochherzigen Gesinnung hervorgeht, im Menschen die angeborne Angst und Besorgniß ausrottet und ihn so zu kräftigen vermag, daß er die Gefahr nicht nur nicht fürchten, sondern sogar verachten wird. Zu dieser Kühnheit muß die Ausdauer treten, eine im Kriege ebenfalls nothwendige Tugend, oder auch jene Geduld, der es eigenthümlich ist, die harten Schläge des Schicksals mit heiterer Miene zu ertragen. Es ziemt sich ferner,

daß man zur Zeit des Krieges alle die Tugenden besitze, die sich auf die Rechtschaffenheit beziehen, wie die Gerechtigkeit, Enthaltsamkeit und Mäßigkeit, aber noch weit mehr zur Zeit des Friedens; denn im Wohlsein, wenn das Glück den Menschen Alles zuführt und zutreibt, ändern sich dieselben in der Regel und werden ungerecht, unenthaltsam und unersättlich in ungeziemenden Vergnügungen. Darum sind denen, die im Frieden leben, diese Tugenden vor Allem nöthig, denn die Ruhe und der Müßiggang sind große Verderber der Menschheit. Deßhalb lebte das Sprüchwort im Munde der Alten: Willst du, daß dein Sklave oder Diener nicht verdorben werde, so gib ihm immer etwas zu thun. So sind jene ägyptischen Pyramiden darum erbaut worden, damit das Volk fortwährend in Thätigkeit sei; denn viel Gutes wird einem jeden zu Theil, der sich an die Arbeit gewöhnt. Es würden sich auch noch viele andere Tugenden finden, die einem guten Menschen nöthig sind; doch es sei hieran genug, denn wenn ich im Stande wäre, meinem Herrn eine Erziehung zu geben und ihn auf den guten Wegen, die hier von weitem gezeigt worden sind, zu den heiligen Tugenden zu führen, so würde ich, selbst wenn ich nichts mehr dazu fügte, schon jenes Ziel erreicht zu

haben glauben, das ein guter Hof=Cavalier vor Augen haben soll.

Hierauf sprach Dersniak: Da Ihr die Erziehung hier so oft erwähnt und gelobt, und uns zu verstehen gegeben habt, als sei das ein Hauptmittel, den Menschen tugendhaft zu machen, so möchte ich gern wissen, ob (um mich so auszudrücken) dieß Hofmeistern des Cavaliers damit anfangen soll, daß er dem Herrn solche Gewohnheiten beibringt, die ihn von selbst und unvermerkt tugendhaft leben lehren; oder ob der Hof=Cavalier gleich von vorne herein dem Herrn umständlich zeigen soll, was gut, was böse ist, indem er ihm das Eine so gründlich anpreist, das Andere so scharf tadelt, daß er sogleich das Gute ergreift und das Böse verläßt? Kurz ich möchte wissen, ob der Hof=Cavalier mit vernünftigen Beweisen beginnen oder die Tugend durch Angewöhnung dem Herrn einpflanzen soll?

Ihr wollt mich in eine lange Erörterung verwickeln, erwiderte Wapowski; damit Ihr jedoch nicht glaubt, daß ich deßhalb aufhöre, weil ich nicht Lust habe zu antworten, so sage ich also: Der Körper und der Geist sind zwei Dinge, und der Geist selbst zerfällt in zwei Theile; der eine Theil ist der, welcher die Vernunft, und der andere der, welcher den Willen umfaßt. Wie nun, wenn der

Mensch zu leben anfängt, die Natur immer zuerst den untergeordneten Theil, nämlich den Körper bildet, und der Geist erst später hineintritt, so bildet sich auch zuerst der untergeordnete Theil des Geistes, der den Willen in sich schließt, und erst dann tritt der Theil, der die Vernunft umfaßt, an's Licht. Deutlich sehen wir dieß bei den Kindern, die sogleich nach der Geburt verlangen können, was ihnen lieb, und darüber zürnen, was ihnen zuwider ist; und spät erst tritt die Vernunft hinzu. Darum muß man zuerst für den Körper Sorge tragen, und dann für den Geist; und zuerst für den Willen und dann für die Vernunft. Aber diese Sorge für den Körper soll nicht um des Körpers, sondern um des Geistes willen, und die für den Willen nicht wegen des Willens, sondern wegen der Vernunft unternommen werden. Denn wie die angeborne Vernunft durch die Belehrung vollkommener wird, so wird auch die angeborne Güte durch Gewöhnung vollkommen. Darum soll der Hof-Cavalier dem Herrn zuerst durch Gewöhnung die Tugenden einflößen; diese Gewöhnung wird den Willen und die Leidenschaften beherrschen und zum Guten wenden können, so lange, bis die Einsicht der Vernunft dazu kommt. Und hat der Hof-Cavalier dieß erreicht, dann erst sol-

len seine weisen Reden und das Begreifen und Verstehen von Seiten des Herrn das Angefangene vollenden; und wenn auch dieß Verstehen den Kopf nicht so schnell erleuchtet, so wird es doch so viel Gutes mit sich führen, daß der Mensch, der sich zuvor recht in tugendhaften Gewohnheiten geübt hat (worauf meiner Ansicht nach Alles ankommt), die Tugenden später um so vollkommener anwenden wird.

Bevor Ihr weiter geht, sprach Dersniak, möchte ich gerne von Euch erfahren, worin die Sorge für den Körper bestehen soll; da Ihr doch früher an ihn als an den Geist zu denken rathet.

Wapowski antwortete lächelnd: Fragt jene Herren da, die bei ihrer Erziehung fett geworden sind, denn ich, wie Ihr seht, bin nicht besonders beleibt; doch könnte man hierüber manches sagen, wie auch darüber, wenn man ein Weib nehmen soll, damit die Söhne den Vätern im Alter nicht zu fern oder zu nahe stehen; deßgleichen über die Uebung und Erziehung der Kinder von den Jugendjahren an bis zum männlichen Alter, damit ihr Körperbau wohlgebildet, gesund und kräftig sei.

Ich glaube, bemerkte Dersniak, in Betreff der Schönheit und des männlichen Wuchses möchte den Frauen jene Gemeinschaft und

Vermischung des Blutes sehr gefallen, wie sie Plato in seinen Büchern vorschlägt.

Es war beschlossen, fiel Kostka ein, daß Niemand mehr zum Nachtheil der Frauen etwas vorbringen solle.

Es ist hiermit nichts zum Nachtheil der Frauen gesagt, erwiderte Dersniak; im Gegentheil gereicht ihnen das, was ich sage, zur Ehre, nemlich, daß ihnen Das wohl gefallen würde, was Plato, ein so großer Mann, empfohlen hat.

Sprechen wir doch ein wenig darüber, sagte Myszkowski, ob es gut wäre, wenn ein König eine solche Ordnung nach der Ansicht des Plato einführte und sie strenge festsetzte. Doch vielleicht ist Herr Wapowski mit seiner Sache noch nicht zu Ende.

Wapowski antwortete: Was ich bisher gesagt habe, könnte schon einen hinreichend guten Herrn, nach den Bedürfnissen unserer Zeit, bilden; doch wollte man jedes Einzelne mit scharfem Auge betrachten, so ließe sich darüber noch Manches sagen.

Darauf versetzte Myszkowski: Seid nicht zu karg mit dem, was Euch nichts kostet, und sprecht Alles heraus, was ein Herr von der höchsten Würde zu lernen hat.

Wüßte ich nur so viel, fuhr Wapowski fort, als ich den Herrn lehren möchte! Unter andern Dingen wünschte ich, daß der Herr sich aus dem angesehensten Adel eine gewisse Anzahl weiser Männer wählte, um mit ihnen über Alles zu berathen; doch müßten diese nicht bloße Puppen sein, zum Schmucke Seiner Majestät, wie deren ein nordischer Kniaz eine große Anzahl hat, ohne jemals den Rath von irgend einem zu hören; sondern die Worte dieser Rathgeber müßten Gehör finden, und der Herr müßte ihnen die Freiheit geben, über Alles offen mit ihm zu sprechen, so daß man daraus sehen könnte, es liege ihm wirklich daran, die Wahrheit zu erfahren, und er liebe die Wahrheit und hasse denjenigen, der anders denkt und anders spricht, um zu gefallen, und so die Wahrheit unterdrückt. Auch würde ich es für angemessen halten, wenn der Herr sich einen zweiten kleinern Rath bildete, der nicht mit großen und wichtigen Dingen, sondern mit häuslichen und Nebenangelegenheiten sich beschäftigte. Ferner würde ich dem Herrn zeigen, daß es unter allen Bestrebungen, denen er sich für das Wohl seiner Unterthanen unterziehen soll, keine wichtigere gibt, als die, daß in seinem Lande überall Gerechtigkeit herrsche; darum müssen für die Gerichtshöfe weise, gute Männer gewählt werden und solche, deren Tugend unter den Menschen bekannt ist. Das ist die

wahre Weisheit, die nicht von der Tugend abweicht, denn sonst ist es keine Weisheit, sondern verderbliche Schlauheit. Wo diese vernünftige Tugend im Gericht nicht vorhanden ist, da ziehen schlechte Advokaten die Prozesse in die Länge, verdrehen die Verordnungen und Gesetze, schmälern das Recht und untergraben es; und die Schuld davon trägt kein Anderer, als derjenige, der unwürdige Menschen auf den Richterstuhl gesetzt hat. Auch das würde ich nicht unterlassen zu empfehlen, was die Gerechtigkeit einschließt: nämlich die Furcht Gottes und die heiße Liebe zu ihm; obgleich diese jeder Mensch besitzen soll, so doch am meisten der König und der Fürst, denn auf ihre Handlungen sieht Gott aufmerksamer, und sie sollen alle ihre Schritte und Tritte zu ihm, als zu dem sichersten Ziele richten; und obgleich sie Gott zu allen Zeiten verehren und lieben sollen, so sollen sie doch im Glücke dieß am meisten thun, und zwar darum, damit sie ihn im Unglück mit mehr Recht und Vertrauen um Gnade und Barmherzigkeit bitten können. Denn es ist nicht möglich, daß Jemand ohne die Hülfe Gottes sich oder Andere gut regieren könnte. Gott schickt bisweilen den Tugendhaften Glück, damit es sie aus der Gefahr reiße; und er schickt ihnen auch bisweilen Unglück, damit

der Mensch im Wohlleben nicht einschlafe, und er seines Herrn und der ihm von demselben verliehenen Einsicht nicht vergesse, denn diese wendet sehr oft das Unglück, wie ein guter Spieler, wenn seine Steine auf dem Brette nicht gut stehen, sich durch einen geschickten Zug zu helfen sucht. Auch dazu würde ich den Herrn ermahnen, daß er sich nicht mit eitlen Künsten befasse, sondern stets mit ernster Weisheit eine innige Liebe zu Gott und eine wahre Frömmigkeit verbinde, wodurch er Glück und Gott zu seinem Beschützer haben, und es ihm sowohl im Kriege als im Frieden gut ergehen müßte. Ferner möchte ich, daß ein Herrscher sein Vaterland und seine Unterthanen liebte und sie nicht in Knechtschaft hielte, damit sie nicht gegen ihn erbittert werden, woraus Aufruhr, Verschwörung und andere Uebel entspringen; aber auch nicht in zu großer Freiheit, damit er bei ihnen nicht in Nichtachtung falle, woraus Zügellosigkeit, Gottesverachtung, Uebertretung des Gesetzes, Ausgelassenheit, Räuberei, Diebstahl, Mord und oft der Verfall des ganzen Reiches hervorgeht. Endlich würde ich auch einem Fürsten zeigen, wie die Aemter nur nach der Würdigkeit eines Jeden zu vertheilen und wie sodann die Verdienste stets so reichlich zu belohnen sind, daß die Freigebig-

keit und die Belohnung eher über das Maß hinausgeht, als daß sie etwas nicht würdigen sollte. Benähme sich der Herr also, so würde er nicht nur die Liebe seiner Unterthanen besitzen, sondern man würde ihn fast vergöttern. Ein solcher Herr würde einer Leibwache von Fremdlingen, wie sie wohl die italienischen Fürsten zu halten pflegen, nicht bedürfen; denn seine eigenen Unterthanen würden von selbst zu ihrem eigenen Besten sein Leben bewachen und dafür gern zu sterben bereit sein. Auch für das allgemeine Recht würde ein Jeder wachen, wenn er sähe, daß der Herr selber es nicht übertritt, sondern im Gegentheil darüber wacht, es schützt und in vollem Maße bewahrt. In Folge dessen würden die Untergebenen zu der Ansicht gelangen, daß, wenn er auch einmal ein wenig über die Grenzen des Rechtes hinausginge, doch ein Jeder die Ueberzeugung haben würde, daß es der Herr zu einem guten Zwecke thue, und sein Befehl und sein Wille würde nicht in geringerer Achtung stehen, als ein von Alters her erprobtes Gesetz, und dadurch erst würde Alles in seinem Lande in das rechte Verhältniß kommen, die Guten würden sicher leben und nicht über Bedürfniß nach Reichthümern streben, und die Bösen würden es nicht können. Nichts Anderes hat das ungarische Reich von

Grund aus umgewälzt, als übermäßiger Reichthum und Unordnung; daher würde ich es für besser halten, wenn unter den Unterthanen der größere Theil weder zu reich noch sehr arm wäre. Denn der Reichthum bläht den Menschen in der Regel auf und macht ihn stolz und trotzig, die Armuth dagegen leichtsinnig und zum Verrath geneigt; in mäßigem Wohlstande aber leben die Menschen sicher, indem sie keinen Grund haben, einander zu beneiden, und Keiner gräbt dem Andern eine Grube. Ist die größere Zahl der Menschen von dieser Art, so werden sie unzweifelhaft zuverlässiger sein und sich weder von den Reichen noch von den Armen verführen lassen, gegen ihren Herrn oder gegen die Behörden sich zu verbinden und Unruhen im Lande zu erregen. Dieß also und dazu noch etwas Anderes möge der Herr als das einzige Heilmittel dagegen gebrauchen, daß die Unterthanen nicht nach Neuerungen streben oder sich einen neuen Herrscher wünschen, was sie in der Regel thun, um entweder ihre Lage zu verbessern, oder ihren Stand zu erhöhen, oder bei einer solchen Veränderung irgend einem Schaden oder Fall auszuweichen. Dieser böse Wille wächst mitunter theils durch Haß und Zorn wegen eines vom Herrn erlittenen Unrechtes oder einer Beleidigung, oder in

Folge seiner Habsucht, seines Stolzes, seiner Grausamkeit oder seines ausschweifenden Lebens; theils auch wenn der Herr durch seine Fahrläßigkeit oder dadurch, daß er sich der Wollust ergibt, bei ihnen seine Achtung einbüßt, so daß sie anfangen ihn gering zu schätzen. Dazu wird es aber nimmer kommen, wenn der Herr sich die Liebe und Gunst seiner Unterthanen erwirbt, und Beides wird er sich auf die Art erwerben, wenn er sie klug erhebt und mäßig bereichert, und wenn er, und sollte es auch mit einiger Strenge geschehen, dafür sorgt, daß böse und unruhige Menschen in seinem Reiche niemals zur Macht gelangen, indem er bedenkt, daß es leichter ist, solche Ruhestörer nicht wachsen zu lassen, als ihnen, wenn sie schon mächtig sind, die Hörner zu kürzen. Ich würde also dabei noch berühren, daß es dem Herrn gefallen möge, seine Unterthanen nicht in diese oder jene Unsittlichkeit verfallen zu lassen; möge er sie zu guten Sitten führen und von schlechten abbringen, namentlich von solchen, die sich nach und nach bei den Menschen einschleichen, denn diese sind wie ein geheimes Gift oder ein Pesthauch, indem sie die Leute so unmerklich tödten, daß man dem Uebel weder mit einem Heilmittel entgegenarbeiten, noch es eher erkennen kann, als im Augenblicke des

Todes, wo dieß Heilmittel keine Wirkung mehr hat. Ich wage sogar zu behaupten, daß die bösen Sitten der Einwohner eher Herrschaften und Königreiche verderben und vernichten, als ein mächtiger Feind, der das Land uit einem großen Heere angreift. Endlich würde ich den Herrn auch dazu ermahnen, daß er für ein ruhiges und sicheres Leben seiner Unterthanen sorge, und daß keiner an Geist, Körper, Gütern und Vermögen Schaden leide; aber wie der Geist des Menschen weit edler ist als der Körper, so sollen auch die Güter des Glücks und des Körpers nur darum erstrebt werden, daß der Geist, als der Herr von Allem, seine Rechte wahrnehmen könne. Je größer und reichlicher die Güter des Geistes sind, desto besser und nützlicher sind sie, während bei den Gütern des Glücks und des Körpers sich Alles anders verhält. Wären also die Unterthanen gut, wacker, würdig und der menschlichen Glückseligkeit auf Erden theilhaftig, so könnte der Herr, der über sie befiehlt, sich den König der Könige nennen. Denn das ist das größte Regiment auf Erden, unter dem tugendhafte Unterthanen in guter Ordnung und unter gutem Befehle stehen.

Meiner Ansicht nach, bemerkte hier Lupa, würde das kein großer Herr sein, der lauter

tugendhafte Unterthanen haben sollte, denn ihre Zahl ist gering.

Wapowski erwiderte: Wenn irgend eine Circe alle Unterthanen des türkischen Kaisers (obgleich ich nicht weiß, wie man diese Unterthanen nennen kann, da sie in harter Knechtschaft leben) in stumme Thiere verwandelte, so frage ich Euch, würdet Ihr jenen Herrn für einen großen Kaiser halten, wenn er auch über viele Millionen Thiere beföhle; ich weiß sicher, Ihr würdet ihn nimmer für einen Kaiser, sondern für einen Hirten halten. Aber den Hirten am Pradnik würdet Ihr für einen großen König halten, wenn sich seine ganze Heerde in Menschen, und zwar in solche Menschen, wie sie sein sollen, verwandelte und ihm unterthan wäre. Seht also, daß es nicht heißt, ein großer Herr sein, wenn man über eine unzählbare Menge Nichtswürdiger befiehlt; das aber heißt ein Herr sein, wenn man Leute, die dieses Namens würdig sind, wie viele es ihrer auch seien, unter seiner Gewalt hat.

Als hier Wapowski aufhörte, als hätte er seine Sache beendigt und wolle nicht weiter sprechen, sagte Boianowski: Es kann hier Niemand anders sagen, lieber Herr Wapowski, als daß Ihr in Eurer Rede jeden Punkt berührt, und daß die Lehre, die Ihr gegeben habt,

nützlich ist; wolltet Ihr aber Euren Herrn auf diese Art bilden, so würden Euch die Leute eher einen guten Magister nennen, als einen guten Hof=Cavalier, und Euren Herrn eher einen guten Vollstrecker des Gesetzes, als einen guten König. Indeß sage ich nicht, daß die Könige nicht die Pflicht haben sollten, dafür zu sorgen, daß ihre Unterthanen in Gerechtigkeit und Ordnung und guter Sitte leben; doch glaube ich, reicht es für sie hin, wenn sie dafür tüchtige und würdige Männer anstellen, denn ihre eigene Pflicht und ihr Amt ist schon weit höherer Art. Sollte ich mich also als einen so guten Hof=Cavalier fühlen, wie ihn jene Herren geschildert haben, und sollte ich dazu die Gunst meines Herrn besitzen, so würde ich ihn sicher nimmer zu bösen und schädlichen Dingen verleiten; wollte ich aber jenen guten Zweck erreichen, von dem Ihr sprecht und von dem auch ich behaupte, daß er der einzige Erfolg von den Bemühungen des Hof=Cavaliers sein soll, so würde ich zunächst darnach streben, daß mein König königlichen Herzens und Sinnes sei und in Allem Hochherzigkeit bewahre, indem er nichts Geringes und Niedriges unternimmt, und keine Kosten scheut, um seine Majestät und seinen Hof zu schmücken; ferner daß er scharfsinnig sei und thätig, wacker und kriegskundig, und

zwar letzteres in so hohem Grade, daß ihm in dieser Hinsicht Niemand gleich käme. Durch alles Dieses sollte er sich mit Glanz umgeben und Liebe und Ruhm gewinnen, so daß er bei Jedem, dem Höchsten wie dem Niedrigsten, in hoher Achtung und Würde stände. Ferner würde ich verlangen, daß diese Hoheit nicht drückend sei, sondern vermischt mit einnehmender Menschenfreundlichkeit, wie sie dem königlichen Stande zukommt; so daß sowohl der Fremde als auch der Eingeborne, jeder nach seiner Würde, das gnädige Gesicht und das liebevolle Auge des Herrn kennen lernte. Und darin sollte er so das rechte Maß treffen, daß ihm weder zu große Herablassung Unehre brächte, noch zu stolze Zurückhaltung ihn verhaßt machte. Noch würde ich dazufügen, daß er prächtig leben und Jedem freigebig mittheilen solle, nicht in kleinen Bissen, sondern mit voller Hand; denn bei freigebigen Herren ist (wie man sich ausdrückt) Gott der Herr Schatzmeister. Prächtige Mahlzeiten, Tanz und Wettkämpfe müßten häufig stattfinden; der Marstall müßte voll trefflicher Pferde sein, sowohl zum Bedürfniß des Krieges, als auch zum Vergnügen in Friedenszeit. Jagdvergnügungen aller Art und jede einem großen Herrn geziemende Belustigung müßten veranstaltet werden. Ich würde ihn auch dazu

bringen, daß er Bauten ausführte, und zwar solche von prächtiger Bauart und Größe: Paläste und Schlösser, sowohl zu seinem Ruhme bei Lebzeiten, als auch zum ewigen Andenken nach dem Tode. So machten es die alten Römer, von deren Bauten noch jetzt Ueberreste vorhanden sind, nicht nur in Italien, wie in Rom, Neapel u. s. w., sondern auch in anderen Ländern, — Ueberreste, bei deren Anblick wir sagen müssen, daß jene Männer einem unsterblichen Geschlechte angehört haben. Auch der große Alexander war nicht zufrieden mit dem Ruhme, den er sich durch die Eroberung der ganzen Welt mit Recht erworben hatte, sondern er baute überdieß in Aegypten die Stadt Alexandria, und in Indien Bucephalus; darauf noch andere Städte in verschiedenen Ländern. Zuletzt dachte er noch daran, wie er dem Berge Athos Menschengestalt geben könne; dieser in einen Menschen verwandelte Berg sollte in der Rechten eine große Stadt und in der Linken einen ungeheuren Becher halten, in den alle Flüsse, die auf dem Berge entspringen, zusammenströmen und erst von da in's Meer herab stürzen sollten, — ein großer und der Macht Alexanders wahrhaft würdiger Gedanke. So, glaube ich, Herr Wapowski, daß diese Dinge für einen wahrhaften König sich schicken und

ihn sowohl in Kriegs- als in Friedenszeiten berühmt machen, nicht aber daß er auf so viele Kleinigkeiten ein wachsames Auge habe und nur um Das kämpfe, was der Eroberung und Unterwerfung werth ist, oder was zum Wohle der Unterthanen dient; oder auch wo es gilt, einem benachbarten Herrn das Scepter zu entreißen, das jener schlecht und nicht geziemend führt; denn hätten die Römer und Alexander der Große, Hannibal und andere berühmte Könige und Feldherren alles Dieß berücksichtigen wollen, so würden sie nimmer zu jenem Ruhme und zu jener Höhe gelangt sein.

Wer diese Dinge, entgegnete Wapowski, nicht berücksichtigt hat, der hat nicht recht gehandelt; Ihr werdet aber bei größerem Nachdenken finden, daß es viele gegeben hat, die sie berüchsichtigten, besonders jene uralten Männer, wie Theseus und Herkules; ebenso werdet Ihr überzeugt sein, daß Procrustes, Sciron, Cacus, Diomedes, Antheus, Gerion schamlose Tyrannen waren, gegen die jene berühmten Helden unabläßig kämpften, bis sie sie ausgerottet hatten, und für diese Wohlthaten baute fast die ganze Welt, bedenkend, daß sie den Klauen dieses oder jenes Drachen entrissen sei, dem Herkules Tempel, und betete zu ihm und opferte ihm, wie einem

Gott. Denn wer Tyrannen vernichtet und ausrottet, erweist den Menschen so große Wohlthaten, daß er größere Belohnungen verdient, als sie die Menschen den Sterblichen zu verleihen pflegen. Und auch unter denen, die Ihr erwähnt, ist's nicht bekannt, daß Alexander seinen Untergebenen viel Gutes erwiesen hat? Zuerst brachte er gute Sitten unter sie und machte sie aus Thieren zu Menschen; dann baute er sehr prächtige Städte in Gegenden, wo man vorher kaum einen Menschen fand; endlich befestigte er Alles durch Verordnungen und Gesetze und verschmolz es durch Verwandtschaft und Freundschaftsbündnisse, so daß diejenigen glücklicher waren, die er im Kriege unterworfen hatte, als diejenigen, zu denen seine Fahnen nicht gedrungen waren. Denn die Einen lehrte er den Gottesdienst, die Andern den Ackerbau; diese eheliches Zusammenleben, jene Mitleid mit ihrem eigenen Blute, daß sie ihre alten Väter nicht mordeten, sondern sie, wie es sich geziemt, bis zum Tode verehrten. Und noch viele andere Dinge gibt es, die man zum Zeugnisse anführen könnte, daß die Niederlagen durch Alexander ihnen viel Nutzen gebracht haben. Doch lassen wir jetzt die alten Monarchen und wenden uns zu den jetzigen Königen. Was könnten sie für einen größern Ruhm, Ehre

und Nutzen erwerben, als wenn sie alle einmüthig einen Krieg gegen die Heiden unternähmen. Käme dieser Krieg zu Stande und würden nach der Besiegung der Heiden so viele Tausende von Türken und Saracenen aus dem Irrthum und der Finsterniß des Muhamedanismus zum Licht und zur Erkenntniß der wahren Christuslehre bekehrt, — sagt mir, würde das nicht zum Guten ausschlagen, sowohl den Unsrigen, welche gesiegt hätten, als auch jenen, die besiegt worden wären? Dann könnten auch die Türken das sagen, was Themistokles zu den Seinigen sagte, als er in der Verbannung sich am persischen Hofe in jeder Hinsicht wohl befand: Interieramus, o filii, nisi interiissemus; denn beim Verlust und bei einem solchen Unterliegen würde sich das Heidenthum wohl befinden. Doch dieß können wir wohl leichter wünschen als hoffen, und zwar wegen der schamlosen Habsucht der christlichen Herren, die es lieber wollen, daß das ganze Gottesvolk unterginge, als daß sie das Geringste von dem Ihrigen (oder nicht dem Ihrigen, denn auf der Welt hat Niemand etwas Eigenes), um sich zu einigen, aufgeben sollten. Wenden wir uns jedoch zu dem Früheren, so kann ich nicht anders sagen, als daß ich das, was Ihr erwähnt habt, für etwas sehr Großes und Wichtiges halte; doch

seid überzeugt, wird der Herr das nicht können, was ich ihm vorgeschrieben habe und nicht Alles auf die Tugend, wie auf seinen einzigen Zweck beziehen, so wird er es schwerlich verstehen, hohen Herzens, freigebig, gerecht und weise zu sein, und schwerlich wird er die Eigenschaften besitzen, die sich für ihn ziemen. Und ich möchte ihn aus keinem andern Grunde so beschaffen wissen, als damit er von diesen Eigenschaften einen guten Gebrauch mache. Denn wie nicht jeder ein guter Baumeister ist, wer baut, so ist auch nicht jeder wahrhaft freigebig, wer vertheilt. Die Tugend thut Niemanden Unrecht; aber es gibt Viele, die den Einen stehlen, was sie den Andern geben; solche sind dann freigebig aus fremdem Beutel. Andere geben denen, welchen sie nicht geben sollten; die sich aber in Noth befinden, und denen sie geben sollten, diese vernachläßigen sie. Es gibt auch solche, die mit einem gewissen Unwillen geben, woraus zu ersehen, daß sie, was sie thun, nur so aus Gnade und Barmherzigkeit thun, nicht aus angeborner Wohlthätigkeit. Man findet ferner Manchen, der sein Wohlthun nicht geheim hält, sondern alle Nachbarn zusammenruft, damit die ganze Welt seine Freigebigkeit sehe. Endlich gibt es Viele, die Alles auf ein Mal ausschütten, so daß sie ein ander

Mal nichts mehr zu geben haben, und doch muß man den Brunnen der Freigebigkeit so schonen, daß er immer Vorrath enthält. Darum muß man hierin, wie in andern Dingen, sein Benehmen nach jener Weisheit einrichten, welche die unzertrennliche Gefährtin aller übrigen Tugenden sein soll. Denn diese Tugenden liegen in der Mitte zwischen zwei Abgründen, so daß, wer es nicht versteht, leicht in einen von ihnen fällt. Denn wie du in dem Kreise, den du mit Kreide ziehst, nicht leicht den rechten Mittelpunkt (ich meine den rechten nach der Geometrie) findest, so ist es auch schwer, jene rechte Mitte zu finden, wo die Tugend zwischen Feuer und Wasser, zwischen Ueberfluß und Mangel, Zuviel und Zuwenig, liegt, wo wir uns ein Mal zu dem rechten, ein ander Mal zu dem linken Abgrund hinneigen. Davon überzeugt sich leicht ein Jeder bei Dingen, die ihm lieb oder zuwider sind; denn für Das, was ihm lieb ist, thut der Mensch oft, was sich nicht geziemt; um Dessen willen, was ihm zuwider ist, unterläßt er oft, wozu er verpflichtet ist; aber in Dem, was ihm lieb ist, irrt sich der Mensch am ehesten, denn das Liebliche und Angenehme beeinträchtigt die vernünftige Ueberlegung. Da es also schwer zu erkennen ist, wie weit man von der Mitte entfernt ist, wo die Tu-

gend wohnt, so soll ein Jeder sich von dem, wozu er sich geneigt fühlt, allmählig zurückziehen und sich zur entgegengesetzten Seite neigen, wie es Jene machen, die, wenn sie einen schiefstehenden Baum richten, ihn nach der entgegengesetzten Seite biegen; denn dadurch kommen wir der Tugend näher, die, wie ich gesagt habe, gerade im Mittelpunkte liegt. Und da sie nur auf Einem Punkte ist, so gibt es Vielerlei, wodurch wir davon abirren können, und nur Einen Weg gibt es, auf welchem der Mensch seiner Pflicht genügt; gerade wie die Schützen, die nach dem wilden Manne schießen, nur in Einer Richtung in's Herz treffen, auf tausend andern aber nicht nur das Herz, sondern die ganze Scheibe fehlen. So gibt es viele Herren, die in dem Streben, für Menschen gehalten zu werden, Vieles gegen die Sittlichkeit thun, in Folge dessen sie bei den Menschen in die größte Mißachtung verfallen. Andere dagegen wollen ihre Würde behaupten, beobachten aber dabei so wenig das rechte Maß, daß sie bei aller Welt in Schande gerathen. Auch solche findet man, die nach dem Ruhme streben, für tüchtige Redner gehalten zu werden, und sich daher mit ihrer Rede in Labyrinthe verlieren, mit neuen und gesuchten Redensarten aufputzen, und die ganze Rede, von Adam be-

ginnend, dergestalt breit ziehen und sich selbst so darin gefallen, daß sie die Leute vor Widerwillen nicht anhören können. Darum, Herr Boianowski, nennt die Dinge nicht Kleinigkeiten, die den Herrn in irgend einer Hinsicht zu bessern im Stande sind, seien sie auch so klein, wie sie immer wollen. Und wenn Ihr sagt, es würde einem Herrn aus meiner Schule eher begegnen, daß er ein guter Vollstrecker des Gesetzes, als ein wahrer König wäre, so sehe ich darin noch keinen Tadel meiner Lehre. Denn wer einen König recht loben und ihm einen angemessenen Beinamen geben wollte, ich weiß nicht, ob der einen bessern finden könnte, als diesen. Und so wünschte ich, wenn ich das Hofmeisteramt überkäme, daß mein Herr nicht nur alle Sorgfalt und alles Streben auf die Dinge richtete, die ich früher angeführt habe, sondern auch noch auf viel geringfügigere; ich wünschte, daß er wisse, wo einen der Schuh drückt, worin sich Jemand getäuscht hat, worin Jemand von einem Andern eine Beeinträchtigung erleidet, und vieles Andere, so viel er bei eifrigem Streben erfahren kann, ohne jemals einem einzigen Menschen zu viel zu vertrauen, Einem Alles aufzulegen und die ganze Gewalt in die Hand eines Einzigen zu geben und ihm die Zügel zu überlassen. Denn es

gibt keinen Menschen auf der Welt, der sich für Alles eignete und Alles verstände, und es erwächst bei weitem mehr Uebel aus dem Vertrauen, als aus dem Mißtrauen des Herrn, welches Mißtrauen bisweilen nicht nur nicht hindert, sondern oft sogar sehr fördert. Doch muß der Herr auch hierin Umsicht zeigen, und die Menschen kennen und wissen, wem er trauen darf, wem nicht. Ferner muß er wissen, wie ein Beamter sich in Dem, was er ihm anvertraut hat, benimmt, ob er Gnade oder Ungnade verdient. Auch soll er seine Unterthanen von Prozessen abhalten, und wenn sie sich in Prozesse einlassen, sie schnell durch ein Urtheil entscheiden, damit sie sich nicht häufen; oder auch soll er sie durch billige Vergleiche beilegen und Freundschaft unter uns stiften. Ferner wünschte ich, daß er allgemeine Einigkeit und Liebe unter den Unterthanen zu fördern suche, so daß, wie in einer wohlhabenden und ordentlichen Familie, in seinem Reiche Alles einig und ordentlich sei. Mäßiger Wohlstand und Ruhe möge herrschen, die Kaufleute nicht arm, die Handwerker geschickt sein, und dazu soll er sein eigenes Geld nicht schonen, ebensowenig zu allen andern Gaben, wo es noth thut, entweder Fremde zu ehren, oder unbemittelte Leute zu unterstützen. Hiezu füge ich noch,

daß in seinem Reiche keine unnützen Ausgaben gemacht und keine Verschwendung getrieben werde. Denn wenn es auch scheint, als hinge davon nichts ab, so behaupte ich doch, daß ein solcher Luxus das Reich vernichtet; darum würde ich den Herrn dazu bewegen, daß er kostbaren Gastmählern, großen Aussteuern, dem Putz der Weiber in Kleidern, Perlen und Edelsteinen eine Grenze setzte. Denn dieser übermäßige Putz ist nichts Anderes, als ein Aushängeschild ihres Verstandes, so daß ein Jeder leicht daraus schließen kann, wie es im Kopfe eines Weibes aussieht. Daraus folgt dann nicht nur das Uebel, daß sich eine über die andere erhebt (wie sie denn von Natur eitel sind) und das Vermögen des Mannes verschwendet, sondern leicht verkauft eine auch für ein Steinchen oder etwas Anderes, was zum Putz gehört, ihre Schamhaftigkeit, wenn sich nur einer findet, der sie kaufen will.

Ihr fangt da an, in Dersniak's und Boianowski's Lied einzustimmen, von den Frauen Schlechtes zu sprechen und mit Kostka in eine Fehde zu gerathen, bemerkte Myszkowski.

Die Sache dieser Herren gegen Kostka ist zu Ende, erwiderte Wapowski, und da ich sie nicht wieder anregen will, so füge ich kein

Wort mehr über die Frauen hinzu, sondern kehre zu meinem Herrn zurück.

Pah! sagte Dersniak, den könnt Ihr schon so lassen und zufrieden sein, wenn er so ist, wie Ihr ihn geschildert habt. Denn unzweifelhaft würde sich noch eher eine solche Hof-Dame finden, wie sie Kostka gezeichnet hat, als ein König oder Fürst mit solchen Eigenschaften, wie Ihr ihn haben wollt. Und so, fürchte ich, wird, wie jenen platonischen Staat, so auch einen solchen Herrn nimmer ein sterbliches Auge sehen.

Mögen dergleichen Dinge so schwer sein, wie sie wollen, versetzte Wapowski, so können wir sie doch immer hoffen, und weiß Gott, ob nicht in unserem Jahrhundert ein solches Glück auf die Erde herabkommt, daß unsere heutigen Könige weit besser werden und mein Portrait weit hinter sich zurücklassen. Das hatte ich, Herr Lubelski, über den Hof-Cavalier zu sagen in Betreff dessen, wie er seine Eigenschaften anwenden soll. Habe ich hierin auch keineswegs Alles geleistet (woran kein Zweifel ist), so begnüge ich mich doch damit, gezeigt zu haben, daß sich noch etwas zu den Vollkommenheiten hinzufügen ließ, die jene Herren aufzählten, und die Dieß und Alles, was ich noch hätte hinzufügen können, nicht aus Unkenntniß übergingen (denn ich weiß

recht gut, daß sie das weit besser können als ich), sondern weil es ihnen wahrscheinlich schwer fiel, länger zu sprechen. Darum trete ich zurück, damit sie ihre begonnene Sache zu Ende führen.

Ich glaube, dazu ist's jetzt noch nicht Zeit, sprach Lubelski, auch habt Ihr hier uns so treffliche Dinge gesagt, daß es Schade wäre, zu einem andern Gegenstande überzugehen.

Da sprach Kostka: Ich kann nicht umhin, Herrn Wapowski's Schlauheit aufzudecken, der sich jedenfalls, wie mir scheint, mit Herrn Dersniak und Boianowski gegen die Frauen verschworen hat und in zwei Dingen sehr im Irrthum ist: Das eine ist das, daß er den Hof=Cavalier weit über die Hof=Dame stellen will und also mit ihm über den Punkt hinausgeht, den die Hof=Dame nicht erreichen kann, indem er ihn über den Herrn selbst stellt, was sich durchaus nicht ziemt; das zweite ist, daß er ihm ein Amt übertragen hat, dem zu genügen es dem Hof=Cavalier immer schwer, ja bisweilen unmöglich sein wird; und wenn es ihm ja bisweilen gelingt, so kann er nicht mit dem Namen Hof=Cavalier benannt werden. Daß dieß wahr ist, seht Ihr aus Folgendem: Ein Gegenstand, der einen andern schwarz oder weiß macht, muß doch unfehlbar selber schwärzer oder weißer sein, wie ja auch

das Feuer immer heißer ist, als der Ofen, der die Hitze von ihm erhält. Ebenso muß der Hof=Cavalier, der seinen Herrn vollkommen tugendhaft machen soll, selber vollkommener sein, und wird darum auch von höherer Würde sein müssen, was durchaus nicht angeht. Was aber sein Amt als Hofmeister betrifft, so wird ihm der Hof=Cavalier nur dann einigermaßen genügen können, wenn er sich im Alter wenig von seinem Herrn unterscheidet, aber auch dann unter großen Schwierigkeiten, denn wo ein geringer Unterschied im Alter stattfindet, wird sich auch kein großer Unterschied in den Kenntnissen finden. Ist aber der Herr alt und der Hof=Cavalier jung, so kann es sich leicht treffen, daß der bejahrtere Herr den jungen Hof=Cavalier an Vernunft und Kenntnissen übertrifft, und wenn dieß auch nicht immer der Fall ist, so kann es doch häufig vorkommen, und dann wird der Hof=Cavalier seinem Amte unmöglich genügen können. Ist dagegen der Herr jung und der Hof=Cavalier alt, so wird er sich schwerlich die Gunst seines Herrn durch die Eigenschaften zu erwerben vermögen, die Ihr ihm auf den Vorschlag jener Herren beigelegt habt. Denn Wettrennen, Turniere, Fechterspiele und andere Belustigungen, die Kräfte erfordern, gelingen nur jungen Leuten; andere Dinge dagegen,

wie Musik, Tanz, Liebe sind bei einem bejahrten Manne eine größere Thorheit, als irgend etwas Anderes. Ueberdieß glaube ich, daß sich solche Vergnügungen für denjenigen, der seinen Herrn zu einem rechtschaffenen und sittlichen Leben führen soll (wozu es eines gesetzten und gewandten Mannes bedarf, der durch Alter und Erfahrungen erprobt ist, und womöglich ein guter Philosoph und ein tüchtiger Feldherr sein muß), durchaus nicht geziemen. Wer also das Amt hat, Tugendführer seines Herrn zu sein, dem gebührt nicht mehr der Name eines Hof=Cavaliers, sondern er verdient einen weit edleren und würdigeren Titel. Verzeiht, Herr Wapowski, daß ich Eure verborgene Meinung aufgedeckt habe; ich mußte es wegen meiner Hof=Dame thun, die Ihr erniedrigen und gegen den Hof=Cavalier herabsetzen wollt, was ich unter keiner Bedingung zugebe.

Wapowski antwortete: Es würde eine größere Ehre für die Hof=Dame gewesen sein, wenn Ihr sie so hoch erhoben hättet, daß sie dem Hof-Cavalier an Würde gleichgekommen wäre, als daß Ihr den Hof=Cavalier so erniedrigen wollt, daß er nichts vor der Hof=Dame voraushaben soll. Denn es würde es ihr Niemand wehren, auch ihrerseits für ihre Herrin eine Führerin zum Guten zu sein, wie es der

Hof=Cavalier für seinen Herrn ist. Ihr strebt aber mehr darnach, den Hof=Cavalier herabzusetzen, als die Hof=Dame zu erheben; darum bleibt auch mir nichts weiter übrig, als die Partei des Hof=Cavaliers zu ergreifen. Um also auf Das einzugehen, was Ihr mir aufgegeben habt, so sage ich, daß ich niemals behauptet habe, die Vollkommenheit des Hof=Cavaliers allein solle den Herrn vollkommen machen. Denn wäre der Herr nicht von Natur zum Guten geneigt, so würde alle Mühe des Hof=Cavaliers vergebens sein; sowie auch das eine überflüssige Arbeit sein würde, wenn Jemand guten Weizen auf reinen Sand säen wollte, denn die natürliche Unfruchtbarkeit dieses Bodens würde ihn nicht aufgehen lassen. Kommt aber auf einen guten Boden ein guter Wirth und bearbeitet den Acker, wie sich's gehört, und ist überdieß die Witterung nicht nachtheilig, sondern warm und feucht, wenn es Noth thut, so muß unzweifelhaft ein gutes Wachsthum erfolgen. Und doch wird nicht der Bebauer allein die Ursache des Wachsthums sein (obgleich ohne ihn Wärme und Regen oder etwas Anderes wenig helfen wird), sondern alles Das zusammen, was der Acker bedarf. Nun gibt es viele Herren auf der Welt, die viel Früchte hervorbringen könnten, wenn sich ihrer nur ein guter Wirth annähme.

Und von diesen Herren spreche ich, nicht von jenen, welche, wie ein unfruchtbarer Acker, von Natur so wenig geeignet sind, gute Sitten anzunehmen, daß kein noch so großer Fleiß, keine noch so große Mühe sie auf den Weg des Guten zu führen vermöchte. Und da (wie ich früher gesagt habe) aus Dem, woran sich Jemand gewöhnt hat, eine Gewohnheit wird, und die Tugend vom Handeln abhängt, so muß der Hof=Cavalier den Herrn nothwendig zu Tugenden leiten können, z. B. zur Gerechtigkeit, Freigebigkeit und zu andern; diese Tugenden wird der Herr in Folge seiner Macht leicht ausüben können, und sie werden ihm zur Gewohnheit werden, während der Hof=Cavalier nicht die Macht besitzt, sie anzuwenden. Daher kann der Herr, zur Tugend gewöhnt, vollkommener werden, als der Hof=Cavalier; trotzdem aber, so wie der Wetzstein selber nicht scharf ist, während er das Eisen schärft, ist dieß nicht so zu verstehen, daß, wenn der Hof=Cavalier den Herrn zur Tugend führen soll, er selber an Würde höher stehen müsse, als der Herr. Was Ihr ferner in Betreff dieses Amtes sagt, daß es dem Hof=Cavalier nicht nur immer schwerer, sondern bisweilen sogar unmöglich sein werde, ihm zu genügen, daß er hingegen, wenn es ihm gelänge, nicht den Namen eines Hof=Cavaliers

verdiene, sondern einen weit edleren, so erkenne ich diese Schwierigkeit an, denn es ist nicht minder schwierig, einen so vollkommenen Hof=Cavalier zu finden, als diesem Amte zu genügen; aber die Unmöglichkeit sehe ich nicht ein, auch nicht einmal in dem Falle, den Ihr anführtet. Denn wenn der Hof=Cavalier so jung ist, daß er die ihm vorgezeichneten Pflichten selbst nicht erfüllen kann, so haben wir darüber weiter kein Wort zu verlieren, weil er dann nicht der Hof=Cavalier ist, den wir suchen. Es ist aber auch nicht möglich, daß derjenige noch sehr jung sein könnte, der so viel wissen soll. Für den Fall jedoch, daß der Herr selber so weise und gut sein sollte, daß er des fremden Rathes und der Ermahnung durchaus nicht bedürfte (doch wird es ein großes Wunder sein, wenn sich ein solcher findet), wird sich der Hof=Cavalier dabei begnügen, daß er im Stande ist, seinen Herrn, wenn sich das Bedürfniß zeigen sollte, vollkommener zu machen; in der andern Hinsicht aber wird er seine Pflicht erfüllen, nemlich darin, daß er darauf sieht, daß der Herr nichts übergeht, daß ihm die Wahrheit nicht verborgen bleibt; ferner wird er nicht zulassen, daß Schmeichler, Schwindler und andere schlechte Menschen, die dem Laster ergeben sind, den Herrn zur Unsittlichkeit verführen und ihn

verderben. Auf diese Weise wird er seinem Amte zum großen Theile genügen; und thut er's nicht nach seiner ganzen Ausdehnung, so ist er nicht daran schuld, sondern die Tugend seines Herrn und dessen Rechtschaffenheit, die keiner Ermahnung bedarf. So wie ein Arzt, der unter lauter Gesunden wohnt, wenn er auch Niemanden gesund macht (denn es ist schwer, da einen gesund zu machen, wo Niemand krank ist), dennoch schon dadurch seinem Amte genügt, daß er es, so weit es von seiner Kenntniß abhängt, in seiner Macht hat, Jemand gesund zu machen, der in eine Krankheit fallen sollte; so wird auch der Hof-Cavalier, welcher bei einem Herrn dient, der aller Tugenden voll ist (und das ist der Hauptzweck des gesammten Strebens des Hof-Cavaliers, wie der Hauptzweck aller Aerzte die Gesundheit der Menschen ist), seinem Amte genügen, wenn er so viel versteht, daß er im Stande ist, seinem Herrn durch weise Ermahnungen das zu verleihen, was der Herr schon an und für sich hat. Sollte aber der Hof-Cavalier auch schon so alt sein, daß ihm weder Tanz, noch Musik, noch andere derartige Belustigungen ziemten, so ist dennoch die Möglichkeit vorhanden, sich dadurch die Gunst seines Herrn zu erwerben, denn wenn die Jahre es auch unmöglich machen, diese Dinge auszuüben, so

machen sie es doch nicht unmöglich, sie zu verstehen. Und wenn sie Jemand in seiner Jugend getrieben hat, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß er, wenn er in die Jahre kommt, die den menschlichen Verstand schärfen und vervollkommnen, sich noch weit besser darauf verstehen, als früher, und seinen Herrn darin weit besser wird belehren können, als ein Anderer. Und so wird ein alter Hof-Cavalier, obgleich er selbst für seine Person diese Dinge nicht mehr ausüben kann, eben dadurch seinen Zweck erreichen. Wollt Ihr ihn aber keinen Hof-Cavalier nennen, so bin ich darüber nicht böse. Gott hat den Aemtern und Würden nicht so scharfe Grenzen gesetzt, daß es nicht aus dem Einen in das Andere einen Uebergang geben sollte, denn aus einem Lieutenant wird ein Hauptmann, aus einem Edelmann ein Fürst, aus einem Fürsten ein Bischof, aus einem Schüler ein Meister, und so ändert sich mit der Würde der Mann. Leicht könnte man daher auch sagen: Das letzte Ziel eines vollkommenen Hof-Cavaliers ist, dadurch, daß er seinen Herrn zum Guten und Edeln führt, in dieser Hinsicht bei ihm Hofmeister zu werden, obgleich ich nicht weiß, warum Jemand den Titel eines vollendeten Hof-Cavaliers verachten sollte, der meiner Ansicht nach sehr ruhmvoll ist. Mir scheint, daß

Homer, wie er zwei Personen der Nachwelt als Muster aller Vollkommenheit geschildert hat: die eine als Muster der Tapferkeit, den Achilles, die andere als Muster der Geduld und Ausdauer, den Ulysses, so uns auch das Bild eines vollkommenen Hof-Cavaliers in der Person des Phönix geben wollte, der dem Achilles folgende Ermahnung gibt: Dein Vater Peleus hat mich dir darum beigesellt, daß ich dich reden und handeln lehre; und nachdem er ihm seine unglückliche Liebe, in die ihn seine Mutter verwickelt hatte, und den Fluch des Vaters und wie er in Peleus Haus gekommen, erzählt, fügt er hinzu: So groß, wie du bist, hat dich kein Anderer gemacht, als ich. Diese Worte bezeichnen nichts Anderes, als jenes Amt, jenen Zweck, jenes Ziel, welches der Hof-Cavalier erreichen soll. Ich glaube, weder Plato, noch Aristoteles würden sich dieses edeln Namens geschämt haben, denn es ist offenbar, daß sie das thaten, was einem vollkommenen Hof-Cavalier zukommt, der eine, indem er Alexander den Großen, der andere, indem er die sicilischen Könige unterrichtete. Und da es die Pflicht eines rechten Hof-Cavaliers ist, die Natur seines Herrn und seine Neigungen zu kennen und demgemäß nach Zeit und Gelegenheit und auf Wegen, die ihm sicher scheinen, sich seine

Gunst zu erwerben und dann ihn zur Tugend zu führen, so kannte Aristoteles Alexanders Natur so gut und wußte sie so zu benützen und sein Vertrauen zu gewinnen, daß ihn Alexander mehr ehrte und liebte, als seinen eigenen Vater, und unter andern Zeichen der Gnade Alexanders (deren es sehr viele gibt) ist auch das nicht das geringste, daß Stagira, die Vaterstadt des Aristoteles, nach ihrer Zerstörung wieder aufgebaut werden mußte. Abgesehen davon, daß Aristoteles den Alexander zu einem so ruhmvollen Ziele führte, nemlich daß die ganze Welt wie ein Vaterland sein, daß die Menschen durch Einen Glauben, Einen Namen, Eine gegenseitige Liebe verbunden, unter Einem Herrn und Einem Gesetz stehen sollten, welches alle Welt erleuchtete wie das Sonnenlicht; abgesehen davon vervollkommnete er ihn noch dergestalt in den Naturwissenschaften und in allen Tugenden, daß er überaus weise, äußerst tapfer, sehr enthaltsam und ein wahrer Philosoph aus der Zahl derer war, die uns recht leben lehren; denn es kann keine größere Philosophie geben, als Menschen von so thierischen Sitten, wie es die Bewohner von Indien, Baktrien, von der Tartarei, im Kaukasus und anderswo waren, zu einem vernünftigen Leben zu führen, jene berühmten Städte in entlegenen

Ländern zu bauen, durch eine wohleingerichtete Gesetzgebung die zerstreut lebenden Menschen zu versammeln und aus Thieren zu Menschen zu machen, sie die Ehe und den Ackerbau zu lehren, und ihnen die Ueberzeugung beizubringen, daß es sich nicht geziemt, Menschen zu morden, dem Nächsten sein Gut zu rauben, den Vater nicht zu ehren: zu allem Diesem vermochte Aristoteles seinen Herrn, den Alexander, indem er wirkte, wie es einem wahren Hof-Cavalier zukam. Da Klisthenes Dieß nicht verstand und nicht that, was ihm Alexander befahl, sondern ihm die Wahrheit offen und scharf sagte, ohne sie in jenes höfische Gewand zu kleiden, wodurch die Wahrheit, ein bitteres Ding, versüßt wird, mußte er frühzeitig sein Leben lassen und richtete bei Alexander nicht nur nichts aus, sondern brachte ihn sogar bei der Nachwelt in einen üblen Ruf. Dem Plato verhalf einzig und allein sein höfisches Benehmen dazu, den Dion von Syrakus zur Tugend zu führen. Als aber später die Herrschaft auf den Tyrannen Dionysius überging und Plato bei seiner Rückkehr nach Sicilien diesen so fand, wie ein schlecht geschriebenes Buch, das eher die Vernichtung als die Verbesserung verdient, und da er es für eine Unmöglichkeit hielt, ihn von der Grausamkeit, in die er seit langer

Zeit versunken war, abzubringen, so wollte er seine hohe Bildung und seine feinen Manieren nicht mehr zu seiner Besserung anwenden, denn er sah ein, daß all' sein Bemühen vergebens sein würde. So soll auch unser Hof-Cavalier handeln, wenn er bei einem so von Grund aus verdorbenen Herrn lebt, in welchem das Laster bereits dermaßen eingewurzelt ist, daß er jenem Kranken gleicht, den die Schwindsucht nicht mehr zu Kräften kommen läßt. Denn will er sich nicht die Ungnade seines Herrn zuziehen und die Last fühlen, die Diejenigen tragen, die bösen Herren dienen, so muß er sich so schnell als möglich von ihm trennen.

Als Wapowski hier ein wenig inne hielt, sprach Boianowski: Ich hatte in der That nicht erwartet, daß unser Hof-Cavalier zu so hohen Ehren gelangen sollte: da aber Plato und Aristoteles zu seiner Zunft gehören, so sehe ich nicht, wie man noch an dem Namen mäkeln sollte. Nur habe ich noch darüber einen kleinen Zweifel, ob Plato und Aristoteles jemals getanzt, auf der Laute gespielt, oder ritterliche Uebungen getrieben haben.

Ich weiß nicht, erwiderte Wapowski, wie es einem Andern geht, aber mir will es nicht in den Kopf, daß jene beiden mit so göttlichem Verstande begabten Männer nicht Alles

sollten gekonnt haben. Daher können wir annehmen, daß sie Alles thaten, was ein vollendeter Hof=Cavalier thun soll. Denn wo sie nur Gelegenheit haben, darüber zu schreiben, schreiben sie so darüber, daß selbst diejenigen, die sich mit diesen Dingen brüsten, offenbar einsehen, daß jene Alles von Grund aus, bis auf die geringste Kleinigkeit, verstanden haben. Und so wäre es eine überflüssige Einwendung, wenn Jemand behaupten wollte, dem Hof=Cavalier oder Hofmeister (wie ihn die Herren genannt wissen wollen), der Alles zum guten Ende führt, wären jene Eigenschaften, die ihm jene Herren beigelegt haben, hinderlich, zugleich der ernsteste und sittenreinste Philosoph zu sein; denn jene Eigenschaften sind der Einsicht, Kenntniß, Tugend und Rechtschaffenheit des Menschen in keinem Alter, zu keiner Zeit, an keinem Orte entgegen.

Mir fällt ein, sprach Boianowski, daß jene Herren, als sie vorgestern die Vorzüge und Eigenschaften des Hof=Cavaliers aufzählten, auch verlangten, er solle durch die Liebe unterhalten können; da aber aus dem Gesagten hervorzugehen scheint, daß der Hof=Cavalier, der seinen Herrn durch sein Benehmen, durch Rechtschaffenheit, Wahrhaftigkeit und Gewandtheit zur Tugend führen soll, alt sein müsse

(denn sehr selten kommt Verstand und Kenntniß vor den Jahren, namentlich in Dingen, die man nur durch Erfahrung lernt), so weiß ich nicht, wie ihm das Cour=Machen anstehen wird, da (wie hier gesagt wurde) die Liebe in einem alten Körper keine Statt findet; und wenn jener greise Hof=Cavalier Aristoteles Alles, was junge Leute beim Cour=Machen zu ihrem Ruhme anwenden, vorbringen und sich so verliebt stellen sollte, wie wir das an der Jugend sehen, so würde er leicht für verrückt gelten, und nicht nur, daß er vergessen würde, seinen Herrn zu ermahnen, er würde auch, in Folge einer solchen Dummheit, zum Gelächter werden, und einige Frauen würden sich vor ihm ekeln, andere würden, statt eines bessern Gewinnes, Komödie mit ihm spielen.

Darauf antwortete Wapowski: Wenn alle übrigen angegebenen Eigenschaften einem Hof=Cavalier ziemen, wenn er auch alt ist, so sehe ich keine Nothwendigkeit, daß ihm die Liebe, die andere Leute für eine Glückseligkeit halten, genommen werden müßte.

Im Gegentheil, sprach Boianowski, wenn ihm die Liebe genommen wird, so wird er um eine Stufe vollkommener sein und glücklicher leben, ohne jenen Kummer und jene Sorgen, Sehnsucht und Schmerzen und andere Unbequemlichkeiten, deren die Liebe voll ist.

Herr Boianowski, fiel hier Kryski ein, ich weiß nicht, ob Ihr noch daran denkt, was heute vor vier Tagen Wapowski bei seinem Spiel sagte, daß er Leute kenne, die Kummer und Streit mit ihrer Dame für etwas besonders Angenehmes halten; geriethe also unser Hof-Cavalier trotz seines Alters in eine Liebe, die Süßigkeit ohne Bitterkeit enthielte, so würde er ja keinen Kummer, keine Sorgen und keine Schmerzen fühlen; und wäre er (wie von Anfang an angenommen wurde) weise, so würde er sich nicht in Dinge einlassen, die allein für die Jugend gehören, sondern auf eine Art lieben, die ihm nicht nur keine üble Nachrede bereiten, sondern ihm im Gegentheil Ehre und Ergötzlichkeit gewähren würde, was einem jungen Menschen selten oder nie begegnet. Und so würde er auch seinen Herrn nicht vernachlässigen noch vergessen, ihn zu ermahnen, oder gar zum Gelächter werden.

Da sprach Lubelski: Es ist mir lieb, Herr Kryski, daß Ihr Euch gestern und vorgestern im Reden wenig abgemüdet habt; darum gebe ich Euch um so unbesorgter den Auftrag, den Hof-Cavalier diese glückliche Liebe zu lehren. Denn dieß wird für ihn so nothwendig und nützlich sein, wie irgend eines der früher erwähnten Dinge; und so habt also die Güte, diese Arbeit zu übernehmen.

Was ich sagte, erwiderte Kryski, ging aus Wapowski's Rede hervor, der die glückliche und kummerlose Liebe in seinem Spiele erwähnte, und darum kann er gründlicher darüber sprechen, als ich.

Ich habe gesagt, entgegnete Wapowski, daß ich Leute kenne, die sich die Bitterkeit der Liebe zu versüßen wußten; ich habe aber nicht gesagt, daß ich das lehren könnte; im Gegentheil suchte ich dieß Spiel darum aus, um von einem der Herren darüber belehrt zu werden. Da Euch also Herr Lubelski den Auftrag gegeben hat, darüber zu sprechen, so weiß ich nicht, ob Ihr recht daran thut, es abzulehnen und seinen Auftrag nicht zu erfüllen.

In der That, Herr Kryski, sprach Lubelski, Ihr werdet doch nicht der Erste sein, gegen den ich meine Macht in ihrer ganzen Ausdehnung in Anwendung bringen soll.

Soll das so ausgelegt werden, antwortete Kryski, als wollte ich Eurem Befehle ungehorsam sein, so will ich mich weder hierin, noch in einer andern Sache weigern. Soll ich aber beweisen, daß alte Leute nicht nur tadellos, sondern sogar glücklicher lieben können, als junge, so muß ich mich ein wenig über die Sache verbreiten dürfen, um den Ausdruck Liebe zu erklären, was an ihr ist,

und worin die Glückseligkeit besteht, welche die Liebenden genießen können; und ich bitte, mich aufmerksam anzuhören, denn ich habe die Absicht darzuthun, daß es den alten und jungen Herren, die hier anwesend sind, anständig ist, zu lieben. Zuerst nun müßt Ihr wissen, daß die Liebe nichts Anderes ist, als das Verlangen nach Schönheit; Schönheit aber ist nicht nur die, welche in schön geborenen oder zusammengesetzten oder gemachten Dingen ihre Stelle hat, sondern auch unsere mit Tugenden geschmückte Seele ist außerordentlich schön, und harmonische Töne und Klänge haben auch ihren besondern Reiz, so daß es eine dreifache Schönheit auf der Welt gibt, und jede aus der Güte Gottes entspringt: die eine die der sichtbaren Dinge, die wir mit Augen sehen, und zwei der unsichtbaren, von denen wir die eine mit den Ohren, die andere mit dem Geiste wahrnehmen. Wenn wir nur mit dem Geiste, mit dem Gehör oder dem Gesicht die Schönheit genießen können, die Liebe aber nichts Anderes ist, als das Verlangen nach Schönheit, so ist die Liebe unzweifelhaft immer auf den Geist, auf Auge und Ohr beschränkt, und bedarf keiner andern Sinne, um die Schönheit zu genießen. Daß aber der Mensch in der Regel weiter geht und die menschliche Schön-

heit, die auf der harmonischen Bildung der Glieder beruht, nicht bloß mit den Augen, sondern auch mit andern Sinnen genießen will, daran ist nicht die Liebe schuld, sondern die Sucht nach Befriedigung sinnlicher Begierden, welches die Menschen mit den Thieren gemein haben, und welche Sucht bisweilen so mächtig ist, daß sie die Stimme der Vernunft übertäubt. Wer sich einer solchen Sucht hingibt und die Schönheit, diesen Strahl der göttlichen Güte, zu beflecken beabsichtigt, indem er der Meinung ist, es sei die größte Glückseligkeit und Beruhigung des Gemüthes, die Lust mit allen Sinnen zu genießen, der findet, wenn er dazu gelangt, seine Leidenschaft zu befriedigen, Alles anders, als er geglaubt hat. Denn er fühlt jene vollkommene Lust, die er hoffte, nicht nur nicht, sondern es wird ihm entweder das zum Ueberdruß, was er liebte, oder er verharrt in dieser Sucht, wie früher; und das Bißchen Lust, was er genossen hat, wird eben eine solche Lust sein, wie sie ein Kranker empfindet, dem es träumt, daß er aus einem großen Becher trinke, während er beim Erwachen eben so durstig ist, wie früher. Eine solche Liebe nun ist die allerunglücklichste; denn ein Jeder, der sie fühlt, erreicht entweder seinen Wunsch nicht, oder wenn er ihn erreicht, so erwächst

ihm alles Böse daraus, und er hilft einem Uebel dadurch ab, daß er noch ein größeres Uebel als das erste, gewinnt. Von Anfang bis zu Ende findet sich in einer solchen Liebe nichts als Schmerz, Plage und Kummer, so daß Niemand blasser, Niemand elender und trauriger aussieht, Niemand häufiger seufzt, weniger spricht, mehr weint, als einer, der so liebt. Und an diesem ganzen Uebel sind unsere Sinne schuld, die in jungen Jahren eine große und gewaltige Macht besitzen. Denn jene Geilheit, die aus dem jungen und hitzigen Blute erwächst, gibt den Sinnen eben so viel Macht, als sie der Vernunft nimmt. Und so läßt sich unser Geist ganz leicht von den Begierden verführen; denn da er im Körper gleichsam wie in einem finstern Gefängnisse wohnt und wahrhaft ein Gefangener ist, und es für seine Pflicht hält, dem Körper zu gehorchen, so kann er alsdann nicht die Dinge durchschauen und durch sich selbst die Wahrheit erkennen. Er hängt also ganz von den Sinnen ab, glaubt ihnen, ist ihnen unterthan, und folgt ihnen, wohin sie wollen; zumal wenn sie so viel Macht und Stärke besitzen, daß sie den Armen fast wie einen Feind unterjochen. Und da seine Gebieter, die Sinne, selber falsch sind, so erfüllen sie ihn auch mit Falschheit und Irrthümern. Daher kommt es, daß junge Leute fast immer nach dieser materiellen Liebe trachten, die der Vernunft durchaus zuwider ist, und sich also der Glückseligkeit unwürdig machen, welche die Liebe ihren Freunden gewährt; aber auch in jener unsittlichen Liebe finden sie keine Lust, es sei denn die der unvernünftigen Thiere, während die Bitterkeiten dieser Liebe unermeßlich sind.

Wenn Dieses sich nun so verhält, wie wohl jeder von den Herren klar einsieht, so wird dagegen Alles ganz anders, sobald die Menschen in die reiferen Jahre kommen, wo das Blut sich abzukühlen und die angeborne Geilheit nachzulassen anfängt. Wenn solche Leute von gesetzterem Alter sich in eine Schönheit verlieben, und ihr ihre Neigung, die durch die Vernunft geleitet wird, zuwenden, so werden sie sicher nicht verfehlen, einen wahren Genuß von der Schönheit zu haben, und wenn sie sie genießen, so muß ihnen alles Gute daraus erwachsen; denn die Schönheit ist etwas Gutes und daraus folgt, daß die wahre Liebe der Schönheit etwas sehr Gutes und Heiliges ist und den Menschen stets lobenswerthe Erfolge bereitet, welche die Ausgelassenheit ihrer Sinnenlust mit dem Zaume der Vernunft zügeln, was dann einem Alten weit leichter als einem Jungen gelingt. Doch

verstehe ich hier unter einem Alten nicht einen, der sich nicht mehr regen kann, indem das Blut schon erkaltet, die innern Gefässe schon so erschlafft sind, daß der Geist seine Macht nicht mehr auszuüben vermag, sondern einen solchen, dessen Vernunft zu ihrer vollkommenen Kraft und Lebendigkeit gelangt ist; denn dann erkennt der Mensch sich schon selbst und sieht ein, daß er der wahrhaft menschlichen Eigenschaften wenige besitzt, dagegen mehrere der thierischen, und außerdem ein ganz kleines Fünkchen göttlicher Natur. In Folge dieser Selbsterkenntniß findet er, daß es in seiner Gewalt steht, entweder den Sinnen zu folgen und zum Thiere zu werden, oder der Vernunft und ein Engel zu bleiben im nahen Anschauen der göttlichen Schönheit. Noch füge ich hinzu, daß die materielle Liebe in jedem Alter dem Menschen schädlich, bei jungen Leuten aber gewissermaßen weniger tadelnswerth ist; denn wenn sie ihnen auch Schaden, Gefahr, Unannehmlichkeit, Kummer, Sorgen, Schmerzen und Noth verursacht, so gewährt sie doch den Vortheil, daß sie im Streben, sich die Gunst der Frauen zu erwerben, Manches thun, was, wenn gleich es sich nicht auf einen guten Zweck bezieht, doch an und für sich gut ist. Und so gewinnen sie aus so viel Bitterkeit doch ein wenig

Süßigkeit; später aber, in Folge einer großen Menge von Widerwärtigkeiten, sehen sie endlich ihre Verblendung ein und verlassen sie ganz. Und wie ich einen jungen Menschen, der seine Sinnlichkeit im Zaume hält und sich von der Vernunft leiten läßt, beinahe für einen Engel halte, so tadle ich doch auch den weniger, der sich von der sinnlichen Liebe überwinden läßt, zu der er in Folge seines heißen Blutes sehr geneigt ist; nur muß er dabei auch feine Sitte, höfisches Benehmen und Würde an den Tag legen. Wenn er aber zu Jahren kommt, so muß er höher streben und die heiße Begierde seiner Sinne hinter sich zurücklassen, wie die niedrigste Stufe der Treppe, auf welcher er zur wahren Liebe hinaufsteigen kann. Wollte er aber auch dann noch immer jenes Feuer in seinem kalten Herzen bewahren und seine Vernunft, die dann schon vollkommen erstarkt ist, den ohnmächtigen Sinnen unterwerfen, da wüßte ich nichts Besseres, als einen solchen aus der Reihe der Menschen auszustoßen und ihm seine Wohnung unter den Thieren anzuweisen.

Als Kryski hier ein wenig inne hielt, als wolle er frischen Athem schöpfen, sprach Lupa: Ihr habt da eine wunderbare Liebe erfunden, von der ich nicht weiß, ob Jemand von uns

in seinem Leben davon gehört hat. Ich wenigstens verstehe nicht, was das heißt, mit den Augen, Ohren und mit den Gedanken den Hof machen; und ich weiß nicht, ob sich Herr Kostka mit einem solchen Genusse der Schönheit begnügen wird, denn das geht sehr auf einen Traum hinaus. Auch wenn Ihr über die Schönheit sagt, daß sie ein Strahl der göttlichen Güte und daher stets gut sei, so finde ich dieß nicht; im Gegentheil kann ich dagegen anführen, daß ich viele schöne Frauen sehr bös, trotzig und jähzornig gesehen habe; und ich fürchte, daß sie zu dieser Bosheit und diesem Stolz durch keinen andern Umstand verleitet werden, als durch ihre Schönheit.

Hierauf sprach Lubelski: Sowohl Euch, als auch mir, Herr Lupa, werden die Frauen je länger, desto trotziger vorkommen, zumal wenn man in diesen Jahren etwas Ungeziemendes von ihnen verlangt. Doch möge Euch Kryski belehren, und auch ich will gern zuhören, in welcher Art wir die Schönheit der Frauen wünschen, was wir von ihnen verlangen und wobei wir uns begnügen sollen, damit sie uns nie trotzig begegnen.

Lernt Ihr das, erwiderte Lupa, ich bedarf dessen nicht, denn in meinen jungen Jahren bin ich nach solchen Liebeleien nie lüstern gewesen.

Es ist nicht uneben, bemerkte Dersniak, was Herr Lupa sagt, daß die Schönheit nicht immer gut sei, denn oft war die Schönheit der Frauen die Ursache großer Uebel; von Troja anzufangen, was hat es auf der Welt für Schlachten, Mordthaten, Grausamkeiten gegeben, die fast alle aus der Schönheit der Frauen hervorgingen und daraus, daß sie ihre Schamhaftigkeit vergaßen, wie das bei den Schönen gewöhnlich der Fall ist. Auch sehen wir oft lasterhafte Menschen, die dabei schön sind, so daß man auf den Gedanken kommt, die Natur habe solchen bösen Menschen absichtlich eine so schöne Gestalt gegeben, damit sie mit ihrem schönen Gesicht, wie die Vogelsteller mit der Lockspeise die Vögel, um so leichter verführen könnten.

Laßt Euch das von Niemanden einreden, daß die Schönheit nicht immer gut sein sollte, erwiderte Kryski.

Darauf sprach Myszkowski: Wenn Herr Lupa Das nicht kennen lernen will, was zu wissen Niemanden schadet, so belehrt m i c h darüber, wie ein alter Mensch die Schönheit genießen und der glücklichen Liebe theilhaftig werden soll, die Ihr uns kurz vorher so verzuckert habt.

Laßt mich zuvor, bat Kryski, diesen Herren antworten, welche die Schönheit nicht immer

für gut halten; bin ich damit fertig, so will ich dann auf Eure Sache kommen. Hierauf begann er also: Ich wünschte keinem von den Herren, daß er so in Blindheit verfiele, wie jener Dichter Stesichorus; denn Gott pflegt alle Diejenigen mit dieser Strafe heimzusuchen, die gegen die Schönheit, gegen eine heilige Sache zu sprechen und sie zu tadeln pflegen. Darum sollt Ihr wissen, daß die Schönheit von Gott ausgeht und unzertrennlich ist von der Güte, wie die Wärme vom Feuer. Die äußere Schönheit ist also ein wahrhaftes Zeichen, gleichsam das Schild der innern Güte, wie eine schöne Blüthe am Baume das Zeichen einer guten Frucht ist; und durch Das, was wir sehen, dringen wir zu Dem, was wir nicht sehen können, d. h. zum Geist durch den Körper; darauf gründet es sich, daß die Physiognomen aus dem Gesicht und aus der Beschaffenheit der Glieder nicht nur die Gewohnheiten, sondern bisweilen auch die Gedanken des Menschen erkennen. Und wenn der Jäger den Hund oder den Falken ansieht, weiß er sogleich, was an ihm ist, ob er behend, ob er grimmig, ob er böse ist, ob er eine gute Nase hat; denn das Innere eines jeden Thieres ist in seinem Körper so sehr als immer möglich ausgeprägt. Sehen wir den Löwen an, das Pferd, den Adler, so bemerken

wir, wie in dem Auge des einen Zorn, in dem des andern Feuer, in dem des dritten eine gewisse Hoheit zu erkennen ist. Gehen wir dagegen zum Schafe, zur Taube, da finden wir die aufrichtige und reine Unschuld, im Luchs und im Wolfe aber die Bosheit verborgen. Und so findet sich's fast bei allen Thieren: Was häßlich, ist böse, was schön, das ist auch gut. Man könnte auch sagen: Schönheit ist ein angenehmes, freundliches, heiteres Gesicht, das nach Anstand strebt; Häßlichkeit dagegen ein finsteres, widriges, düsteres, abstoßendes Gesicht, das zur Unanständigkeit geneigt ist. Wer darauf Acht geben will, der wird finden, daß jedes Ding, das trefflich und nützlich ist, auch Schönheit an sich hat. Und kann es etwas Schöneres geben, als diese Welt, die Gott zum Nutzen und zur Freude aller Wesen geschaffen hat? Der runde Himmel mit so vielen glänzenden Fackeln geschmückt, und in der Mitte steht die Erde mit lebenden Geschöpfen erfüllt und durch nichts unterstützt; die Sonne, die auf ihrem Umlauf Alles erleuchtet, im Winter zum niedrigsten Himmelszeichen herabsteigt und im Sommer zum höchsten Zeichen heraufkommt; und der Mond, der von der Sonne sein Licht erhält, je nachdem er nahe oder fern von ihr ist; und die andern fünf Sterne, von denen

jeder anders und wieder anders diesen Kreislauf am Himmel vollendet. So wie alle diese Dinge ihr vorgeschriebenes Maß niemals überschreiten (denn wo sich das Geringste änderte, würde nicht nur unser Glück vernichtet werden, sondern es müßte auch die Welt untergehen), so enthalten sie auch so viel Schönheit und Schmuck, daß der Verstand des Menschen sich nichts Schöneres ersinnen kann. Gehen wir nun zur Betrachtung unserer selbst über, denn der Mensch kann eine kleine Welt genannt werden. Alles, was in ihm ist, das ist weise eingerichtet und hat sich gewiß nicht zufällig so von selber gefunden; denn das kleinste Glied, die feinste Sehne, das zarteste Knöchelchen ist ihm nothwendig, und die ganze Gestalt des Menschen ist sehr schön, so daß ich nicht weiß, ob bei all den Gliedern, die wir haben, der Nutzen oder die Schönheit größer ist. Das kann man auch von Thieren und Pflanzen sagen. Die Federn der Vögel, die Blätter und Zweiglein der Bäume, die die Natur ihnen zum Nutzen und zur Selbsterhaltung gegeben hat, auch diese haben eine große Schönheit. Doch sehen wir nicht auf die Natur, sehen wir auf Das, was der Mensch mit seinem Verstande, mit seiner Hand ausführt. Was ist am Schiffe nothwendiger, als die Masten, die Segel, die Taue, die diese

halten? Und dabei haben diese Dinge so viel Schönheit, daß, wer es anblickt, der Meinung ist, es sei dieß ebensosehr zum Nutzen, als zur Ergötzung des Auges eingerichtet. Schöne Säulen halten in den Kirchen hohe Gewölbe und gewähren den Augen nicht weniger Wohlgefallen, als der Kirche Nutzen. Als die Menschen zuerst zu bauen anfingen, führten sie auf den Häusern hohe Dächer auf, nicht damit das Haus schöner aussehe, sondern damit das Regenwasser leichter ablaufe und das Dach nicht verdorben würde; aber zu diesem Nutzen trat sogleich die Schönheit hinzu. Und diese Schönheit hat immer Statt, wo etwas Gutes sein soll. So fangen wir unser Lob immer damit an, wenn wir sagen: Ein schöner Tag, ein schöner Himmel, eine schöne Erde, ein schöner Fluß, ein schöner Garten, ein schöner Baum, ein schönes Land, ein schöner Wald, eine schöne Wiese, eine schöne Stadt, eine schöne Kirche, ein schönes Haus, eine schöne Schwadron, ein schönes Heer u. s. w. So schmückt sich jedes Ding mit Schönheit und diese ist, wie ich sagte, unzertrennlich von der Güte, besonders beim menschlichen Körper; denn für seine Schönheit gibt es keinen andern Grund als eine schöne Seele, und diese ist die eigentliche Güte. Da nämlich die Seele ein Theilchen von der wahren Schönheit hat,

das heißt von der, die aus Gott fließt, so erleuchtet und verschönert sie Alles, womit sie nur in Berührung kommt, zumal, wenn der Körper, in dem sie wohnt, nicht aus so grobem und schlechtem Stoffe ist, daß sie ihr Abbild darauf nicht abzudrücken vermöchte. Darum ist die Schönheit ein Zeichen von dem Siege des Geistes, wie die Fahne, die man nach der Einnahme der Stadt auf dem Thurme aufsteckt; denn durch die Schönheit gibt die Seele, wie durch eine Siegesfahne, zu erkennen, daß sie den Körper beherrscht und mit ihrem Licht die Finsterniß des Körpers vertrieben hat. Sage Niemand, daß die Schönheit die Frauen trotzig mache; auch dürfen wir die Schlachten und Mordthaten nicht den Frauen zur Last legen, denn daran sind sie nicht schuld, sondern die verdammten Begierden der Männer. Es mag sich wohl treffen, daß eine Schöne das Maß überschreitet, doch zu dieser Zügellosigkeit verleitet sie sicher nicht ihre Schönheit, sondern sie wird sie eher davon abbringen und zur Tugend und zum Anstande führen, und zwar in Folge der Gemeinschaft und Verbindung, in der die Schönheit mit der Güte steht. Aber wißt, was die Frauen schamlos macht: zuerst die schlechte Erziehung; dann die unaufhörlichen Bitten der Männer; dann die Verführung, Geschenke, Armuth, Hoffnung;

endlich Furcht und tausend andere Dinge, die bisweilen auch eine Heilige von der Ehre abbringen könnten.

Wenn es wahr ist, bemerkte Wapowski, was gestern Boianowski gesagt hat, so sind schöne Frauen ohne Zweifel enthaltsamer als häßliche.

Und was habe ich gesagt? fragte Boianowski.

Wenn ich mich recht entsinne, antwortete Wapowski, so sagtet Ihr, daß die Frauen, die man bittet, es auf die Bitten nimmer thun; und die Niemand bittet, die bitten selber darum. Da also die schönen Frauen immer Verführer auf dem Halse haben, und die häßlichen Niemand um etwas bittet, so gewöhnen sich die schönen daran, es immer abzuschlagen, und daraus folgt, daß sie tugendhafter sein müssen, als die häßlichen; da diese Niemand bittet, so können sie sich nicht enthalten, selber darum zu bitten.

Kryski lächelte und sprach: Darauf gibt es keine Antwort; und dann fügte er hinzu: Es trifft sich auch sehr oft, daß, wie die andern Sinne, sich auch unser Auge oft irrt und täuscht, und für schön hält, was nicht schön ist. Denn da es Frauen gibt, die ein unruhiges Auge, ein üppiges Betragen und ein Gesicht haben, auf dem man, wie in einem

Spiegel, die Lüsternheit sieht, so finden Viele daran Gefallen, und nennen, in der Meinung, daß bei einem solchen Betragen ihre Bemühungen nicht vergebens sein dürften, sofort schön, was nur eine gewisse geschminkte Schamlosigkeit ist, nicht würdig des heiligen Namens der Schönheit.

Als Kryski bis hierher gesprochen hatte, schwieg er; Alle fingen sogleich an, ihn aufzufordern, er möge über die Schönheit weiter sprechen, sowie darüber, wie man die Schönheit wahrhaft genießen solle.

Endlich sagte Kryski: Ich glaube, deutlich genug gezeigt zu haben, daß Alte mit mehr Genuß den Hof machen können, als Junge, und das hatte ich mir vorgenommen; und so glaube ich, nicht nöthig zu haben, tiefer darauf einzugehen.

Ihr habt besser gezeigt, sprach Myszkowski, wie viele Uebel jungen Leuten aus der Liebe erwachsen, als wie viel Gutes alte in ihr finden können; denn ihr habt ihnen den Weg noch nicht bezeichnet, den sie zu dieser Liebe einzuschlagen haben; Ihr habt nur so viel gesagt, daß sie die Vernunft gebrauchen sollen, während andere Leute es für ein Ding der Unmöglichkeit halten, daß in der Liebe die Vernunft die Leitung übernehmen könne.

Kryski aber suchte einen Ausweg, um der

Mühe einer weitern Erörterung überhoben zu sein, bis Lubelski ihm befahl und alle Uebrigen anfingen, ihn zu bitten; dann erst fuhr er folgendermaßen fort: Unser Leben wäre sehr unglücklich, wenn unser Geist, der sich sehr schnell der Liebe zuneigt, sich nicht an etwas Anderem erfreuen sollte, als die stummen Thiere; aber die Liebe hat etwas Edleres und ihr Eigenthümliches, worauf sie ihr Feuer beziehen kann. Weil es nun den Herren so beliebt, so will ich mich nicht länger weigern, von diesem edleren Theile zu sprechen. Da ich mich aber nicht für würdig halte, über die heiligen Geheimnisse der Liebe zu sprechen, so bitte ich sie selbst, mir Herz und Sinn und Zunge zu leiten, damit ich dem Hof=Cavalier eine andere Liebe zu zeigen im Stande bin, als die der Pöbel liebt; denn jene kann ihn veredeln und ihn zur Erkenntniß der unaussprechlichen himmlischen Schönheit führen. Hiernach also sage ich: da die menschliche Natur in jungen Jahren den Sinnen so sehr unterthan ist, so darf es sich der Hof=Cavalier, so lange er jung ist, erlauben, sich zu benehmen wie die Andern; ist er aber zu Jahren gekommen, und schleicht sich dann einmal die Liebe in sein Herz, so muß er schon viel vorsichtiger sein, um sich selbst nicht zu betrügen, wenn er sich einen Strick um den Hals legt und

nach Dingen haſcht, die nur ſcheinbar ſchmackhaft, in der That aber mit Galle zugerichtet ſind. Denn wer dieß wahrnimmt, wird einen jungen Menſchen eher bemitleiden, als tadeln, einen alten dagegen eher tadeln als bemitleiden. Begegnet es alſo jenem bejahrten Hof-Cavalier, daß er ein ſchönes und einnehmendes Geſicht erblickt, und merkt er, daß ſein Auge ſich zu dem ſchönen Geſichte hingezogen fühlt, während ſein Herz in raſcheren Schlägen pocht und ſich das liebliche Bild recht tief einprägen möchte, da muß er ſich gleich von Anfang ſorgfältig nach einem ſchnellen Heilmittel umſehen, ſeine Vernunft wecken, durch ſie das Herz ſtärken und kräftigen, und ſo den Sinnen und Begierden alle Wege verſchließen, damit ſie nicht mit Gewalt oder Liſt den Sieg über die Vernunft davon tragen. Denn wenn die Flamme erſtickt wird, iſt auch die Gefahr vorüber. Erlöſcht jedoch die Flamme nicht, ſondern fängt ſie im Gegentheil an um ſich zu greifen, ſo muß der Hof-Cavalier ſich feſt vornehmen, nicht zur Linken abzuweichen und nicht einer unſittlichen Liebe Raum zu geben, ſondern er ſoll ſich auf dem rechten Wege halten, der zum Himmel führt, und um dieſen wandeln zu können, muß er ſich die Vernunft zur Führerin wählen. Zuerſt muß er in Betracht ziehen, daß der Körper, an dem er die Schön-

heit erblickt, ja nicht die Urſache und der Urſprung des Reizes iſt, daß vielmehr die Schönheit, an und für ſich betrachtet, keinen Körper hat, ſondern daß ſie, wie ich früher ſagte, ein göttlicher Strahl iſt und viel dadurch verliert, daß ſie ſich mit einem Dinge verbindet, über welches die Verderbniß herrſcht, wie unſer Körper ein ſolches Ding iſt; denn die Schönheit iſt um ſo vollkommener, je weniger ſie ſich mit ſichtbaren Dingen verbindet; und hat ſie mit Nichts Gemeinſchaft, ſondern beſteht ſie in ihrer reinen Weſenheit, dann erſt iſt ſie in ihrer völligen Vollkommenheit. Wie Niemand mit der Naſe hören und mit dem Ohre riechen kann, ſo kann auch Niemand durch Berührung die Schönheit genießen und die Sehnſucht befriedigen, die die Schönheit im Herzen des Menſchen erweckt, ſondern allein durch die Sinne, die zur Erkenntniß der Schönheit beſtimmt ſind und durch den Geiſt, der auf die Schönheit der Seele ſieht. Hieraus folgt dann, daß man die Schönheit von jeglicher Unſittlichkeit der blinden Sinnlichkeit trennt und ſie nur mit Auge, Ohr und Gedanken genießt, indem man mit dem Auge den gefälligen Wuchs, die wohlgeſtalteten Glieder, das ſchöne und einnehmende Geſicht, das liebliche Lächeln, den Anſtand des Benehmens betrachtet, mit dem

Ohre die wohlklingende Stimme und die angenehmen Worte hört, mit dem Gedanken endlich den Adel der Seele kennen lernt, der den Körper so schön macht. Mit dieser äußerst lieblichen Speise sättigt sich die Seele vermittelst der beiden Sinne, die am wenigsten Körperliches enthalten und die Diener sind, die der Vernunft Alles überbringen. Einer solchen Lust wird man nicht nachzulaufen und von dem geliebten Körper nichts zu verlangen brauchen, was unschicklich ist. Ich füge noch hinzu, daß der Hof-Cavalier die Frau, die er lieb gewinnt, in großer Ehre und Achtung halten, daß er sich um ihr Wohl mehr als um sein eigenes bemühen muß, denn sie soll ihm theurer sein, als seine eigene Person; und nicht weniger als die Schönheit ihres Körpers soll er ihre mit Tugenden geschmückte Seele lieben, immer über sie wachen, daß sie nicht in eine Unanständigkeit verfalle, und sie mit umsichtsvoller Ermahnung zur Bescheidenheit, Mäßigkeit, Schamhaftigkeit und Rechtschaffenheit führen, damit sie an nichts Anderes denken könne, als an Tugend und Anstand, und in all ihrem Handeln klar und sicher sei. Wenn er ein so schönes Samenkorn ausstreut, wird eine erwünschte Frucht der Sittlichkeit und des Anstandes aufgehen, die der Hof-Cavalier mit großer Lust genießen

wird. Denn dadurch wird er dem Herzen der geliebten Person theuer werden und alles Das erhalten, was eine ehrbare Frau gewähren kann; dann wird sie eifrig darnach streben, ihm zu gefallen, es wird in beiden Ein Streben nach edeln und Ein Widerwillen gegen unedle Dinge herrschen, und so werden sie der Glückseligkeit theilhaftig werden, nach der sich so viele Menschen sehnen, die aber nur so wenige erreichen.

Indem ich Euch zuhörte, bemerkte hier Dersniak, hoffte ich, Ihr würdet Eure Dame ein wenig menschlicher und nachgiebiger gegen den Hof-Cavalier machen, als Kostka die seinige; doch sehe ich jetzt, daß Ihr beide jenen Herren Richtern gleicht, die sich bisweilen über ihre Verwandten beklagen, damit man sie für gerechte und kluge Leute halte.

Ich will allerdings, erwiderte Kryski, daß diese Dame viel nachgiebiger gegen einen nicht mehr jungen Hof-Cavalier sein soll, als Herrn Kostka's gegen den jungen Hof-Cavalier. Ich glaube, daß ich hierin nicht Unrecht habe, denn ein bejahrter Hof-Cavalier wird nur Anständiges verlangen, was ihm die Dame, ohne ihrer Ehre zu nahe zu treten, gewähren kann; Herrn Kostka's Dame aber, die der Bescheidenheit, Enthaltsamkeit und Schamhaftigkeit des jungen Mannes nicht so gewiß ist, muß

ihm Einiges gewähren, Anderes versagen. Daher ist der bejahrte Hof-Cavalier, dem niemals etwas abgeschlagen wird, darin weit glücklicher. So wird auch dem Verheiratheten, der einer ehrbaren Dame den Hof macht, nichts abgeschlagen, weil man weiß, daß derselbe auf nichts Unanständiges ausgeht; einem Unverheiratheten dagegen gibt eine Dame bisweilen nicht einmal die Hand, es sei denn zum Willkomm, aus Furcht, es könne ihr das bei den Leuten und bei dem jungen Manne selbst eine üble Meinung bereiten. Daraus könnt Ihr ersehen, meine Herren, daß die Liebe, die ich meine, viel vor der voraus hat, in der die körperliche Lust vorherrscht. Da Ihr mich aber einmal hineingezogen habt und ich angefangen habe, für den nicht mehr jungen Hof-Cavalier eine glückliche Liebe zu schildern, so will ich die Sache noch ein wenig weiter führen, um ihn nicht auf einer so unsichern Stelle zu verlassen; denn ich behaupte, daß die Seele, die den menschlichen Willen in ihrer Hand hat (wie ich früher gesagt), den Sinnen sehr unterthan ist, und wenn die Vernunft auch das Gute auswählt und einsieht, daß die Schönheit nicht vom Körper ausgeht, und die unsittlichen Begierden zügelt, so vernichtet trotzdem das unabläßige Hinblicken auf die Schönheit öfters alle Ueberlegung und Einsicht des Menschen.

Geschieht auch nichts Schlimmeres, so verursacht doch eben das Getrenntsein von dem geliebten Gegenstande dem Menschen große Beschwerde und Kummer, wie das Zugegensein Lust und Vergnügen. Damit also der Hof-Cavalier auch von dieser Anfechtung so fern als möglich sei und die Schönheit ohne allen Schmerz genießen könne, muß er bei sich bedenken, daß die Schönheit und der Körper zwei ganz verschiedene Dinge sind; und da es verschiedene Dinge sind, so muß er die Sehnsucht, die er nach der geliebten Person empfindet, vermittelst seiner Vernunft vom Körper trennen und sie auf die reine Schönheit übertragen, indem er sie sich so körperlos vorstellt, wie sie aus dem Himmel von Gott kommt. Erst in diese Schönheit soll sich sein Herz verlieben, und nur ihr darf er in seinem Innern einen Platz anweisen, wo sie unabläßig wohnen, und wo sie für Zeit und Ewigkeit leben kann. In diesem Falle wird der nicht mehr junge Hof-Cavalier keine Bitterkeit, keine Herzensbeschwerden empfinden, wie sie die jungen fast immer fühlen, z. B. Mißtrauen, Zorn, Eifersucht, Furcht, Verzweiflung u. s. w., welche die Menschen oft dahin bringen, daß mancher sich nicht nur an der Frau vergreift, die er liebt, sondern sich auch selbst den Tod gibt, während die reiferen Jahre und die Liebe der reinen Schönheit nimmer in die-

sen Irrthum und zu diesem Wahnsinn führen können. Auch wird es dem Hof-Cavalier nicht begegnen, daß er dem Manne, Vater, Bruder oder den Freunden seiner Geliebten Unrecht thun, oder sie selbst um den guten Ruf bringen sollte. Er wird nicht nöthig haben, Augen und Zunge im Zaume zu halten, um sich nicht zu verrathen, was dem andern sehr schwer und lästig fällt, wenn er die Liebe verheimlichen will. Auch die Bangigkeit, die den andern bei der Trennung von seiner Geliebten befällt, ängstigt ihn nicht, denn er hat seine Geliebte, d. h. die Schönheit, wie einen theuern Schatz in seinem Herzen verschlossen und trägt sie überall, wohin er sich auch wendet, mit sich herum, ja er kann sie sich, indem er von allen schönen Personen die schönsten Stücke zusammennimmt, in seinem Kopfe noch viel schöner schaffen und bilden, als sie wirklich ist. Doch dieser Vortheil, wie groß er auch ist, hält mit dem, den ich jetzt aufzeigen will, noch keinen Vergleich aus. Um dieses Vortheils theilhaftig zu werden, muß der Hof-Cavalier diese Beschränkung verlassen (das heißt an Einen Gegenstand gefesselt zu sein), von der Betrachtung der Schönheit der Einen Person sich erheben zur Anschauung des Schönen in allen Dingen der Welt und dadurch erst zu jener einzigen, wahren und höchsten Schönheit gelangen, von der alle

Schönheiten ihre Schönheit erhalten. Und so möge er sich nicht in die geliebte Schönheit, sondern in die unbegrenzte verlieben, die aller Welt leuchtet; auf sie möge er all sein Sinnen, sein ganzes Herz richten; sie möge er anblicken, nicht mit körperlichem Auge, denn dieß kann den Anblick des himmlischen Glanzes nicht ertragen, sondern mit dem Auge des Geistes. Durch die Liebe zur göttlichen Schönheit wird die Seele entflammt, mit den Engeln verbrüdert und verläßt nicht nur die Sinne, sondern wird auch der Schärfe des Verstandes wenig bedürfen, da ihr alle Dinge aufgedeckt, sichtbar und klar vorliegen, die sie früher, so lange ihr Blick durch die Finsterniß des Körpers verdunkelt war, hinter einem Vorhange und gewissermaßen im Traume erblickte. Wenn schon die Schönheit, die wir hier mit sterblichem Auge an den Menschen erblicken (die mit jener nicht einmal so weit zu vergleichen, wie eine Kerze mit der Sonne, sondern die eigentlich nur der Schatten der Schönheit ist), unsere Herzen so entflammt und uns eine solche Lust bereitet, daß ihr keine andere gleichkommt, was wird nicht erst jene himmlische thun, in deren Anblick die Engel des Himmels Seligkeit empfinden? Kann es eine angenehmere Liebe, eine lieblichere Flamme

geben, als die aus dem Anblick der höchsten Schönheit hervorgeht? Ich weiß sicher, daß, wie diese Schönheit kein Verstand zu begreifen, keine Zunge auszusprechen vermag, auch Niemand im Stande ist, die Lust auszudrücken welche die glücklichen Seelen empfinden, die zu ihrem Anschauen in den Himmel gekommen sind. Diese Schönheit ist der Urquell und der Brunnen, aus dem Alle schöpfen, und sie nimmt nicht zu und nicht ab, sondern bleibt immer in demselben Maße stehen und theilt allen irdischen Schönheiten von ihrer Schönheit mit; denn aus sich selbst könnten sie die Schönheit nicht haben, während jene himmlische Schönheit durch sich und von sich selbst die unvergleichliche, ewige, reine, unveränderliche Schönheit hat. Diese Schönheit nun ist von der höchsten Güte unzertrennlich, die durch ihren Glanz alle übrigen Dinge an sich zieht. Sie verleiht den Engeln ihre Wesenheit, den Menschen Vernunft, den Thieren Instinkt, den Pflanzen Kraft, den Steinen ihre Eigenthümlichkeit. Sie weckt unsern Verstand, erregt dadurch Wohlgefallen und entzündet die gewaltige Liebe. Also ist diese Liebe um so höher und glücklicher, als eine andere, je edler die Empfindung ist, die sie in uns weckt. Und wie das sichtbare Feuer vom Golde die Schlacken entfernt und es läutert, so brennt

jenes unsichtbare, heilige Feuer die Flecken der Seele und Das, was an ihr sterblich ist, aus und vertilgt es und belebt Alles wieder, was die Sinnlichkeit unterdrückt und überschwemmt hatte. Das ist jener Scheiterhaufen, auf dem, wie die Dichter schreiben, Herkules auf dem Oeta verbrannte und durch solch ein Verbrennen wurde er den Göttern beigezählt. Das ist auch jener feurige Dornbusch des Moses; jene einzelnen feurigen Zungen und der brennende Wagen des Elias, der Gnade und Segen den Seelen derjenigen Menschen verschafft, welche würdig sind, ihn zu erblicken, wenn er die Finsterniß hinter sich zurückläßt, und gen Himmel schwebt. Richten wir also all unser Sinnen und all unsere Seelenkräfte auf dieses heilige Licht, welches uns den Weg zum Himmel zeigt, und ihm nach steigen wir (nachdem wir die Begierden und die sinnliche Lust abgelegt, in die wir hier auf der Erde gekleidet sind) auf dieser Leiter, die auf der unt ersten Stufe einen gewissen Schatten von Schönheit hat, hinauf zu jenem obersten Gemache, wo die himmlische, die ersehnte, wahre Schönheit wohnt, die bei Gott im geheimsten Verschluß ist, damit sie nur von heiligen Augen angeschaut werde. Hier erst werden wir das letzte und gesegnete Ziel und das Ende unserer Wünsche finden, hier wird Jeder von den Mühsalen der Erde

ausruhen, hier wird er sich von dem Elend erholen, unter dem das menschliche Leben hinfließt, hier werden die körperlichen Krankheiten geheilt werden, hier ist der sicherste Hafen für uns Alle, die wir auf der Erde, wie auf einem erzürnten und gefährlichen Meere wohnen. Aber wer kann die himmlische Liebe, die aus der Schönheit, Güte und Weisheit Gottes hervorgeht, genügend preisen? Sie verknüpft alle Theile der Welt; sie ist der Grund, daß die himmlische Obrigkeit die irdische lenkt; sie wendet die Gedanken des Menschen vom Bösen ab; sie wendet sie zu Gott, als zu dem Quell, aus welchem sie hervorgegangen sind; sie vereinigt die lebenden Wesen; sie richtet die Natur so ein, daß sie Alles aus sich hervorbringt und erhält jede Gattung in ihrer Wesenheit; sie versammelt das Zerstreute, sie gibt dem Unvollkommenen Vollkommenheit, der Erde Früchte, dem Meere Stille, dem Himmel belebendes Licht; sie macht aus widerstrebenden Dingen übereinstimmende, aus unähnlichen ähnliche; sie ist die Mutter der Freude, des Friedens, der Ruhe, der Wohlthätigkeit und eine große Feindin der Unmenschlichkeit und der verabscheuungswürdigen Trägheit; sie ist der Anfang und das Ende alles Guten.

Als Kryski geendigt hatte, sprach Lubelski:

In der That, wenn der nicht mehr junge Hof-Cavalier diesen Weg gehen wird, den Ihr ihm vorgezeichnet habt, so wird er den jungen Hof-Cavalier bedeutend übertreffen.

Ich zweifle, daß sich ein solcher finden wird, bemerkte Boianowski.

Ein Mann schwerlich, setzte Dersniak hinzu, eine Frau aber wird sich auf keine Weise finden.

Darauf sprach Myszkowski: Ihr, Herr Dersniak, wollt Herrn Boianowski nicht nachstehen, sondern den Frauen bei jeder Gelegenheit Nasenstüber geben und Unrecht thun.

Es liegt, erwiderte Dersniak, kein Unrecht darin, wenn ich sage, daß die Frauen nicht so frei sind von sinnlichen Lockungen und sich mit der Betrachtung (was zu der himmlischen Liebe nöthig ist) nicht so befassen wie die Männer. Dieß beweise ich daraus, daß in der Geschichte einer solchen Liebe von ihnen nirgends Erwähnung geschieht, von den Männern aber finden sich Beispiele, denn Plato, Sokrates, Plotinus und Andere liebten so. Auch ist's gewiß, daß den heil. Paulus nichts Anderes in den dritten Himmel erhob, als eine solche Liebe.

Sogleich ließ sich Kostka folgendermaßen hören: Auch darin werden die Frauen den Männern nicht nachstehen, denn Sokrates selbst

gesteht, daß ihm alle Geheimnisse, die er über diese himmlische Liebe wisse, eine Frau, Namens Diotima, enthüllt habe, und daran denkt Ihr nicht, Herr Dersniak, daß der heil. Maria Magdalena darum so viele Sünden vergeben wurden, weil sie so sehr liebte. Wie viele solcher Marien gab es, die (wie ich gestern erwähnte) für Christus, den Herrn, grausame Martern und den schrecklichsten Tod nicht im Geringsten scheuten, und dazu waren sie noch nicht alt, sondern blutjung, in welchem Alter Herr Kryski dem Hof-Cavalier sogar materiell zu lieben erlaubt.

Dersniak wollte antworten, aber Lubelski kam ihm zuvor und sprach: Mag Kryski darüber entscheiden, ob die Frauen mit der Engelsliebe wie die Männer lieben können. Doch da heute keine Zeit mehr ist, weil der Herr Bischof das Abendessen hat zurichten lassen, so verschiebe ich vermöge meiner Macht, die ich habe, das Urtheil auf morgen. Als dieß Allen gefiel, erhoben sie sich sogleich, und einige begaben sich zum Herrn Bischof, andere machten einen Spaziergang in den Garten.

Ende.

Durch alle Buchhandlungen kann ferner bezogen werden:

Gynäologie oder das Geschlechtsleben in seinem ganzen Umfange; enthaltend: über die Virginität nach Nationalbegriffen, Physiologie und Moral; über Liebe und Anmuth, Schönheit und häusliches Glück; über physische Liebe, Naturzweck, Sittlichkeit, Einfluß u. Leitung des Geschlechtsgenusses; über Mysterien, Verirrungen und Curiositäten mancher Art; über das Band der Ehe, Empfängniß und Schwangerschaft; über Unvermögen, Unfruchtbarkeit, Krankheiten und deren Behandlung ꝛc. Vierte vollständige und wohlfeilste Aufl. Sechszehn Theile in acht Bänden. 8. 1843. 6 fl. oder 3 Thlr. 15 Sgr.

Haupt-Inhalt. Erster Band: 1. Zeichen und Werth der verletzten und unverletzten Jungfrauschaft, nach physiologischen, moralischen und Nationalbegriffen. 2. Ueber Jungfrauschaft, Beischlaf, Ehe, Liebe und Anmuth. — Zweiter Band: 3. Der Geschlechtsgenuß nach Gesetzen bestimmt, aus religiösem Aberglauben verabscheut und durch Sittenlosigkeit entartet bei alten und neuen Völkern. 4. Das Band der Ehe aus dem Archiv der Natur und des Bürgerstandes, erster Theil. — Dritter Band: 5. Das Band der Ehe, zweiter Theil. 6. Naturzweck, Sittlichkeit, Einfluß und Leitung des Geschlechtstriebes. — Vierter Band: 7. Anmuth und Schönheit aus den Mysterien der Natur und

Kunst, für ledige und verheirathete Frauenzimmer. 8. Die Feier der Liebe. — Fünfter Band: 9. Die Begattung und Zeugung organischer Wesen nach der Stufenleiter der belebten Natur. 10. Nachträge über die physische Liebe, Empfängniß und Schwangerschaft, besonders aber, wie man durch weise Behandlung des Geschlechtstriebes, von seinem Erwachen bis zu seinem Verschwinden, an Leib und Seele gesund bleiben kann. — Sechster Band: 11. Von der Pflege, Nahrung, Uebung und Bewahrung des Geistes und des Körpers, und von den mancherlei Einflüssen auf beide. 12. Nachträge über schwächliche Ehestandsfähigkeit, männliches Unvermögen und weibliche Unfruchtbarkeit, nebst Anzeige der zuverläßigsten Heilmittel, und einer Sammlung merkwürdiger Fälle aus Ehegerichtsakten. — Siebenter Band: 13. Die Kunst, mit Weibern glücklich zu sein. 14. Die Kunst, mit Männern glücklich zu sein. — Achter Band: 15. Aphorismen aus dem Gebiete der Liebe und Ehe. 16. Der Hausarzt bei den Krankheiten der Geschlechtstheile und in weiterer Ausdehnung.

Die

Probenächte

der

deutschen Bauernmädchen.

Von

Friedr. Christ. Fischer.

Audendum est: fortes adjuvat ipsa Venus.
Tibull.

Wortgetreu nach der Ausgabe von 1780.
Preis 48 kr. oder 14 Sgr.

Eros,

oder Wörterbuch

über

die Physiologie und über die Natur- und Culturgeschichte des Menschen in Hinsicht auf seine Sexualität.

Zwei Bände. gr. 8. Berlin 1823.

Jetziger Preis 4 fl. 48 kr. oder 2 Thlr. 24 Sgr.

Auszug aus dem Inhalts-Verzeichnisse dieses so umfassenden als renommirten Werkes:

Amor. Aphrodite. Alter. Amulet. Anmuth. Apathie. Aphrodisiaca. Athem. Auge. Augenbraunen. Augenwimpern. Ausdünstung Ausschweifung. Backe. Bad. Bart. Bastard. Befruchtung. Begattung. Bein. Beischlaf. Beschnittene. Bette. Blond. Blondine. Brautnacht. Brille. Brünet. Brünette. Brust. Buckel. Busen. Callipädie. Castrat. Cicisbeat Cicisbeo. Coelibat. Cul de Paris. Defloration. Diablotie. Dirne. Ehe. Eifersucht. Embonpoint. Empfängniß. Enthaltsamkeit. Entjungferung. Entwicklungsjahre. Erektion. Erotomantie. Eunuchen. Erzeugung. Fettleibigkeit. Finger. Flagellation Frau. Freudenhaus. Freudenmädchen. Frisur. Fruchtbarkeit. Frühling. Fuß. Fußbekleidung. Galan. Galanterie. Gang. Geilheit. Geißelung. Geruch. Geschlecht. Geschlechtstheile. Geschlechtstrieb. Gesicht. Griechische Liebe. Gürtel. Haar. Hagestolz. Hahnrei. Hals. Halstuch. Hand. Haut. Hemde. Herma-

phrodit. Hetäre. Hochzeit. Hosen. Hüften. Infibulation. Italienische Schlöffer. Jugend. Jungfrau. Jungfrauschaft. Kahlkopf. Keuschheit. Keuschheitsgürtel. Kinn. Kleidung. Knabenliebe. Knie. Kopf. Kupido. Kuß. Lesbische Liebe. Liebestränke. Liederlichkeit. Lippen. Mädchen. Mann. Mannbar. Mannbarkeit. Matrone. Megalanthropogenesie. Mensch. Mieder. Milytta. Minne. Mode. Mönch. Monatskrise. Mond. Monogamie. Mund. Nacht Nackt. Nägel. Nase. Natürliches Kind. Negligé. Nestel. Nestelknüpfen. Nonne. Nuditäten. Nymphomanie. Odaliske. Ohr. Orgien. Paederastie. Pantoffel. Perrücke. Phallus. Phantasie. Philtra. Physiognomie. Platonische Liebe. Polygamie. Pollution. Pubertät. Putz. Reife. Reifrock. Reinlichkeit. Reize. Ringeln. Runzeln. Schaam. Schlaf. Schminke. Schnupftuch. Schnurrbart. Schnürleib. Schönheit. Schönpflästerchen. Schürze. Selbstbefleckung. Serail. Seufzer. Sexualorgane. Shawl. Sinne. Sinnenkälte. Sohle. Sonnenjungfrau. Sopha. Spadonen. Statur. Stirn. Strumpf. Strumpfband. Superfötation. Schwangerschaft. Sybarit. Tändeleien. Taille. Tanz. Tastsinn. Teint. Temperament. Thierliebe. Toilette. Tribaden. Troubadours. Ueberfruchtung. Unfruchtbarkeit. Unmäßigkeit. Unschuld. Unterrock. Unvermögen. Verliebt. Verschnittene. Vestalin. Vielweiberei Waden. Wange. Wäsche. Weib. Wittwe. Wohlbeleibtheit. Wohlgeruch. Wollust. Wuchs. Zähne. Zeugung. Zeugungstrieb. Zunge. Zwitter.

KSIĄŻNICA PEDAGOGICZNA im. Łukasza Górnickiego
Nr 760 288
Inwentarz Główny

Lucas Górnicki
geb. 1527 in Ostrzeszów
(Ansch. 73)
Königl. Sekretär,
Bibliothekar und
Favorita von Tycho Brahe,
bei König Sigismund August.
† 22. Juli 1603

„Dworzanin polski"
Krakau 1566
Eine der polnischen
Renaissance angehörige
Umschaffung
von Castiglione's
„Cortegiano", die
den schreiendsten
Mängeln der Rechtsordnung,
das Parlamentarismus,
der Exorbitanzien der Magnaten
rechten.

I Buch S. 25
II. " 124
III " 316
IV. " 481.

Gornicki Lukasz
1527 Auschwitz
† 1603

Dworzanin polski.
Krakau 1566

Den polnischen
Verhältnissen
angepasste Umschreibung
von B. Castigliones
Cortegiano.

Königlicher Sekretär,
Bibliothekar
Starosta von Tyrowo.

sz = sch

Książnica Podlaska
im. Łukasza Górnickiego w Białymstoku
001296180

Gornicki

Der Hof-Cavalier